Otto Ernst Gesammelte Werke

11. Band: Humoristische Plaudereien I



pzig



Otto Ernst
Gesammelte Werke

11. Band: Humoristische Plaudereien I



L. Staackmann-Verlag-Leipzig

Humoristische Plaudereien I

Ein frohes Farbenspiel
Vom geruhigen Leben
Vom grüngoldnen Baum

von Otto Ernst



L. Staackmann Verlag · Leipzig

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

Inhalt

Ein frohes Farbenspiel

Von Schiffahrt, Angst, Courage und dergleichen.

Wir waren eine regelrecht gemischte Gesellschaft: immer ein Mädel — ein Bursche, ein Mädel — ein Bursche usw. Nur in zwei Dingen stimmten wir alle überein, erstens: wir waren jung, und zweitens: wir wollten uns an diesem Nachmittag auf jeden Fall wundervoll unterhalten. Selten ist ein Vorsatz mit größerer Entschlossenheit gefaßt worden als dieser.

Nun ist es eine der allerbekanntesten Tatsachen, daß solchen Leuten in solcher Stimmung eine Wasserfahrt ein ganz erhebliches Vergnügen zu bereiten pflegt. Die Damen ins Boot heben, ihre Füßchen und Spitzensäume bewundern, sie kreischen und kichern hören, sie beruhigen, ein stolzes Beschützergefühl in den jeweiligen Männerbusen spüren, sich mit unerhörter Tapferkeit in die Ruder legen und Wind und Meer gebieten, solange sie nichts dagegen haben — andrerseits: vor den Männern zu spielen mit eben jenen Füßchen und Spitzensäumen, mit anmutzarter, hilfsbedürftig-ängstlicher „Weiblichkeit", vielleicht gar die Ärmel hochstreifen, Hände Nr. 5¾ zeigen, ein für hervorragende Schifferfäuste gemachtes Ruder mit möglichst zierlicher Täppischkeit umklammern und es solchermaßen hin und her bewegen, daß sämtliche Insassen etwas davon haben — wer wollte leugnen, daß alles das für die entsprechenden Geschlechter ungefähr soviel bedeutet wie ein Leutnant mit Schlagsahne oder ein dreisitziges Fahrrad mit Skatvorrichtung, nämlich: eine Anhäufung höchster Genüsse?

Ein erklärtes Verhältnis gab es erfreulicherweise innerhalb unserer achtköpfigen Gesellschaft nicht — wenn auch ein Paar

gewisse dringende Verdachtsgründe aufwies —, es bestand also, wie der kundige Leser aus meinen Andeutungen schon geschlossen haben wird, zwischen uns jene reizvolle Spannung ungleichnamiger Geschlechter, der die Entfernung noch zu groß ist, als daß der Funke überspringen könnte, die sich aber dafür in einem pracht- und wundervollen St. Elmsfeuer der Koketterie entladet. Es gibt kaum etwas Possierlicheres als die Koketterie zwanzigjähriger Leutchen. Die jungen „Männer" posieren entweder genau so stark wie die Weibchen oder etwas stärker; in späteren Jahren freilich neigt sich das Übergewicht in diesem Punkte auf die Seite der Frauen, weil die Männer dann fauler und gleichgültiger werden, diese Eigenschaften sehr oft für sittlichen Ernst halten und sie infolgedessen ernstlich pflegen. Die *jungen* Männlein aber tun groß, und die Weiblein tun klein, so will es die Überlieferung. Was die Jünglinge in dem Alter um 20 herum an Mut hervorbringen, ist unglaublich. Und sieht man die Jungfrauen, so weiß man — immer vorausgesetzt, daß man selbst im entsprechenden Alter steht —, daß Anmut und Sanftmut, Zärtlichkeit und Mitgefühl ewig wohnen werden an jedem Herde der Heimat. Mut wollten wir heute zeigen, den Mut zu Wasser; es sollte eine Elbfahrt gemacht werden.

Es war aber einer unter uns, der das ehrwürdige Alter von 27 hatte, der männliche Teil des verdächtigen Paares, und dieser stellte jetzt die komische Frage:

„Ist denn einer von Ihnen, meine Herren, auch imstande, ein Boot auf der Elbe zu handhaben?"

Ein kurzes, entrüstetes Schweigen und dann eine Sturzwelle von Fragen: „Wieso?" „Das bißchen Rudern?" „Können Sie nicht rudern?" „*Sind Sie bange?*"

Dies Wort gab dem Übermut Luft: der arme Herr Steen hatte ausgesorgt; er konnte sich für heute und für die Zukunft auf den Hohn der wagelustigen Jugend gefaßt machen.

„Es vergeht kaum eine Woche," fuhr er mit unerträglicher Ernsthaftigkeit fort, „daß nicht von einem gekenterten oder

überrannten Boot und von ein, zwei, drei bis ein Dutzend und mehr ersoffenen Vergnügungsfahrern berichtet würde. Ich halte es für Leichtsinn, sich auf einem höchst gefährlichen Fahrwasser anderen als wirklich kundigen Händen anzuvertrauen, und habe das auch bisher noch nie getan."

Für den Menschenkenner wird es nicht nötig sein, ihm das Hohngelächter zu schildern, das ob dieser Rede auf den furchtsamen Herrn Steen herniederprasselte. Die Damen schürzten heimlich mit Verachtung die Lippen, und selbst diejenige, welche ein dunkler Verdacht mit diesem Sicherheitskommissar in Verbindung brachte, entfernte sich unwillkürlich um einige Schritte weiter von ihm.

„Na, sei'n Se man nich bange!" rief Herr Martens, der oberste Draufgänger von uns Jungen, „versuchen Se's man! Wenn Ihnen schlecht wird, setzen wir Sie in eine Droschke und lassen Sie fein bis an Ihr Bett fahren. Zufrieden?"

„Gut, unter dieser Bedingung geh' ich mit," versetzte Herr Steen. Die Zusage wurde mit spöttischem Gelächter aufgenommen; die Damen kicherten jetzt ganz zwanglos hinter Herrn Steens Rücken. Auf dem Wege nach dem Hafen blieb er fast gänzlich allein.

Da war also wieder mal unser alter, lieber Hein Kloock, der Bootsvermieter und Inhaber jener Badeanstalt, in der ich als Fünfjähriger mein erstes öffentliches Bad in solcher Art nahm, daß ich in der Glut meiner damals schon bedrohlichen Gemütsart mit Hemd und Höschen in das Becken für die größten Erwachsenen sprang und sofort mit dem Kopf bis auf den Grund drang. Ein ruhiger Griff Hein Kloocks in meine Nasiräerlocken brachte mich wieder zum Vorschein. Seitdem hat sich eine Art Kindschaftsgefühl gegen den alten Mann in mir erhalten; ich nehm' ihm jede Geschichte ab, und wenn ich ihn besonders erfreuen will, reize ich ihn durch fabelhaft unwissende Fragen zu einer belehrenden Erzählung aus seinen Seemannszeiten. Er hat, nach einem ziemlich verbürgten Gerücht, nur ein paar Fahrten nach Westindien ge-

macht; aber er lügt bis zu den höchsten Breitegraden, und ein Überfall durch chinesische Seeräuber im Gelben Meer kostet ihn nicht die geringste Anstrengung. Überhaupt erzählt er jedes gewünschte Abenteuer und mißt dabei, während er den Zuhörer schärfstens beobachtet, im stillen ab, wieviel tote Seeräuber und wieviel Fuß Sturzwellen er ihm zumuten darf. Mir fügt er die höchsten Wellen und die meisten Toten zu; denn ich mache ihm zu Gefallen immer ein Gesicht wie Klingers Simplizissimus, da er vom Einsiedler das Lesen lernt. Hein Kloock ahnt natürlich nicht, daß mir das Anziehendste seine Geographie ist. Er hat es mir schon wiederholt versichert, es sei ein wahres Glück, daß „die Linie" übers Wasser gehe; wenn sie übers Land ginge, würde die Hitze nicht auszuhalten sein.

Dieser Mann also vermietete uns ein gutes, nettes Boot, versprach uns gutes Wetter — was er immer tut — und wünschte uns eine glückliche Fahrt. Herr Steen bestieg unter großem Hallo das Boot.

„Herr Steen — vorsehn! Das Wasser hat keine Balken!" — „Herr Steen, es wackelt!" — „Herr Steen, werden Sie nicht beim Einsteigen schon seekrank" und dergleichen mehr schwirrte dem Ärmsten um den Kopf, der aber, zum Glück für die gute Stimmung, alles mit zynischer Gemütsruhe hinnahm und, als man sich müde geulkt hatte, trocken bemerkte, er müsse nur immer an unsere Eltern denken, für die unser Leben doch einen gewissen Sinn habe.

Der Hafen war diesmal wieder groß und schön. Wer den Hamburger Hafen in seinem Sonntagskleide sehen will, der muß ihn an einem sonnigen Arbeitstage sehen. Ich kenne kein überwältigenderes Bild der Arbeit als dieses. Hier scheinen sich alle Geräusche der Welt zu vereinigen zu einer sausenden, rollenden, surrenden, hämmernden, knirschenden, pfeifenden, klirrenden, heulenden, stöhnenden, donnernden Symphonie der Arbeit. Hier sind wir nicht mehr in einem kleinen Staate, hier sind wir in der Welt. Hier weht Luft

aus allen Zonen, Klang und Duft aus allen Breiten. Die Masten der Schiffe, dieser Zyklopenmauern, weisen in blaue Höhen, ihr gierig-scharfer, durchschneidender Bug in blaue Weiten. Hier braust dir in einem Augenblick durch alle Adern wie Wein das ganze Kraftgefühl der Menschheit. Und das Heulen der Schiffssirenen gibt dir Antwort auf deinen Stolz: es ist ein wild auffahrender, wahnsinniger Wutschrei der unterjochten Naturkraft. Aber die ungeheuren Raubvogelschnäbel der Kräne holen unermüdlich neue Schätze aus den strotzenden Bäuchen der Schiffe hervor und streuen sie hinaus ins Land, unermüdlich, unermüdlich. Und droben auf dem Schiff, dessen steile Wand nun unmittelbar, zum Greifen nahe fast, neben uns emporsteigt, jäh, still, drohend, lauernd, als wollte sie im nächsten Augenblick sich neigen und uns zermalmen — droben an der Reling tanzt ein steinkohlengeschwärzter Arbeiter mit humorvollen Sprüngen zu einer Musik, die von einem Vergnügungsfahrzeug her lustig über die Wellen hüpft. Und auf dem Heck eines Chinafahrers sitzt eine deutsche Mutter und läßt ihr rundes Bübchen auf dem Arme tanzen zu eben jener Musik. „Musiiik! Musiiik!" hallt es von allen Kais und Schiffen und aus allen Speichern, als die heitere Weise verstummt ist.

Sie wollen Musik. Und über allem ist Sonne.

Wenn ich so durch diesen Hafen fahre, dann sehe ich ihn: den großen Siegestag der Arbeit, da alles, was arbeitet, frei wird von gemeiner Sorge und frei wird zu reinerer Lust. So wird er aussehen, wie dieses große Bild voll Leben, Tat und Sonne. Ich weiß, ich weiß: dies ist nur ein Bild, und der Tag ist noch nicht da. Aber zuweilen sah ich ihn schimmern um die Masten dieser Schiffe und um die Dächer dieser Stadt.

Und dann stromab an den stillen, heimlich umbuschten Ufern von Neumühlen und Övelgönne, Othmarschen und Nienstedten vorüber, bis zu dem sauber blinkenden, weiß und grünen Finkenwärder. Immer größer, immer breiter, immer ruhiger der Strom, wie ein großes Leben, das von Stunde zu

Stunde die Welt mit größerem Blick umfaßt und nun immer klarer, segensreicher, mächtiger und stiller wird.

Er fließt nach Westen, dieser Strom, und so ergießt er an jedem schönen Abend seine breite Flut in das purpurne Meer der Sonne. Sein Drängen und Treiben endet im Lichte. Das ist mir von Kindheit auf ein gewohntes, heiliges Bild.

Drüben, im allerfernsten Hause, das der Blick noch erreichen kann, blinken die Fensterscheiben von lauter Sonne. Das, ihr Brüder vom Gebirge, ist uns Kindern der Ebene Seligkeit: auf zwei Meilen weit dem Nachbar im stillen Herzen eine gute Nacht zu wünschen, wenn aus seinem Fenster die Abendsonne uns zunickt. Das ist uns Seligkeit: stundenlang wandern und fahren und fahren und wandern können und immer das Auge Raum trinken lassen, so viel es mag, ohne zu fürchten, er könnte alle werden. Was noch hinter diesem lachenden Umkreis an duftig-klaren Weiten liegt, das trinkt ein Auge nicht aus. Ich liebe euer Gebirge von ganzem Herzen; aber jeden Morgen, wenn ich zum Fenster hinaussehe, ja bei allem Tagewerk gegen hohe Wände zu blicken, das hielt' ich nicht aus. Das Herz, das mir in den Augen brennt und drängt, es würde ganz auf eigene Hand sterben vor Sehnsucht.

Jetzt durch die einsamen Grachten zwischen den Elbinseln hindurch, wo die Ruder an beiden Seiten ins Gras schlagen, in das hohe Gras, das den Rindern bis zum Bauche reicht, wo leise der Wind die Halme streichelt, wie eine Mutter die Stirn ihres schlafenden Kindes, wo kaum ein Laut vernehmbar ist, als ab und zu das dumpfe, sattbehagliche Brummen einer Kuh. Natürlich kehrten wir bei „Mutter Thiessen" ein.

Mutter Thiessen darf eigentlich keinen Schnaps verkaufen; aber sie tut es. Und er schmeckt auch, wenigstens ihr selbst; aber sie geht nie über das Maß hinaus, das ein kräftiger Mann vertragen kann. Sie ist Wirtin und Hausknecht und noch mit jedem Gaste fertig geworden; ihr Mann ist ihr

Kellner. Jedesmal, wenn man ihn sieht, möchte man ihm ein Trinkgeld zustecken. Seine Frau ist immer hinter ihm her: „Clas, mak doch to! Wat steihst du hier un snacks! Bedeen din' Gäst!" und er: „Jowoll, min Engel! Jowoll, min söte Deern!" Wenn sie ihn nicht hört, versichert er dann jedem Gaste einzeln, dies verdammte Weibsstück könne ein Pferd totärgern.

„Sie müssen mal kräftig auftreten!" meinte Herr Martens.

„Djä! denn ward se noch kräftiger! Dat hevv ick jo allens versocht!" versichert Herr Thiessen mit überlegener Ergebung.

„Clas!!!" scholl es schmetternd von der Küche her.

„Jo jo, min Engel!! — Meenen Se, mine Herrschaften, dat Froensminsch kann een'n ok man'n Ogenblick in Ruh lot'n? Und dorbi: slech is se nich; se's bloß n' Satan."

„Clas!!!!"

„Jo, min Deern!"

„Herr Thiessen!" rief jetzt Martens, „sagen Sie bitte Ihrer Frau, sie möchte die Spiegeleier nicht wieder so fürchterlich fett machen wie neulich!"

Herr Thiessen kam langsam zurück mit einem ratlosen Gesicht und legte Martens die Hand auf die Schulter.

„Ach, Herr," kam es unendlich verlegen heraus, „möchten Sie mir nich 'n großen Gefallen tun?"

„Wenn ich's kann, natürlich gern!"

„Möchten Sie nich reingehn un ihr das sagen?"

„Ich?" — Martens wurde blaß. „Ja, wissen Sie — das ist so 'ne Sache — das ist doch eigentlich Ihre Sache — ich kann doch nicht — das sieht ja doch merkwürdig aus — nee, dann lassen Sie's nur — das ist mir viel zu umständlich — ich sitz' hier nun gerade gemütlich —"

Die Eier wurden also fett; wir aßen wie Ruderknechte — ausgenommen die Damen natürlich — und hörten zu dem ausgesprochen niederdeutschen Essen die tremolierenden Lungenübungen Violettas und die wahnsinnigen Triller Lucias, durch die Güte eines italienischen Orgeldrehers nämlich, der sich dann

überraschend schnell in die holsteinische Kost einlebte. Als wir die Rückfahrt antraten, bat er uns, ihn und seine Orgel mit nach Hamburg zu nehmen. Wir dachten an den Dreibund und willigten ein, unter der Bedingung, daß er nun auch der Orgel die wohlverdiente Ruhe gönne.

Als wir wieder auf dem eigentlichen Flusse waren, galt es, gegen den Strom des ablaufenden Wassers nach Hamburg zu kommen: für zwei Ruderer, die neun Personen und einen Leierkasten vorwärtsbringen sollten, keine leichte Arbeit. Ich saß am Steuer, und die vierte Mannsperson war zum Ablösen da.

Es war Abend geworden. Wasser und Luft schienen sich zu einem Element vereinigt zu haben, zu einer milchig grauen, alles erfüllenden Flut, die sich um Hals und Wangen legte wie der weiche Arm eines Weibes. Es war jene verdächtige Milde um uns, die sich leicht in Tränen löst. Wir konnten noch einen hübschen Regen bekommen.

Die beiden Ruderer arbeiteten kräftig; aber es ging nur langsam, sehr langsam vorwärts.

„Wir kommen ja kaum von der Stelle!" rief Martens.

„Gar nicht," erklärte Herr Steen, der gerade frei war, mit auffallender Entschiedenheit.

„Wieso ‚gar nicht'?"

„Wir sitzen doch fest!"

„Wir sitzen fest?"

„Ja."

„Wieso sitzen wir fest?"

„Wieso? Auf'm Sand. Haben Sie denn das nicht gemerkt? Wir sitzen ja schon 'ne Viertelstunde."

„'ne Viertelst — — Ja, aber Menschenskind, warum sagen Sie denn das nicht eher?" rief Martens etwas empört.

„Ich dachte, Sie wüßten das und blieben mit Absicht sitzen," entgegnete Steen mit der Miene eines frisch gewaschenen Engels.

Ich mußte laut herauslachen. „Jetzt uzt er uns!" rief ich.

„Ja, wie kommen wir denn wieder los!“ rief Martens ärgerlich.

„O, das ist sehr einfach,“ meinte Steen, „Sie müssen nur nicht das Boot gegen den Strom flottmachen wollen. Erlauben Sie?“ fragte er höflich, nahm Martens das Ruder aus der Hand, tastete den Grund damit ab, stieß es dann in den Sand und schob allein das Boot mit dem ablaufenden Strome wieder ins freie Wasser.

„Bitte?!“ Er gab das Ruder zurück.

Es war kein Zweifel, Herr Steen war der ganzen Gesellschaft etwas bedeutender geworden. Die Damen betrachteten sich ihn wiederholt von der Seite.

Da geistert neben uns aus dem Nebel das Wrack der „Alexandria“. Ein mächtiger Überseeer, den ein anderer Dampfer mitten durchgerannt hat, bei solchem Wetter wie heute. Die beiden Hälften starren drohend aus der leise schwatzenden Flut herauf. Die furchtbaren Flügel der Schiffsschraube ragen gespenstisch in die Luft — sie haben Ruhe. Wir umfahren das Wrack. Wir sind wieder still geworden. Um diese Stätte weht Tod. Die dicksten Eisenstangen sind zerbrochen wie Glas, gebogen, aufgewickelt wie dünner Draht. Oben am Fockmast hängt eine Laterne und gibt ein kleines, einsames, trauriges Licht, zur Warnung für die Fahrenden. Einst war auf diesem Deck, in diesen Kajüten Leben, Bewegung, Lärm, Befehlen und Gehorchen. Alles verlassen. Wer weiß, ob nicht unten in einem verborgenen, vom drängenden Wasser verschlossenen Raume noch von denen liegen, die nicht wieder an die Oberfläche kamen? Und ob sie nicht im nächsten Augenblick hervorhuschen, die Treppen heraufkommen wie die Katzen, hierhin, dorthin hasten, die Glut aufstochern unter dem Kessel, in die Masten schlüpfen, die Segel hissen und im Hui mit ihrem Schiff verschwunden sind —

Es ist verschwunden. Wir sind vorüber. Der Nebel ist stark.

Ein schöner, leiser, wiegender Zwiegesang klingt ganz nahe.

Und nichts zu sehen — doch! — Ein Boot mit dunklen Segeln! Aber kein Mensch darin zu sehen. Vorbei. Der Nebel verschlang es.

So grüßt uns ein Gedicht. So huscht es vorbei. Es kommt darauf an, wieviel man davon erhascht. Ganz erwischt man's nie. Später, als ich allein war, sah ich nach, wieviel ich im Netz behalten.

Zwei plaudernde Gesellen
Im Kahn, im flügelschnellen.
Schon stieg aus sanften Wellen
Die Nacht, die milde Fei.

Was war's — was huscht von hinnen?
Ein Schiff mit schwarzen Linnen
— Kein Schiffer saß darinnen —
Glitt unserm Boot vorbei.

Vom Schiff her kam ein Singen
Auf weichen, dunklen Schwingen,
Ein längst vertrautes Klingen,
Wie fremd die Weise sei.

Verklingen und Entschwinden! — —
Wer sucht, um uns zu finden? —
Auf Wellen floß und Winden
Das Schweigen still herbei. —

Ein feiner Regen begann herabzurieseln. Die Damen hüllten sich fröstelnd in ihre Mäntel; es wurde unbehaglich und still.

Mit einem Male rief Steen: „Ein Dampfer!"

„Wo denn?" fragte Martens.

„Da, dicht vor uns, sehen Sie denn nicht?"

Ein Licht ging aus dem Nebel auf, und ein großer, schwarzer Bug stieg dicht vor uns aus dem Dunkel.

„Mensch, was machen Sie!" schrie Steen entsetzt; im nächsten Augenblick hatte er Martens die Ruder entrissen.

Martens war völlig kopflos geworden: er hatte vorwärts gerudert statt zurück. Die nächsten Sekunden entschieden

über Leben und Tod. Noch ein paar Schläge, und wir wären unter den Dampfer geraten.

Mit ein paar ruhigen, kräftigen Ruderschlägen brachte Steen unser Boot außer Gefahr; wir schrammten so eben, so eben an unserem Verderben vorbei. Vom Dampfer herab prasselte eine volle Garbe von Seemannsflüchen auf uns nieder, die allerlei wohlmeinende Ratschläge enthielten.

Steen behielt die Ruder. Martens verlangte sie nicht zurück.

Wenn jetzt jemand gewagt hätte, etwas gegen den Herrn Steen zu sagen — was dem wohl geschehen wäre!

Die Damen ließen ihn kaum noch aus den Augen. Gar nicht aus den Augen ließ ihn diejenige, welche — der Leser weiß schon. Ihr Blick schien um Verzeihung zu bitten.

Alles gehorchte jetzt seinen Anordnungen, und wir kamen dabei bald in den sicheren Hafen. An Land gekommen, fühlten wir in unserer Durchfrorenheit das Bedürfnis nach einem heißen Trunk.

„Herr Steen,“ sagte ich, „Sie haben uns das Leben gerettet; nun müssen Sie auch so großmütig sein, uns für unsere Dummheiten bei einem Grog die Köpfe zu waschen. Uns friert; wir wollen einen trinken.“

„Mir ist sehr warm!“ sagte er überrascht. „Aber wenn ich an die Geschichte zurückdenke, krieg ich freilich nachträglich das Gruseln.“

„Sie sind ja eine geborene Wasserratte!“ rief Martens.

„Ich denke nicht dran,“ entgegnete Steen. „Dies war meine dritte Kahnfahrt. Ich würde keinem raten, mir auf dem Wasser sein Leben anzuvertrauen. Aber mir geht etwas ab, was auf dem Wasser sehr hinderlich ist.“

„Nun?“ fragte Martens gespannt.

„Die Saloncourage,“ versetzte Steen.

Der große Sonntag.

Soll man reisen?

Ein redlich genährter Bürger aus meiner Bekanntschaft verneint es. Man könne alles zu Hause in gewohnter Behaglichkeit lesen, was die Welt Beachtenswertes biete.

Ich finde aber, man hat beim Lesen nicht das von der Jungfrau oder von der Nordsee, was sie einem in natura bietet. Die Seeluft z. B. verliert entschieden. Ich gebe zu, daß das nur eine ganz meinerseitige Auffassung von der Sache ist; aber die genügt mir auch. Hiermit dürfte ebenso wissenschaftlich als gründlich nachgewiesen sein, daß man reisen soll, daß das Reisen eine göttliche Sache ist, wenigstens für mich.

Wann soll man reisen? Nur in der hohen Reisezeit, oder auch in der ganz gemeinen Reisezeit, oder auch außer aller und jeder Reisezeit? Ich stimme dafür: Immer, wenn man Lust und Geld hat. Auch im Winter und wenn's regnet! Ach, erst recht, wenn es regnet! Die Natur ist ein mordssauberes Weib, und das ist ja das Eigentümliche solcher Weiber, daß sie auch in einem langen, grauen Regenmantel mordssauber sind.

Wir hatten uns eine Fußwanderung nach einem vier Stunden entfernten Ziele vorgenommen, sie und ich. Der Regen gab deutlich zu verstehen, daß er uns dahin begleiten werde. Wir bedeuteten ihm, er möge sich nicht bemühen; aber es war ein Regen von jener sanften Beständigkeit, die zuletzt immer durchdringt, die den Regen eigentlich erst zum Regen macht, die der Landmann nach monatelanger Dürre so sehr zu schätzen weiß und die der unerschütterlichen Bedachtsamkeit jener Men-

schen gleicht, die mit dem Leben sparen und sehr alt werden. Wir mußten zunächst über eine lange, lange Wiese, sie, ein liebes, junges Weibchen, und ich. Junge Damen in Sommerkleidern gehen besonders gern durch das hohe Gras kräftig angefeuchteter Wiesen. Sie zog das Mäulchen und belohnte mein herzliches Mitgefühl mit ihrem Kleidersaum durch wehmütige Antworten. Ich pflege in solchen Lagen sofort zu begreifen, was zu tun ist. Ich ging mit ihr in das nächste Gasthaus und trank einen Grog. Sie wollte keinen; ich sah also ein, daß ich zweier bedürfen würde, und trank noch einen. Und dann ging es weiter. Und dann hatt' ich so viel Gesang und Blödsinn im Leibe, daß ich einen Schwank von drei Stunden aufführte. Ich wählte nur solche Lieder, die von der außerordentlich klaren Bläue des Himmels sangen und über den goldigen Sonnenschein jubelten. Ich pries mit schmetternden Tönen den leuchtenden Tag und hörte mit Vergnügen, wie der Regen vor Wut auf meinem Schirm trommelte. Sie prustete, sie kicherte, sie mußte sich die Seiten halten und spielte schließlich mit, und das hatt' ich gewollt.

Und wenn der Waldweg einen Blick ins Tal gewährte, dann sahen wir stumm in die milchweiße Tiefe hinab, aus der ein ferner Gebirgsbach rauschte. Auch auf diesem Rauschen lag ein dichter, weißer Schleier. Was sonst im hellen Sonnenlichte da unten lag: das sah und wußte jeder; aber was hinter dieser weißen Stille lag in unergründlicher Tiefe: das wußte nur meine stille Seele. Immer sah ich nur eine milchweiße Wand; aber doch war mir's, als sänke mein Blick immer tiefer hinein und durchdränge einen Vorhang nach dem andern.

Und sie stand neben mir und wollte sprechen; aber als unsere Blicke sich trafen, sah sie meine Andacht, und sie schloß den schon geöffneten Mund und ward wirklich ernst. Und das gefiel mir so unsagbar gut.

Und als wir ein Weilchen weitergegangen waren, rang ich meinen Hut aus wie die Wäscherin ein Handtuch, und als ich

ihn wieder aufgesetzt hatte, behauptete sie, ich sähe aus wie ein Strolch; aber der Hut täte es nicht allein; etwas in meinem Gesicht käme dem Hut zu Hilfe. Ich schnob Wut und drohte, ihr die Traufe von meinem Regenschirm in den Nacken laufen zu lassen, worauf sie lachte. Und dann sagte ich:

„Entschuldigen Sie; aber ich muß mal schreien!“ Und ich schrie.

„Himmel, was haben Sie für eine Kehle!“ rief sie entsetzt.

„Noch gar nichts!“ versetzte ich, „kann noch achtmal so stark. Aber jetzt müssen Sie schreien!“

Sie piepste.

„Hahahahaaaa! Das nennen Sie ‚schreien‘?“

Ich packte ihren runden Oberarm und kniff ein bißchen.

Und da kam jener Schrei aus Weiberherzenstiefen, der einem, wie das Schwabenschwert dem Türken, durch Kopf, Brust und Leib geht und dennoch wohltut. Die edlen Weiber sind auch daran zu erkennen, daß sie schön kreischen.

„So,“ rief ich, „jetzt hat die Seele wieder Luft und kann sich von neuem freuen.“

Und während mir der Regen von Hutrand, Nase, Ohren, Wimpern, Bart, Fingerspitzen, Rockschößen und Hosensäumen rann, rief ich in den nahen Himmel hinauf: „Herrgott, was mußt du heut' für Freude haben an uns!“

Als wir aber auf dem Gipfel waren und hinabschauten, was da? Da kochte und brauste das tiefe Tal, und aus den dunkelgrünen Tannen löste sich der milchweiße Dampf wie ein so zartes und so geschmeidiges Schleiergewebe, daß es sich den engsten Zweigwinkeln und dem dichtesten Nadelgewirr zu entschmiegen schien. Die Tannen rauschten, und alle Wälder brannten in einem unterdrückten, flammenlosen Feuer. Da zeigte sich im Süden ein lichter Fleck und ward noch ein wenig lichter und dann noch ein wenig und wurde rötlich und dann gelb, und dann schlug die langerstickte Flamme mit einem Male breit hervor, und da das Feuer Luft bekommen, stand gleich das ganze Tal in Glut. Nun sahen wir auch das

Brausen: mit langem, freudetollem Sturz sprang ein Wasserfall durch den Sonnenschein.

So belohnt das Licht diejenigen, die ihm auch in grauen Tagen singen.

Ja, auch im Regen soll man reisen.

Da fällt mir aber schwer aufs Herz, daß ich von einer ganz plebejischen Art des Reisens rede: vom Fußreisen. Und mir fallen mit einemmal die staunend fragenden, mitleidig-spöttischen Gesichter ein, die schon aus zwei- und einspännigen Fuhrwerken auf mich herabgeblickt haben, wenn ich bestaubt und schwitzend, mit dem Ranzen auf dem Rücken, meine Straße zog. Sie bedrängen und bedrücken mich, diese Gesichter.

„Eine famose Tour!“ sprach noch dieser Tage zu mir empfehlend ein holder Bekannter, „man braucht keinen Schritt zu gehen — ganze Geschichte kann man per Wagen abmachen. Famos!“ Worauf ich ihn stumm mit jener Fülle der Verständnislosigkeit anglotzte, die mir für solche Fälle jederzeit zur Verfügung steht.

„Wie weit ist es denn bis zum ‚Waldhaus‘?“ hörte ich an einer Mittagstafel einen Herrn fragen.

„Drei Stunden,“ antwortete jemand.

„Na, aber hör'n Sie mal: da müßte man doch dreimal verrückt sein, wenn man das zu Fuß machte!“

Ich war an dem Morgen sechs Stunden marschiert und senkte im niederdrückenden Gefühl meiner zweimal dreifachen Verrücktheit meine Nase ins Glas.

So freut sich ein Mensch am andern, dachte ich. Die halten mich für verrückt, und ich sie.

Fahren — in einem guten Wagen auf guter Straße mein' ich — ist ein unverdienter Genuß. Man kommt schnell vorwärts und tut nichts dazu. Ich habe deshalb beim Fahren die üppigen Gefühle eines freigehaltenen Schlemmers. Und solche Genüsse haben unzweifelhaft ihren eigenen Reiz. Aber daß sich auf der Reise die Geschwindigkeit meiner Empfin-

dungen und Gedanken nach der Geschwindigkeit von Pferden richten solle, das halte ich für eine maßlos unverschämte Zumutung. Und dann hab' ich nun einmal diese selig-vergnügte Federkraft in den Beinen. Die empfindlichste Feder des kunstvollsten Landauers ist ein Marterwerkzeug gegen meine Muskeln, die mich über tausend Felsentrümmer wie in einer Sänfte tragen, und die jeden Morgen, neu gestärkt, dem Geist des Lebens eine jubelnde Andacht tanzen.

Wer also über das Reisen zu Wagen maßgebliche Mitteilungen wünscht, den muß ich an meinen Bekannten und an den Herrn von der Mittagstafel verweisen.

Soll man planlos oder nach einem vor der Reise entworfenen Plane reisen? Ich bin ganz entschieden für einen bis ins einzelne ausgeführten Reiseplan; nur darf man sich nicht nach ihm richten.

Zuerst und vor allem bin ich für Ausarbeitung eines sorgfältigen Reiseplanes, weil man dabei schon alle Seligkeiten der Reise in zartester Zubereitung durchkostet. Der Vorgeschmack ist ja an den meisten Dingen dieser Welt das Schönste. Welche Genüsse schlummern schon in solch einem Kursbuch! Und dann erst in solch einem „Baedeker" oder „Meyer"! Man verzeichnet sich jeden „prachtvollen Spaziergang", jeden „Turm mit herrlicher Fernsicht", jedes Gasthaus „mit vorzüglicher Küche", jedes Museum mit Gemälden und Marmorbildern von den denkbar größten Meistern, jede Schlucht, jede Klippe und jeden Wasserfall. (Es kommt ja nachher immer anders, wenigstens bei mir; aber was schadet das? Man hat erst einmal all diese Köstlichkeiten weg!) Und dann die Zusammenstellung des Reisebedarfs — Himmel — dieses Entzücken! Mit welcher Wollust packt man die Hausschuhe ein, in denen man nach acht- oder zehnstündiger Wanderung am Abend schwelgen will! Welcher Jubel, wenn man den geeignetsten Reisekognak endlich gefunden hat! Mit welcher stillen Freude wählt man die ganz wenigen Bändchen Reiselektüre, und mit welcher liebevollen Sorgfalt schätzt man

die nötige Anzahl heimatlicher Zigarren ab, damit man niemals in die Versuchung komme, sich in einem leichtfertigen Augenblick, fern von liebenden Verwandten und Freunden einer unberechenbar ländlichen oder kleinstädtischen Zigarre auszuliefern.

Ich bin aber noch aus einem persönlichen Grunde für einen Plan. Als Junge und Jüngling kam ich nicht über meinen Heimatsort hinaus, und da ich unausgesetzt, während ich durch die Straßen lief, mit einwärtsgekehrtem Blick die zahlreichen und glanzvollen Ideale meiner Kindersehnsucht zu betrachten pflegte, so entwickelte sich in mir nach und nach der elendeste Ortssinn, den Europa aufzuweisen hat, ja, es entwickelte sich sozusagen in mir ein sicherer Trieb zum Verlaufen und Verirren, eine verkehrte Ortsempfindung. Wie oft schon hab' ich, an einer Wegscheide stehend, mir gesagt: „Dieser Weg hier (sagen wir links) ist jedenfalls der richtige." Dann sagte mir eine innere Stimme: „Du fühlst dich zu sicher! Du kennst dich doch! Ein böser genius loci will dich täuschen! Geh' den andern Weg!" Dann ging ich den andern Weg, und dann war's auch richtig der verkehrte. Ich bin machtlos gegen diese Bosheit: ich habe den Kampf gegen sie nachgerade aufgegeben, und das um so mehr, als ich mich auf Irrwegen in der Regel wunderbar ergötzt habe. Nur wenn ich mich von meiner Gutherzigkeit dazu hinreißen lasse, als Führer aufzutreten: dann wird jener Naturtrieb mir unangenehm. Als Reiseführer habe ich stets den schnödesten Undank zu kosten bekommen.

Nicht genug aber, daß mein tückischer Ortssinn mich regelmäßig irreführt, sobald ich nicht streng nach der Karte wandere: er führt mich auch mit Vorliebe einundeinhalb Minuten Weges an den „Hauptsehenswürdigkeiten" vorbei. Z. B.: eine Aussicht fesselt mich so, daß ich lange davor stehen bleibe und alles andere vergesse oder auch an tausend ferne Dinge denke und dann eine halbe Stunde lang im Traume weitergehe. Wenn ich dann einmal meine Karte hervorziehe, entdecke ich, daß ich hart an der eigentlichen Haupt- und Riesenaussicht vorbeigewandelt bin. Dann muß ich entweder umkehren —

wenn die Aussicht so berühmt ist wie der Papst in Rom, den man ja gesehen haben muß — oder ich tröste mich — was mir sehr leicht wird — damit, daß die unberühmte Aussicht, die ich gesehen, doch auch ganz herrlich war und daß die unberühmten Schönheiten gewöhnlich eigenartiger, schöner und unberührter sind als die berühmten und stark besuchten Schönheiten.

Am Abend dient mir dann mein ausführlicher Reiseplan dazu, festzustellen, wie oft und inwiefern ich von ihm abgewichen bin. Welchen Weg ich gehen werde, kann ich unmöglich immer wissen; aber welchen Weg ich gegangen bin, das mag ich gern erinnernd und bewußt überblicken.

Also: man mache sich einen Plan; aber man weise keinen Gedanken mit heftigerer Entschiedenheit zurück als den, daß man sich von ihm solle vergewaltigen lassen.

Ich reise mit Vorliebe zu zweien, mit einem guten, sehr guten Freunde oder einer noch besseren Freundin. Nur müssen sie unterwegs mit wenigen Worten auskommen und allein zu genießen verstehen. Die Menschenseele ist keusch und steigt nur, wenn sie allein ist, ganz entkleidet ins Bad der Stimmung. Ich für mein armes Teil kann aber nicht schwimmen, und wenn ich mich zu weit vorwage, gehe ich unter. Dann ist mir ein Freund willkommen, der mich herauszieht.

Und dann des Abends aus der Fülle des Tages plaudern, beim Glas und bei der Zigarre, mit einem Freund, mit einer holden Freundin. Ach, ist das schön! Das ist das nötige Stück Heimat und Ruhe in der Ferne.

Und halt — noch eins! Ja, das ist auch köstlich: einem lieben Menschen die Stätten zeigen, die man selbst schon gesehen, wo man schon einmal im Schauen selig war! Da trinkt man die Schönheit durch eine geliebte Seele; der unmittelbare Genuß tritt zurück hinter dem Gedanken: Wie wird ihm das gefallen! Wie wird ihr das Herz springen, wenn ich sie mit einem Male da hinabsehen lasse! — Das ist eine besondere Reisefreude, und ein besonderes Reiseleid ist es, in ein seliges Gefild zu schauen und die nicht herbeirufen zu können, die man liebt.

Einmal aber war ich an einen Gesellen geraten, der sich morgens auf 45 oder 50 Kilometer einstellte und der sich dann den Tag über darauf beschränkte, abzulaufen. Die 45 Kilometer lagen ihm tagsüber wie ebenso viele Kilogramme auf dem Herzen, und erst des Abends, im Bett, empfand er sein Reiseglück. Ein Turm, der in seinem Plane stand, mußte genommen werden, da half dem Turme nichts. Und wenn über der obersten Plattform ein Schutzdach war, so stieg er aufs Schutzdach. Unterwegs pflegte er mir die Zeit damit zu vertreiben, daß er feststellte, wann wir zu einem Kilometer zehn, wann elf, wann gar zwölf Minuten gebraucht hatten. Zwei Tage lang vertrug ich's wie ein Lamm. Der Kerl war mir neu. Am Abend des zweiten Tages, als noch fünf Kilometer Aufgabe unerledigt waren, erklärte ich, hier, in diesem Dorfe über Nacht bleiben zu wollen. Er starrte mich an, sah meine sanfte Unerschütterlichkeit und fügte sich. Aber er war gebrochen. Als er schon eine halbe Stunde im Bett gelegen hatte — ich saß noch auf dem Balkon unseres Zimmers —, hörte ich ihn stöhnen. Ich fragte, ob ihm etwas fehle.

„Nein — nichts. — — Morgen ist 'n strammer Tag."

„Wieso?"

„Na, 48 Kilometer haben wir so schon, und dann noch die fünf von heute —"

Am nächsten Morgen nahm ich mit verbindlichen Worten von ihm Abschied, indem ich mich für seine Gesellschaft bedankte.

Freiheit! Du bist mir das Köstlichste an allem Reisen! Dies Losgebundensein von allem, von allem gewohnten Zwange: das ist das Unbeschreibliche! Nicht nur, daß ich faulenzen darf; das könnt' ich ja auch zu Hause. Aber hier bin ich für keinen zu haben; kein Mensch hat mir was zu sagen, aber auch keiner! Die Briefe, die jetzt zu Hause ankommen, brauch' ich nicht zu beantworten, hihi! Wenn 'n langweiliger Kerl kommt, um mich zu besuchen — „Der Herr ist verreist!" — hihihi! Einladungen zu dringenden Ausschuß- und Vorstandssitzungen — es tut mir ja riesig leid; aber ich bin entschuldigt — hihihihiii!

Freilich: wer das ganze Jahr hindurch tun und lassen kann, was er will, der hat auch diese einzige Freude nicht einmal. Und wer auf Reisen geht, um draußen die Genüsse der Stadt und des Hauses und des Winters und der „Gesellschaft" zu suchen, mit anderen Worten, wer auf Reisen geht, um zu Hause zu bleiben, der kennt dich nicht, herrliche Losgelassenheit! Es klingt widersinnig; aber das Köstlichste am Reisetag ist die Morgenstunde beim Ankleiden und beim Kaffee. Denn dann liegt so ein ganzer, ausgestreckter Tag im goldenen Freiheitslichte vor mir, und ich bin sein unbeschränkter Herr. Ich kann auf den Berg steigen; ich kann um den See wandern, ich kann das Tal hinaufgehen, ich kann auch hier unter der breiten Linde sitzen bleiben und lesen, d. h. schließlich kann ich ja nur eines; aber vorläufig kann ich alles und genieß ich alles. Darum ist eine Reise für mich ein einziger, langer Sonntag, der große Sonntag des Jahres, und alles, was mir auf Reisen begegnet, ist Sonntag.

Als kleiner Junge wurde ich jedes Jahr einmal zur Weihnachtskomödie ins Theater geführt. Das war für mich der große Lichtpunkt des Jahres. Dann sah ich in allem Treiben und Gewimmel der Großstadt eine festliche Bewegung, ja es war mir, als ob alle von meinem Freudentage wüßten und alle Menschen und alle flimmernden Herrlichkeiten sich rüsteten, mich zu entzücken. Daß an diesem wunderbaren Tage jemand so teilnahmlos, so unfreundlich und abgeschmackt sein könne, an Arbeit und alltägliche Dinge zu denken, das schien mir unmöglich.

Dieselbe kindliche Täuschung begleitet mich noch immer, wenn ich auf Reisen bin. Ich weiß es ja, aber ich kann es mir nicht vorstellen, daß der Tag meiner Freiheit und Freude für die Menschen, die mir begegnen, ein Tag der Last und der Sorge sein könne. Und ungefähr so, mein' ich, muß es allen sein, die „recht in Freuden wandern". Der sonntägliche Hauch, der über der Ferne liegt, läßt uns wohl gerade eine fremde Gegend so oft schöner erscheinen als eine heimatliche, mag sie

auch durchaus nicht schöner sein. Denn ob wir noch so sehr die Heimat lieben: das wissen wir zu gut, daß in ihren Tälern und Höhen auch die alleralltäglichste Mühsal und Trübsal schreitet, unsere eigene Mühsal und Trübsal ist auf ihren Wegen gewandelt.

Sollte nicht das soziale Mitgefühl bald einmal darauf verfallen, den vom Alltag Erdrückten, die Jahr für Jahr in ungelockerter Arbeitsfessel verbringen, dasjenige zu geben, was der Mensch so notwendig braucht wie das Brot: einen Sonntag, einen Jahrsonntag, einen Freiheitssonntag, einen Reisesonntag? Ich habe mir sagen lassen, daß in England und Schottland die Arbeiter wenigstens an vielen Orten 8—14 Ferientage bekommen und dann mit Kind und Kegel aufs Land ziehen. Man weiß bei uns wohl noch nicht, wieviel Kraft und Freude ein Sonntag geben kann. Ein richtiger Sonntag vergoldet alle Werkeltage und gibt auch dem Geplagtesten das Bewußtsein höherer Bestimmung.

Und etwas Prachtvolles an der Reise ist doch auch die Heimkehr! Dieser Arbeitshunger, diese Frische! Mit spöttisch überlegener Kraft spielt man Fangball mit den schwierigsten Aufgaben wie etwa der göttliche Herakles mit einem Rohrstuhl. Und dann wird's einem klar, daß man wirklich doch das gemütlichste Sofa von der Welt besitzt. Ich gebe ja zu: das ist etwas philiströs gedacht. Aber verachten wir die philiströsen Freuden nicht ganz: das wäre philiströse Verbohrtheit. Vergessen wir nicht, daß alle Werte bedingt sind und daß alles Empfinden sich an Gegensatz und Wechsel entzündet. Nach einem munteren Reisebummel und nach einem Abendessen mit angeschlossenem Frühstück ist es köstlich, Philister sein zu dürfen. Nur darf man von allen Dingen der Welt eben dieses Ding am wenigsten übertreiben. Das ist es ja, was uns an den echten Philistern so sehr verletzt: daß sie nicht Maß zu halten wissen. Leute dieser Art sollten reisen, nach den entferntesten Gegenden, wo die schärfsten Gewürze gedeihen, und sich dort niederlassen. Das würde den Wert des Reisens aufs neue beweisen.

Flieh, auf, hinaus ins weite Land.

In den Pfingsttagen ist er wieder aufgestanden. Die Pranken hoch emporgestreckt zum Ansprung . . .

Kusch!!

Und langsam, sehr langsam duckt er sich noch einmal in den Winkel.

Der Wanderdämon.

Wer stets daheimgeblieben ist, in dem schläft er einen tiefen Schlaf. Ein solcher Mensch spricht ganz unschuldig solche Lästerungen aus wie:

„Wozu soll ich reisen? Kann ich's irgendwo schöner und behaglicher haben als in Hamburg?"

Oder:

„Gehn Sie mir mit dem Reisen! Der reinste Selbstbetrug! Man gibt recht viel Geld aus, fühlt sich fortwährend unbehaglich und sagt immer: ‚O, wie schön!' um sich nur zu beschwichtigen. Hab' auch mal so 'ne Rundreisekarte durch 'n Harz gehabt. Bin gar nicht erst ausgestiegen. Gleich durchgefahren und wieder nach Hause . . ."

Und was dergleichen Ahnungslosigkeiten mehr sind.

Aber wenn jener Dämon nur einmal Blut geleckt hat . . .

Nehmen wir an, du machtest deine jährliche Reise im Juli, so meldet er sich nach der ersten Reise im Juni, nach der zweiten im Mai, nach der dritten schon im April, und nach wenigen Jahren, wenn du gerade vor dem Tannenbaum stehst und eine goldene Nuß hineinhängen willst, wachsen sehnsüchtige Bergriesen in dir empor, und über weltweite Alpengründe fließt Herdengeläut und millionensternige Blumenpracht.

Du schüttelst schnell den Kopf ... Still!! Kusch dich!! ... Und der große, machtvolle Weihnachtsfriede deckt das liebe Ungeheuer zu — günstigenfalls, bis der erste Star unter deinem Fenster schrillt. Dann regt es sich ohne Gnade, und bald darauf wieder, wenn die „neun Sommertage des März" kommen — oder ausbleiben, je nachdem — und dann an dem Tage, da der eine große, warme Atemzug der Befreiung durch die Städte geht und alle Menschen, auch die in den Krankenstuben, sprechen: „Ja, jetzt ist der Frühling wirklich da!" — und dann in immer kürzeren Zwischenräumen.

In den Pfingsttagen richtete er sich gewaltig empor; ich spürte seinen heißen Atem an der Wange ...

An einem heiligen Pfingstmorgen in früher Kindheit ist er ja auch zum erstenmal in mir geweckt worden. Damals nahm ein älterer Bruder mich bei der Hand und führte mich das Ufer des breiten Elbstromes hinunter. Und sieh: jenseits des breiten, sonnigen Glanzes lagen blaue Berge, denkt euch nur: blaue Berge! Als mir mein Bruder dann noch sagte, die Bläue komme von den Heidelbeeren her, mit denen die Berge über und über bewachsen wären, da wuchs mein Verlangen ins Unendliche. Von jenen blauen Bergen kam meine Wanderlust.

Nun hatt' ich gesehen, daß es noch eine Welt gab jenseits unseres Dorfes. Mehr noch gefühlt als gesehen! Mein inneres Leben hatte ein Jenseits bekommen, eine nebelblaue Weite, in der meine Träume tanzen konnten. Von jenem Tag an gab es in meiner Seele Heimat und Fremde. Wir waren weit, weit gegangen, wenigstens für meine kurzen Kinderbeinchen, und zum erstenmal fühlt' ich den geheimnisvollen Zauber, den Überwindung des Raumes und Wechsel der Umgebung mit sich bringen. Ich weiß nicht, ob es andern auch so ist: aber für mich hat die Überwindung großer Entfernungen, wie sie z. B. die Dampfkraft ermöglicht, etwas Anziehend-Unheimliches. So ein Handlungsreisender — ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich irre, und es gibt ja gewiß auch

andere — spielt heute abend seinen Skat in Leipzig und morgen abend in Berlin, und wenn er beide Male gleiche Karten hat, ist es ihm ganz einerlei. Hab' ich recht? Nun ja, es kann auch wohl nicht anders sein. Aber ich sage mir in solchem Falle gedankenvoll: „Gestern in München — und heute in Posen!" Und darin liegt dann so ein übermenschlicher Schicksalsklang wie etwa in den Worten: „Heute rot — morgen tot." Es genügen schon die Bahnhöfe solcher zwei Endpunkte, um Schauer der Raumüberwindung in mir zu erwecken. Es mag wohl daher kommen, daß alle Dinge für mich Gesichter haben, seien es auch nur Steinwände, eiserne Träger oder bestaubte Fensterscheiben, keine Menschengesichter, sondern solche Gesichter, wie sie Steinwände, eiserne Träger und bestaubte Fensterscheiben eben haben . . .

Und dann kamen alle die Pfingstfeste, da ich in der Nacht vor der Ausgießung des heiligen Geistes mit meiner Mutter bis zwei Uhr, bis drei Uhr bei der Lampe saß und seligen Blickes zusah, wie sie aus dem vergangenen Pfingststaat des Vaters den neuen Pfingststaat des Sohnes erstehen ließ. Ich sehe noch, wie auf den treuen, nimmermüden Händen der gelbe Lampenschimmer lag, ein Schimmer, der mir dann vor den stillen Augen zum gelben Sonnenschein auf Wald und Wiesenpfaden ward. Das schönste von allem Glück sind die geweihten Stunden der Erwartung, besonders die schweigend bewegten Nachtstunden, nach denen die Licht- und Klangfanfaren eines großen Morgens kommen sollen.

In solchen Nächten braucht man keinen Schlaf. Leg' dich mit der Erwartung von Leiden nieder, und aus dem längsten und schwersten Schlaf erwachst du ohne Erquickung; wiegt sich aber dein Herz auf Flügeln fröhlicher Hoffnung, so nippst du wie ein Vogel einen einzigen Tropfen aus dem Wasser der Träume und fliegst gestärkt in den Morgen hinaus.

Ja, mit starken Beinen marschierten wir in allererster Frühe des Morgens hinaus. Die Überlieferung verlangte das: erste, keuscheste Herrgottsfrühe. „Herrgottsfrühe" — welch ein

wunderbares Wort das ist! Alle Menschen schlafen noch; selbst die Vögel hocken noch im Nest; nur der Herrgott und du sind schon wach, und du fragst ganz unbefangen hinauf: „Wie wird's denn heut' werden?" denn er hat noch Zeit, ein Wort an dich allein zu wenden. Und leichte Sommerkleider verlangte das Herkommen, bei den Mädeln sogar helle Kleider, wenn es auch sanft und hartnäckig regnete und der Regen nur selten unterbrochen ward durch ein wenig Schnee. Was Faust vom Ostermorgen sagt, mag ja im sechzehnten Jahrhundert richtig gewesen sein, heutzutage stimmt es nicht mehr, wenigstens nicht in Norddeutschland. Am Osterfeste macht man Schlittenpartien, freut sich aber, wenn man wieder beim Ofen sitzen und Grog trinken darf. Pfingsten ist das Fest, da die Menschen aus ihren steinernen Gräbern auferstehen, um Licht zu trinken.

Und solch ein Fest verregnen lassen (womöglich noch mit Schnee dazwischen), das kann nur der Teufel tun; denn ein Herrgott bringt dergleichen einfach nicht übers Herz. Pfingsten im strömenden Regen beginnen und verrinnen sehen, das war so, wie wenn unser bester Freund uns meuchlings einen Dolchstich versetzt; man stand am Fenster und sprach in sich hinein:

„Das war kein Heldenstück, Oktavio!"

Ich zog meine Eltern so oft ans Fenster und wiederholte so oft die Behauptung, es beginne jetzt im Westen „aufzuklaren", daß sie bald ganz meiner Meinung wurden und die günstigsten Aussichten eröffneten. Auf das Wetter hatte es freilich keinen Einfluß. Und es rührt mich noch heute ganz seltsam, wenn ich Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern in dünnen, weißen Pfingstgewändern, die wehmütig am Leibe herunterhängen, unter dem Regen fröstelnd dahinschleichen sehe. Wer sich aus jedem Tage einen Sonntag machen kann, der hat gut mit überlegenem Spotte lächeln: „Warum heben diese Leute sich ihren Staat und ihr Vergnügen nicht auf für einen späteren Tag? Ein Sonntag ist doch wie der andere!"

Ganz recht: ein Sonntag ist wie der andere; aber keiner ist wie der Pfingstsonntag. Am Pfingstsonntag ist in diesen Leuten das Maß der Frühlingssehnsucht voll, und es muß überströmen.

Ja, Sommerkleider mußten es sein und Strohhüte, und in der Flasche mußte Himbeeressig sein — für unerfahrene Zungen ein köstlicher Trank — und in der „Botanisier“-Dose ein Frühstück mit Schinken, Eiern oder noch selteneren Dingen. Ich gebe gern zu — ich seh' nicht ein, warum ich mich schämen soll —, daß meine Seligkeit ein inniges Gemisch war von Schönheitsfreude und Schinkenhoffnung; aber ich bestreite auf das entschiedenste, daß sie nur aus letzterer bestanden habe, wie bei einigen meiner Kameraden. O nein, ich sah wohl die festliche Schönheit der breiten Wiesen, auf denen behende Burschen nach schlanken, tanzenden Mädchen haschten; ich blickte wohl mit heimlichem Entzücken seitwärts in grüne, heilig-dunkle Säulengänge, wo die Amseln furcht- und harmlos über den Weg liefen; ich sah wohl die Schönheit auf den Gesichtern, wenn dem blinden Geiger ein Groschen in den Hut fiel; ich bemerkte wohl, daß die weißen Segel auf dem Fluß so still-lächelnd dahintändelten, als ergingen sie sich ziel- und wunschlos auf den Fluten der ewigen Seligkeit, und ich sah wohl, wie die Birke ihr langes Haar übers Gesicht fallen ließ, daß die Gräser damit spielten, und wie sie sich immer wieder neigte und sich immer wieder neigte und immer wieder, mit zärtlicher Geduld, wie eine junge Mutter. Und wenn ich damals gewußt hätte, daß das das Glück sei, was um die flüsternden Zweige flimmert und über den wandernden Strömen schimmert — wenn ich das geahnt hätte . . .!

Kann es euch wundern, daß gerade am Pfingstfest die Wandersehnsucht in mir aufstand, unbarmherzig, stark, wild, rauh, und dann mit einem Male das ganze Innere mit lieblicher Glut erfüllend?

Daß ich mit einem Male an einen kleinen Steg über einen Arm des grünen Dürrensees denken mußte, an ein paar

Brettlein, von denen aus man eine andere Welt erblickt? Denn diese ungeheure, schweigende Runde wildauftrotzender Felsen gehört unmöglich zu der Welt, die wir kennen und in der wir leben. Dies Tal der ewigen Ruhe ist von der Welt des Strebens geschieden durch ewige Felsen. Hier trank ich bei lebendigem Leib die Wollust des Sterbens. Du stehst und starrst — und fühlst, wie unter dir das Tägliche versinkt; immer noch tiefer versinkt es, immer noch tiefer. Und starrend versinkst du selbst in unergründliche Tiefen der Seeleneinsamkeit. Du hast nicht Freund, nicht Weib, nicht Kind mehr; dein Leben ist ausgelöscht; du bist der letzte Mensch unter den furchtbaren Schauern steiniger Öde.

Und wie dein Blick noch starrend hängt am ragenden Geklüft, da steht mit einem Male auf schimmerndem Grat eine ferne Erinnerung in rosigem Gewande und blickt dir gerad' ins Aug'. Habt ihr's gesehen, daß auf den höchsten Höhen Erinnerungen wohnen? Daß sie auf leuchtenden Zinnen stehen, über den schneeschimmernden Grat wandeln, an grauen, drohenden Abgründen hangen?

Über einem gebietenden Gipfel leuchtete mir die Erinnerung auf an den Tag, da ich, ein achtjähriger Bube, durch die blendend und festlich erleuchteten Straßen meiner Heimatstadt geführt wurde und von allen Lippen das Wort klang: Der Friede ist geschlossen.

Jenen sanften Abhang herab kam die Erinnerung, wie ich, ein Jüngling, fast noch ein Knabe, durch abendlich-goldene Felder ging, des Francis Bacon scharfes „Organon" in der Tasche, die Leiden des jungen Werther aber im Herzen und im Kopfe.

Über jenen Sattel aber mußte im nächsten Augenblick Hand in Hand der liebliche Reigen jener Stunden heraufkommen, da ich mit Ortrun am Strande saß und sie mir ihre Blumen ins Gesicht warf, weil sie zu schüchtern war, sie mir in die Hand zu geben.

So taust du allmählich wieder auf von Erstarrung und Tod

und liesest in dem Gezack der Höhen und Abgründe die Linien eines Menschenlebens: Du hebst endlich wieder den Stab zu neuem Wandern, und mit dir wandern droben auf den Bergen die wilden, grauen Stunden deiner Kämpfe und alle sanften Tage deiner Liebe. —

Und kann es euch wundern, daß ich Pfingsten auch an Zenzi denken mußte, an Zenzi von Mayrhofen im Zillertal, deren Licht uns gastlich entgegenleuchtete, als wir drei Wandergesellen abends nach zweistündigem Marsch im Regen nach diesem Dorfe gelangten, weich bis ins Gemüt? An Zenzi, das Mädchen mit der umstürzlerischen Rechtschreibung und dem reichen Gemüt, das uns mit einer durchaus flüssigen Suppe und einem sehr reservierten Kalbsbraten erquickte und auf unseren einstimmigen Liebesschwur erklärte, daß sie unsere Gefühle erwidere, alles für einen Gulden siebzig? Freilich kann ich noch heute den nagenden Zweifel nicht los werden, ob Zenzi unsere Gulden nicht noch inniger liebte als uns: denn wenn wir noch dabei waren, das letzte aus der Flasche ins Glas zu gießen, so fragte sie schon mit Leidenschaft: „Mögen S' noch ane?" und wenn wir dann mit Gefühl erwiderten: „Ja, bringen S' noch eine Viertel," dann sprach sie: „Mögen S' net a Halbe?" Eine so kindliche, quellfrische Guldensehnsucht findet man nur noch bei den unverfälschten Kindern des Gebirges.

Oder nimmt es euch wunder, daß ich an Monika dachte, an Monika vom Mahlknechtsjoch, die in jeder Beziehung runde Monika mit den runden Augen, die über alles lachte? Wenn man sagte: „Monika, bestellen Sie mir eine Droschke!" so lachte Monika; das Merkwürdige aber war, wenn man sagte: „Monika, bringen Sie mir einen Kaiserschmarren," so lachte sie auch. Am meisten aber lachte sie, als einer von uns den Lehrsatz aufstellte: „'n bißchen dumm ist jeder." Die Sache ist ja auch komisch. Und dann brachte sie einen niemals ganz zu bewältigenden Kaiserschmarren und eine Erbsensuppe, die so unendlich war, wie ihre Fröhlichkeit, und

alles stellte sie uns hin mit so mütterlicher Freundlichkeit, als wären wir ihre drei jüngsten Buben, die sie einmal gründlich durchfüttern müsse.

Oder daß ich an Mali dachte in der Dominikushütten, die mordssaubere, blitzäugige Mali, die so freundlich und so betulich war und dann zu dem Buben auf dem Hof, als sie nicht wußte, daß jemand auf dem Altane stand und sie hörte, die eindringlichen und hochtonigen Worte sprach: „Willst glei die Ziegen in Ruh' lass'n, du sakrischer Lauskerl, malefizkischer!" Sie sprach das in einer Weise, die den Gedanken an eine eheliche Verbindung in das Innerste der Brust selbst eines geübten Ritter St. Georg zurückgescheucht hätte. Oder an den Aufstieg zum Pfitscher Joch, am Stampflerferner vorbei und an den kleinen dunklen Seen, die wie schwarze Augen regungslos in den Himmel starren? Oder an den Abstieg in das menschenarme, schwermütige Pfitschtal, wo ich, als wir nahe vor St. Jakob angekommen waren, immer wieder zurückschauen mußte nach einer Kirche, über der ein himmlisches Licht entzündet war? Ihr müßt dem Wort „himmlisch" erst alle die Bedeutungen ausziehen, die unsere kleinen Mädchen ihm aufhängen, wenn sie von „himmlischen" Tüllgardinen oder von „himmlischen" Zeichenlehrern sprechen. Nehmt einmal bitte das Wort „himmlisch" in seiner reinsten Ursprünglichkeit und denkt euch ein allerreinstes Licht! Über dem Kirchlein lag ein Gletscher im hellsten Mittagssonnenschein, und der Turm wies mitten in den Glanz. Es war ein allein seligmachendes Kirchlein; wer hindurchging, der mußte unmittelbar ins ewige Licht gelangen, und selbst der schwärzeste Bösewicht, wenn er in den Bannkreis dieses Leuchtens trat, mußte sogleich erstrahlen wie der weißeste Engel.

Ach, leider ist dieses himmlische Licht ein Trug; in den Köpfen der Menschen fanden wir nichts davon. Welch eine seelenkundige List, welche Kunst der Mitteilung gehörte dazu, um wieder auf den richtigen Pfad zu gelangen, den wir im strömenden Regen verloren hatten, und endlich einen Wagen

zu bekommen, der uns in diesem Regen nach Sterzing brachte. Die Fahrt dauerte drei Stunden, von denen wir nach ungefährer Schätzung eine auf unseren Sitzen und nur zwei in der Luft verbrachten. Wir waren vorurteilslos genug, über jeden Stoß zu lachen, wenn unser Lachen nur nicht regelmäßig durch den nächsten Stoß abgebrochen worden wäre. Gleichwohl war unsere Stimmung die ausgelassenste Heiterkeit, wenn wir auch dazwischen mitunter den stillen Gedanken hatten, daß unser Wägelchen im nächsten Augenblick in tausend Splitter zerschmettert werden oder mit Insassen und Pferden in den Abgrund hinunterkollern würde, wo der durch den langen Regen übermäßig geschwellte Pfitschbach mit Donnern und Brausen abwärtsstürzte. Der Kutscher stieß ein „Jesus Maria" über das andere aus. Es war eine jener Lagen, die man, wenn man einmal darin ist, mit lächelndem „Mannesmut" hinnimmt, deren Wiederholung man aber künftig nach Möglichkeit zu vermeiden im stillen beschließt. Der niedlichste von allen Humoren war aber, daß wir schließlich noch auf eine lange Strecke aussteigen mußten und nun zu Vieren den an allen Rädern gebremsten Wagen zurückhielten, damit er den Pferden nicht auf die Hacken falle und hübsch auf dem Weg bleibe. Es war noch ein wahres Glück, daß wenigstens der Regen anhielt. Wir hatten für solche Zeitläufte der Trübsal einen grundlegenden Satz der Berliner Philosophie, den wir uns dann gegenseitig ins Herz prägten; er hieß: „Det is jrade wat Scheenes!" Solche Sätze sind viel wert. Es ist damit wie mit den Salmiakplätzchen; eigentlich sind sie scheußlich; aber man hat wenigstens etwas in den Mund zu nehmen und in langen Stunden eine Unterhaltung.

Und schließlich kamen wir doch nach Sterzing in ein hübsches, blitzeblankes Gasthaus, und wer mir jetzt noch ein Wort auf die Kultur schimpft, der hat's mit mir zu tun.

Für die Natur braucht man nicht einzutreten, die verteidigt sich selbst.

Die redet aller Sprachen Sprache, die aller Menschen

Muttersprache ist. Ihre Sprache klingt in Bergen und Tälern, aus Wäldern und Strömen. Und was mir das Gebirge Unaussprechliches vertraut hat: in wenigen Wochen geh' ich und sag' es mit stummen Lippen seiner geheimnisvollen Schwester, dem Meer, dem tausendstimmigen und millionenäugigen, dem herrlichen, dem — o, dem — dem —

Kusch!!!

Von den Frauen.

Ich habe eine Rundfrage über die geistigen Fähigkeiten der Frau vorgenommen.

Zuerst ging ich zu einem Mann mit einer Schreibmaschine. Mit dieser ließ er oft Vorgesagtes niederschreiben.

„Zu dieser Arbeit verwende ich nur Damen," sagte er.

„Weil sie billiger sind als Männer," sagte ich.

„Nein, weil sie zuverlässiger arbeiten. Was ich sage, das schreiben sie. Ich hab' es oft versucht, ihnen baren Unsinn vorzusagen: es gelang; sie schrieben ihn nach. Ich will nicht sagen, daß sie niemals den Unsinn merkten; aber sie hielten sich an ihr Amt und nicht an ihre Meinung; sie schrieben. Männer kann ich nicht brauchen; die denken beim Schreiben, sogar an fremde Dinge."

Ich bemerkte, daß das doch wohl nur mit Ausnahmen gelte.

„Na, selbstverständlich!" rief der Mann mit der Schreibmaschine, „was ich Ihnen sagte, ist aber die Regel."

Ein anderer Mann hatte eine Schule, an der weibliche und männliche Lehrkräfte tätig waren.

„Etwas Neues," sagte er, „muß man ihnen vormachen bis ins einzelne, und hat man es ihnen vorgemacht, dann nehmen sie nicht den Gedanken auf, sondern sie ahmen die Ausführung nach mit allen Zufälligkeiten. Auch wissen sie nicht die Grenze zu finden, die das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet, oder vielmehr, sie wagen nicht, diese Grenze irgendwo selbst zu errichten; es fehlt ihnen der eigene Antrieb. Sie finden nicht das Maß, die Vernunft, die in den Dingen ist.

Sage ich: ‚Behandeln Sie den Dreißigjährigen Krieg ausführlicher,' dann berichten sie von jeder Truppenbewegung, die sie irgendwo verzeichnet finden; bitte ich um etwas gedrängtere Behandlung, dann werden sie mit dem ganzen Krieg in einer halben Stunde fertig. Was solch eine Sache wie der Dreißigjährige Krieg — ob kurz oder lang behandelt — unter allen Umständen an Hochachtung verlangt: das finden sie nicht."

Bei meiner starken Zuneigung zum weiblichen Geschlecht machte ich auch hier Ausnahmen geltend, die mir auch bereitwillig zugestanden wurden. Und dann — schließlich sind das Urteile von Männern!

Ich kenne eine Reihe hochbegabter, höchst selbständiger Frauengeister. Eine von diesen Frauen erzählte mir aus ihrer Pension.

„Geschichtliche Grammatik las uns ein Mann vor, der eigentlich Theologe war und vom Deutschen keine Ahnung hatte. Er las im schrecklichsten Sinne vor, immer aus demselben braun gebundenen Buch. Meine Kameradinnen schrieben aber jedes Wort nach, bis sie den Krampf in die Finger bekamen. Sie waren in allen geistigen Dingen so feige, so feige!"

„Und was taten Sie?"

„Ja," rief sie lachend, „bei mir war er schlimm daran. Ich war damals ein boshafter und trotziger kleiner Backfisch. Ich gab alles mit Worten wieder, wie sie mir gerade kamen, und er machte dann immer ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: Es scheint ja alles richtig zu sein; aber es wäre mir doch viel lieber, du schwürest wie deine Genossinnen auf mein Buch und seine Worte und setztest mich nicht so oft durch naseweise Fragen in Verlegenheit. Der Arme! Jetzt tut er mir so leid! Haben Sie eine Vorstellung davon, was es heißt, einen widerhaarigen Backfisch zu behandeln? Ich stell' es mir unendlich viel angenehmer vor, 70 wilde Katzen abzurichten."

Ich bemerke hierzu ausdrücklich, daß dies eine sehr liebenswürdige, sehr weibliche Dame war und einen sehr angenehmen

Eindruck zu machen pflegte — o ja, bitte: wenigstens auf uns Männer. Sie war Anhängerin der Frauenbewegung.

Mit einer anderen Dame von seltenen Gaben des Geistes und des Gemüts sprach ich über ihre Dienstboten.

„Ich habe nur wenige Dienstmädchen gehabt," sagte sie, „denn es waren fast durchweg brave, liebe Mädchen, und sie blieben lange bei mir. (Der freundliche Leser sieht schon hieran, daß er es mit einer seltenen Dame zu tun hat.) Aber mit der Selbständigkeit ist es fast immer schlecht bestellt. Die jetzige hab' ich fünf Jahre; sie tut alles vortrefflich und willig, was ich ihr sage, aber nur, was ich ihr sage. Sie ist sogar ein entschieden geistig begabtes Mädchen; aber wenn ich ihr sage, daß ich die Kinder baden will, dann muß ich ihr ausdrücklich auftragen, den Badeofen zu heizen, sonst tut sie's nicht. Wenn ich einmal ihre gewohnte Ordnung ändere, so weint sie heimlich; sie hat dann ein Angstgefühl, als ob der Weltuntergang, das Chaos hereinzubrechen drohe."

„Und haben Sie dieselbe Beobachtung an anderen gemacht?"

„O ja! Eine andere hatte die Gewohnheit, nach beendigter Zimmerreinigung das Wischtuch mitten aufs Klavier zu legen, ‚weit sichtbar jedem Auge'. Sie hatte bei einer rechten Kleinbürgerin gedient, die das verlangt hatte, damit sie jeden Augenblick selbst mit dem Zeichen ihrer Würde über die Möbel fahren könne. Ach, wenn ich der Kämpfe gegen dieses Wischtuch gedenke! Einem Mädchen etwas angewöhnen, dauert ein Jahr, ihm etwas abgewöhnen, dauert zwei."

Und so wie diese, teurer Leser, kenne ich noch mehrere Frauen von durchaus entschlossenem und selbständigem Geiste. Eine liebe, schöne, kluge Frau z. B., die durch die Folgen einer Niederkunft auf ein langwieriges Krankenlager gezwungen worden war, empfing mich nach ihrer Genesung und plauderte in ihrer gewohnten, temperamentvollen Güte. Wir sprachen auch von den Wärterinnen, die sie gepflegt hatten.

„Ich hatte die bestempfohlenen Wärterinnen. Aber merkwürdig — darin waren sie alle gleich: sie ließen mich lieber

zwei Stunden auf die Erneuerung eines Eisbeutels warten, als daß sie ein gleichgültiges Bettkissen einen Tag später als üblich frisch überzogen hätten. Dabei waren es in ihrer Art gewissenhafte, fleißige Frauen. Sie konnten nur nicht begreifen, daß ein Schwerkranker etwas Wichtigeres sei als ihr kleiner beschränkter Ordnungssinn. Das sind auch die Frauen, die zwei Stunden Zeit und zwanzig Pfennige von den Schuhen ablaufen, um fünf Pfennige zu ‚sparen', und die immer vom Billigsten kaufen, in der Meinung, sie wären gute Wirtschafterinnen. Ich kann Ihnen sagen: ich hasse diese Weiber!"

Ich war entzückt darüber, wie sie die schmalen, nach der Krankheit noch ganz besonders weißen Händchen zu Fäusten ballte. Ich kann mir nicht helfen: bei den Frauen bin ich sehr für schmale, weiße Hände. Es sollte mir leid tun, wenn sie sich mit der Zeit zu Mordspratzen „entsklavten".

Wieder eine andere, von mir besonders hochverehrte Dame, Namens George Eliot, läßt ihren Weiberfeind von prächtigstem Gemüte, den Schulmeister Barthel Massey, die ewig denkwürdigen Worte sprechen: „Ich sage dir, es gibt nichts unter der Sonne — nichts wirklich Nötiges, was ein Mann nicht besser machen kann als 'ne Frau . . . Eine Frau kann ihr ganzes Leben lang jede Woche die Pastete backen und sieht doch nie ein, daß es um so rascher geht, je heißer der Ofen ist. Ich sage dir, eine Frau macht dir deine Suppe jeden Tag zwanzig Jahre lang und denkt nie daran, das Verhältnis zwischen Mehl und Milch abzumessen: ein bißchen mehr oder weniger, denkt sie, macht keinen Unterschied, und wenn die Suppe denn mal schlecht wird, wie das oft genug vorkommt, dann liegt's am Mehl, oder es liegt an der Milch, oder es liegt am Wasser."

Und da muß ich nun auch sagen — so leid es mir tut — ich habe selten einen Menschen so eifrig nach Ausreden haschen hören wie gewisse Frauen, wenn sie die Suppe versalzen hatten. Ehe sie zugaben, daß sie auch nur ein Körnchen Salz zuviel erwischt hätten, gaben sie lieber dem Wetter oder der

auswärtigen Politik oder ihrem Manne die Schuld. Wenn sie ihm heute etwa eine wohlgesättigte Salzlösung als Suppe vorstellten und er einen leisen Tadel hören ließ, so ließen sie am nächsten Tage, willig und folgsam wie immer, ganz das Salz weg, und wenn ihm auch das nicht gefiel, sagten sie: „Du weißt aber doch wirklich nicht, was du willst: dann ist dir die Suppe zu salzig und dann wieder ist sie dir zu nüchtern."

Wenn ich dazu bedenke, daß Nietzsche und Strindberg, auf deren Urteil ich freilich nicht halb so viel gebe wie auf das der eben angeführten großen Frau aus England, zu ähnlichen Ergebnissen gekommen sind, z. B. zu dem, daß die Männer, wenn sie's einmal können, besser kochen als die Frauen; wenn ich ferner bedenke, daß ich vorurteilslose Frauen habe sagen hören, keine Frau nähe so gut wie ein Schneider, und ihre Schneiderinnen könnten in der Regel weder messen noch aufmerken: kaum ein einziges Kleid würde von ihnen abgeliefert, an dem nicht irgend etwas verschnitten wäre usw. usw., so werde ich, fürchte ich, trotz meiner kraftvollen Parteinahme für die Frauen, doch zu einem ähnlichen Schlusse hingedrängt, wie es jene indische Fabel ergibt, in der die Harmlosigkeit der Tiger erwiesen werden soll, und die mit den Worten schließt: „Gleichwohl ist das Gerücht, daß die Tiger Menschen fräßen, schwer zu widerlegen."

Natürlich gibt es unter den Frauen zahlreiche rühmliche Ausnahmen, und das schon allein unterscheidet sie von den Tigern. Eine Frau, die diese Plauderei zu Ende liest, ist z. B. eine Ausnahme.

Ich hörte einmal eine Frauenrechtlerin einen Vortrag halten, der ein recht ärmlicher, kleiner Vortrag war, der indessen die Behauptung aufstellte: was die Männer könnten, das könnten die Frauen auch, wenn man ihnen nur die nötige Freiheit gewährte und ihre Leistungen unbefangen beurteilte. Neben mir saß ein überaus gescheites, sanftes, junges Mädchen, das den ganzen Schopenhauer gelesen und verstanden hatte. Sie schüt-

telte zu der Behauptung der Rednerin den Kopf und sagte: „Das ist Unsinn."

Und das war es. Die Frauenrechtlerinnen dieser Art erfassen nicht einmal den Gedanken ihrer eigenen Befreiung auf eine selbständige Weise. Sie sind selbst da unschöpferisch, sie müssen auch da nachahmen: sie wollen sich zu Männern machen, anstatt sich zu Weibern zu befreien. Anstatt die Idee des Weibes zu suchen und zu gestalten, wollen sie in sich den Mann nachpfuschen. Sie verkennen so ganz den Stoff!

Das mit der „Freiheit der Entwicklung" ist, so angewandt, ja Unsinn! Die Freiheit, ursprüngliche Geister, ja Genies hervorzubringen, ist dem weiblichen Geschlechte nicht vorenthalten gewesen.

Ich will gleich recht deutlich werden. Sie werden mir vielleicht entgegenhalten, meine Damen, es habe Dichterinnen gegeben, die es mit den größten Dichtern aufnehmen könnten. Das wird Ihnen so leicht keiner abnehmen; aber Sie werden sagen, da stehe eben das dünkelhafte Vorurteil des „starken Geschlechts" im Wege: es sei noch nie die Leistung einer Frau unbefangen beurteilt worden. Ich bin verwegen genug, einmal vorauszusetzen, daß Sie recht hätten.

Aber Musik! Musik, meine Damen! Sie machen oft genug Musik; aber haben Sie auch einmal Musik *gemacht*? So oft man Ihnen jenes übelgenommen hat, so wenig würde man Ihnen dieses verargen. Aber seltsam: Sie haben keine Tondichterin aufzuweisen, so viel Sie sich mit Musik befassen! Daß es je eine bedeutende Tondichterin gegeben habe: dieses eine werden Sie nicht behaupten, meine Damen! Wenn die Musik, wie ein Philosoph gemeint hat, der unmittelbarste Ausdruck des Willens ist, so hätten wir hier also die überraschende Erscheinung, daß die Frauen ihren Willen nicht auszudrücken wissen. — Wenn sich Dichterinnen die begeisterte Anerkennung der Männer erringen konnten — warum keine einzige Tondichterin?

Bei Gott: ich schätze Sie um dieses Mangels willen nicht weniger, meine Damen, selbst wenn Sie schnippisch erklären sollten, daß Ihnen an meiner Hochachtung unendlich viel gelegen sei.

Ich will von Wissenschaften nicht sprechen, meine Damen; Sie könnten mit Recht einwenden, der Weg zu diesen sei Ihnen nicht freigegeben worden.

Ich will auch von der bildenden Kunst nicht sprechen, obwohl hier eigentlich kein äußeres Hindernis vorlag und es doch, beim Zeus, keinen weiblichen Michelangelo, Rembrandt oder Dürer gegeben hat.

In der Dichtkunst steht es wesentlich besser. Es hat große Dichterinnen gegeben, wenige, sehr wenige. So wie die George Eliot höchstens noch eine: die Ebner-Eschenbach, die aus ihren Erzählungen hervorblickt als eine jener scharfsichtigen und guten Frauen, die alles Menschliche verstehen und dann gewöhnlich milder und großherziger sind als die gleichklugen Männer. Andere bestehen mit hohen Ehren. Bei diesen Frauen bleibt nichts zu erinnern. Wenn auch das Höchste der männlichen Dichtung nicht erreicht ist, so darf man doch sagen: auch der größte Dichter brauchte sich solcher Leistungen nicht zu schämen.

Aber das sind vier, fünf oder sechs! Da darf man schon von Ausnahmen, von Launen der Natur sprechen.

Und wenn die Frauen diese Spärlichkeit der schöpferischen Geister auf die äußeren Hindernisse zurückführen, die sie als Frauen zu überwinden hätten, so mißverstehen sie den eigentlichen Kampf des Genies. Diese äußeren Hindernisse sind bei zahlreichen großen Männern dieselben gewesen. Auch ihnen hat man nicht Geld, Bildung, Freiheit der Bewegung, körperliche Stärke auf gestickten Kissen entgegengetragen. Und alle äußeren Hindernisse zusammen — so gewiß sie manchen Genius vernichtet haben — machen noch keineswegs den Erzfeind des Genies aus.

Der Kampf gegen den Unverstand der Rückständigen — zwanzig, dreißig, vierzig Jahre, ja ein ganzes Leben lang die

Schmach ertragen, „die Unwert schweigendem Verdienst erweist“ („schweigend“ auch insofern, als das Große den Unverständigen schweigt), sich fassen in dem Gedanken: „Sie wissen nicht, was sie tun“, und in all dem Elend kleinster Umgebungen nicht selber klein werden: das ist der eigentliche Kampf des Genies, und der, meine Damen, bleibt auch dem Manne nicht erspart. Während der ersten zwanzig Jahre seines Ringens werden auch dem genialen Manne nur selten Teppiche unter die Füße gebreitet.

Also warum nicht ebensogut weibliche Shakespeare wie männliche? Warum nicht ebensogut weibliche Lionardos wie männliche? Wenn Sie nun gleichwohl behaupten, meine Damen, es habe dennoch weibliche Homere und weibliche Dürer und Holbeine gegeben, wenn Sie das behaupten — aber Sie behaupten es nicht! Weibliche Knackfüße — ja, massenhaft, aber Holbeine — nein.

Und vor allen Dingen: warum nicht der leiseste Ansatz zu einem weiblichen Beethoven, Mozart, Händel, Gluck usw. — ein ganzes Dutzend steht noch auf Wunsch zur Verfügung —? Warum weise ich so nachdrücklich auf diesen vollkommenen musikalischen Ausfall hin? Weil ich Sie auf Grund dieses Ausfalls mit dem eisernen Griff der Logik — das ist ein Bild, meine Damen — zu dem Zugeständnis zwingen kann: „Ja, es gibt tiefliegende Unterschiede in der Begabung der Geschlechter.“

Und — unter uns — Sie dürfen es sich gesagt sein lassen: nicht umsonst sehen die Mediceische Venus und der Borghesische Fechter so merkwürdig verschieden aus.

Gewiß: die Natur liebt es durchaus, in mannigfachen Formen dieselbe Idee auszudrücken, ihren Zweck auf verschiedenen Wegen zu erreichen. Ob sie den Rand eines Blattes gezackt oder gesägt oder gezähnt sein läßt: das kommt wohl auf dasselbe hinaus. Und wenn sie dem einen Vogel einen schmäleren Bug, dem andern längere Schwingen gibt: die Wirkung ist ungefähr dieselbe. Aber wenn sie einen Grund-

gedanken, wie den der Geschlechtigkeit, in der ganzen organischen Schöpfung durchführt — dann meint sie etwas Gründliches damit, dann ist es ihr ernst damit. Und darum sollten die Frauenrechtlerinnen von dem abgeschmackten Wahne lassen: „Wenn wir alles haben, was die Männer haben, dann sind wir frei" — und nicht nach dem Rechte des Mannes, sondern nach dem der Frau streben.

Vielleicht wenden die Frauen ein, sie seien nur infolge der vieltausendjährigen Unterdrückung und Unmündigkeit entartet; die Urältermutter des Menschengeschlechts sei ebenso begabt gewesen wie der entsprechende Vater. Aber welche Dame legt über diese vorgeschichtlichen Dinge ein zeitgenössisches Zeugnis ab? Selbst wenn eine Dame das könnte — würde sie es tun? Geben wir aber einmal die Berechtigung dieses Einwandes zu, so bleibt doch bestehen, daß die Frauen mindestens *gegenwärtig* noch *nicht* das können, was die Männer vermögen, daß sie noch lange nicht wiederhergestellt sein können. Verlangen sie Freiheit der Entwicklung, verlangen sie die Möglichkeit, sich in der Arbeit der Männer zu erproben — ich bin der letzte, der ihnen diese Freiheit vorenthalten möchte, der letzte, der ihnen nicht die größtmögliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit gönnte. Daß die Entwicklung der weiblichen Natur eingeengt ist, gibt jeder billigdenkende Mann bereitwilligst zu. Es sind mancherlei Versuche gemacht worden, der Frau die Arbeit des Mannes zu übertragen; manche zeitigten Erfolg, viele ein vollkommenes Mißlingen. Man versuche ruhig weiter, nur dürfen die Frauenrechtlerinnen *jetzt* noch nicht sagen, sie könnten dasselbe wie die Männer. Solange sie keinen Hamlet, keinen Don Juan, keine Keplerschen Gesetze vorweisen können als Beglaubigung, solange sind jene Behauptungen — es tut mir leid, das sagen zu müssen — gewissermaßen lächerlich.

Ich weiß, daß einige Frauenrechtlerinnen einwenden, wir Männer könnten auch nicht alle einen Hamlet schreiben. Aber ich denke, solche Frauen, die bestreiten, was niemand be-

hauptet hat, verweisen wir auf das fruchtbare Gebiet der ehelichen Auseinandersetzungen.

Wie gern sähen einsichtige Männer den Geist der Frauen befreit! Wie gern sähen sie z. B. scheindeutsche Frauengemütsbildung durch einen schönen Einklang des Herzens und Verstandes ersetzt! Ich z. B. bleibe so niederträchtig kalt vor den schönsten, poliertesten Lärvchen und kann mich so riesig verlieben in ein klares, durchleuchtetes Gesicht! Es braucht nicht einmal so schön zu sein, wenn ich auch keinen Wert auf Häßlichkeit lege. Mit einer nachdenkenden und fühlenden Frau zu streiten, ist ein hoher Genuß; entsetzlich ist es, mit jenen zu streiten, die nicht denken, weil sie in der Täuschung leben, weibliches Gefühl zu besitzen. Das macht ja auch die Schwiegermütter so schrecklich — ich meine natürlich nur die schrecklichen —, daß ihnen der selbstlose Verstand fehlt, daß sie sich so schwer aus dem Gesichtskreis ihres Kindes herausversetzen. An dem Gemüt der Schwiegermütter zweifelt kein Mensch. Aber daß der Geist einiger Schwiegermütter mangelhaft entwickelt ist, das behaupte ich unerschrocken, weil ich nie eine gehabt habe.

Ich glaube, nachdem die Frauenbewegung mancherlei berechtigte Erfolge und Mißerfolge erzielt haben wird, wird es verhältnismäßig bald klar werden, daß sogar die weibliche Natur sich vor der Heugabel nicht fürchtet und immer wieder zurückkehrt.

Ich glaube, es wird dann klar werden (vielen wenigstens!), daß die Aufgabe des Mannes die schöpferische Tätigkeit, die des Weibes die Empfänglichkeit ist. Nicht nur der Hamletschreiber, sondern auch der Steinklopfer ist schöpferischer als die Steinklopferin; er wird im allgemeinen eher eine vernunftgemäße Weise des Steinklopfens finden als sie.

Aber man kann auch aufnehmend genial sein, man kann auch im Empfangen die höchsten Aufgaben der Menschheit erfüllen helfen. Im Haushalt der Welt ist das empfangende und erhaltende Wesen der Frau genau so notwendig, wie das

fortschreitend-schöpferische des Mannes. Ich kenne einen Tondichter, dessen liebstes und wertvollstes Publikum seine Frau ist. Nicht etwa, weil sie ihm unvermischten Weihrauch streute; sie sagt offen heraus, was ihr nicht gefällt. Aber er ist bei ihr des feinsten, tiefsten und erschöpfendsten Verständnisses sicher. Diese Frau ist durchaus nicht schöpferisch, und es fällt ihr gar nicht ein, schaffen zu wollen. Die Frauen sind geborene Apostel, und es gibt viele Beispiele, daß das Werk eines großen Mannes durch Frauen zuerst und am wirksamsten verbreitet wurde. Eine ganze Frau ist soviel wert wie ein ganzer Mann, und eine Frau, die die Gattin eines großen Mannes sein kann, ist so groß wie dieser Mann; die Geschichte bewahrt ihr Andenken mit Recht durch Jahrhunderte, durch Jahrtausende neben dem seinigen. Der Ruhm und die Größe einer solchen Frau werden zwar ewig anderer Art sein als die des Mannes. Vor der Öffentlichkeit werden die Geber berühmter sein als die Empfänger; freilich: wie für alles in der Welt, so muß auch für diesen Vorteil der volle Preis in blanken, baren Leiden gezahlt werden. Und vor den Vornehmen und Gerechten wird es nicht unbekannt sein, daß der Empfänger ebenso gut, daß er besser sein kann als der Geber; vor ihnen werden die dankbaren, die erkenntlichen Empfänger, Bewahrer und Verbreiter so hoch in Achtung stehen wie die Geber. Die besten Männer protzen nicht vor den Frauen mit ihrer Männlichkeit; sie ehren in einem echten Weibe so gut den vollwertigen Menschen wie in einem echten Manne. Das allgemeine Zugeständnis dieser Gleichheit sollten die Frauen erstreben.

Die wenigen großen Junggesellen, die einer weiblichen Ergänzung nicht bedurften, beweisen nichts gegen die Regel; selbst ein Schopenhauer hat den Frauen die Genugtuung bereitet, daß er erklärte, ohne sie sei es auch nichts, das sei eben das Mißliche. Je besser und stärker ein Mann ist, je einsamer also ein Mann ist: desto mehr weiß er den Wert einer letzten Zuflucht zu schätzen, desto dankbarer ist er für ein

paar Augen, aus denen ihm zuverlässig kein verborgener Haß, kein heuchlerisch versteckter Neid, keine plötzlich aufglimmende feindselige Fremdheit entgegenglüht.

Ich wollte eigentlich noch von der Schriftstellerei der Frauen reden. Ein andres Mal —! Wer könnte mir verargen, daß ich zu lange bei den Frauen selbst verweilte? Zumal bei den Frauen, von denen ich zuletzt sprach? Solche Frauen brauchen wir, meine Damen. Männer brauchen wir nicht. Männer sind wir selbst. Wenigstens einige von uns.

Wenn Kinder spielen.

„Ich glaube nicht, daß es etwas auf der Welt gibt, was mehr verdient, geliebt zu werden, als die Kinder."

Minchen Herzlieb.

„O komm! Du hast uns lang nicht mehr gesehn.
Den einen Tag nur schenke dich den Deinen!"

So ungefähr klingen die lockenden Worte, die sie mir dann zuzuraunen pflegt, sie, die Mutter meiner Kinder. „Hör einmal auf mit dem Arbeiten!" bittet sie. „Du mußt ja ganz dumm werden von all dem Lesen —"

„Merkt man's schon?"

„Du hörst und siehst nichts mehr. Wenn man dich fragt, was du vom Wetter hältst, ziehst du die Uhr, starrst sie drei Minuten lang an und schreist dann: ‚Im vierten Akt!' Komm, du mußt dich erholen; deine Rangen sollen dir den Kopf zurechtsetzen — —"

Und sie zieht mich sanft nach der Kinderstube hin, die ich meine „Schatzkammer" nenne, auch wohl „das Gefilde der Seligen" oder „die kleine Raubtiergalerie".

Und dann erinnere ich mich, daß ja auch Heinrich IV. von Frankreich seine Kinder auf seinem Rücken reiten ließ, daß dasselbe, wenn ich nicht irre, schon von Agesilaos und noch von Alexander III. von Rußland erzählt wird. Es wird eine von den Geschichten sein, die in allen Herrschergeschlechtern wiederkehren. Warum nicht auch in dem meinen?

Freilich: die Förderung der Weltliteratur, die Befreiung und Veredelung der Menschheit, die Einrenkung des laufenden

Jahrhunderts und die würdige Vorbereitung des kommenden werden nun um einen Nachmittag hinausgeschoben werden. Mögen sie! Ich bitt' Sie, verehrteste Kultur, ich will doch auch leben! Sollen andere auch mal was für sie tun!

Also: lassen wir uns herab!

Das hab' ich aber gar nicht nötig; denn ich liege schon. Bei der Nachricht, daß ich mitspielen wolle, sind alle vier (zusammen etwa zweihundert Pfund) über mich hergefallen und haben mich unter einem furchtbaren Apachengeheul zu Boden gerissen, und wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, so wünscht das Jüngste mich ohne Messer zu skalpieren.

„Rrrrruhe!!! — Heiliges Donnerwetter! Ich merke schon die Erholung! Also: zunächst erstattet mal die gute Mutter Bericht, damit man erfährt, was ihr Taugenichtse denn eigentlich wert seid. Gertrud Regina trete vooor — siiie — tree—te vor!"

„Sie hat heute im Singen und Gedichtesprechen eine Eins bekommen. Aber in ihrer deutschen Spracharbeit hat sie schon wieder sieben Fehler gemacht."

„Sieben Fehler! Allmächtiger — na, kann mal ihr Glück auf der Bühne machen. Nun — und im Punkte ‚Charakters'?"

„Sie ist jetzt viel freundlicher gegen ihre Geschwister."

„Trudel! Das ist ja — das ist ja eine Mordsfreude! Also komm: dafür tanzen wir dreimal herum!"

Sie schämt sich und versteckt das Köpfchen, ist aber riesig glücklich. Die ringt nämlich noch sozusagen um ihre sittliche „Weltanschauung", d. h. sie schwankt, ob es geratener ist, freundlich und kameradschaftlich gegen die Mitlebenden zu sein, oder verschlossen und patzig. Sie ist acht Wochen lang reizend und grundgütig und dann wieder acht Wochen lang ein abstoßender Racker. Es gibt in der Kindesseele Zeiten des Schwankens, des Tastens im Dunkeln; es gibt ernste, verhängnisvolle Augenblicke, da sie am Scheidewege stehen und niemand es ahnt. Merkt man so etwas, so muß man den jungen Herrschaften entgegenkommen. Ich verabschiede mich

von meiner Tänzerin mit tiefer Verbeugung. Sie fliegt mir an den Hals, und ich fühle einen heftigen Kuß auf der Wange. Sie hat so etwas von einem Berberroß; bei der geringsten Erregung bebt das ganze Körperchen und ihre Nasenflügel zittern.

„Numero zwei: Ludwig Erasmus!"

„Er ist heute im Rechnen der Erste geworden —"

„O Sohn, du verleugnest deine Abstammung!"

„— und hat von allen Schülern seiner ganzen Schule den meisten und besten Straßenschmutz mit nach Hause gebracht."

„Das läßt auf einen geraden Sinn schließen. Aus unbegreiflicher Langmut und Güte noch einmal verziehen. Im Wiederholungsfalle Stubenhaft — mit Unterbrechungen."

„Er hat aber auch herausgebracht, daß die Kühe hinten auf der Weide beim Kauen den Unterkiefer immer seitwärts bewegen."

„Aha!" — Der Kerl ist nämlich ein Scharfseher, er erlugt alles. Seine Leidenschaft: Tiere; Lieblingsfach: Rinder. Als ich vor einiger Zeit beim ersten Tagesgrauen lautlos ins Schlafzimmer der Kinder trete, seh' ich zu meinem Schreck, daß der eine Fenstervorhang unten einen Hemdzipfel und zwei nackte Beine hat. Ich schleiche näher, hebe mit angespanntester Vorsicht den Vorhang und sehe, daß der zu den Beinen gehörende Kopf, auf zwei Fäustchen gestützt, andachtsvoll nach den Kühen auf der Wiese schaut. Ich hätte ja eigentlich etwas von „Erkältung", „dummen Streichen" und „Schnupfen" hinauswettern sollen; aber ich war so lustig und so fromm gestimmt zugleich, daß bei diesem Zwiegefühl kein Wort herauskam. Es fiel mir sogar schwer, seine Andacht zu stören. Solch ein durstiges Kinderauge schaut noch mit Andacht. Habt ihr einmal den Wechsel von Staunen — und Begreifen — Staunen — und Begreifen — in solch einem Kinderauge gesehen? Er hat ein paar stille, braune Augen, dieser Bengel, in denen ein unablässiges Trinken ist, ein unaufhörliches Hell und Dunkel, Auf und Zu, ein fortwährendes

Saugen und Atmen der Seele. Nur selten bricht das Staunen oder das frohe Verstehen durch seine Lippen; fast alles macht er mit sich selber ab: ein leises Aufblitzen: „ach so — ich weiß schon.“ Als wenn man auf einen spiegelstillen See blickt, über dem die Wolken wandern, den jetzt eine leichte Wolke verdunkelt und der jetzt wieder im gewohnten Glanze strahlt.

Geh' fleißig um mit deinen Kindern. Selbst in ihrem Lernen und Begreifen ist Unschuld. O wäre so viel Redlichkeit in unserm Wissen!

„Also: du weißt, wie die Rinder kauen. Was willst du eigentlich später mal werden; wenn du groß bist, mein' ich.“

„Dann — dann werd' ich vielleicht Laternenanzünder.“

„So so.“ Das Anzünden der Straßenlaternen hat ihm offenbar Spaß gemacht. Man schiebt einen langen Stock in die Laterne hinein, und mit einem Male — puff — da flammt es auf! Natürlich ist ihm auch der künftige Beruf ein Spiel, ein Genuß; Zuckerbäcker und Obsthändler sind ihm bevorzugte Berufsarten. Welch ein armseliger Mann ist der Zar von Rußland gegen einen Krämer, der immer nur hineinzugreifen braucht in den strotzend gefüllten Bonbonhafen! Ich hatte als kleiner Bursche eine Zeit, da mir nichts so gut gefiel wie der goldglänzende, helltönende Schalltrichter der Trompete, und der Beruf eines Straßenmusikanten stand mir als unverrückbares Ziel vor der Seele. —

„Numero drei! Irene Sophie, mit dem Beinamen ‚die Gemütsruhige‘!“

Die war die reinste „Wurschtigkeit“. Sechs Jahre lang schlief sie. Sie spielte lautlos vor sich hin und machte dazu ihr weiches, dusseliges Schlummerfrätzchen. Oder sie saß zusammengesunken da, die Hände im Schoß, und starrte mit leeren Augen ins Leere. Wenn die Mutter ein Märchen erzählte, wenn der Wolf gleich aus dem Bett springen wollte, um das Rotkäppchen zu verschlingen, wenn die Spannung auf Nummer neunundneunzig stand — dann sagte sie mitten

in einen Satz hinein mit ihrer langsamen Traumstimme: „Mut—ter, krieg'n wir heu—te Schoko—laa—deee??"

Wir ließen sie schlafen. Und eines Tages erwachte sie und begann in kühnsten Sprüngen vorwärtszustürmen. Ihr Lernen ist ein ununterbrochener Siegeslauf, ein Werk voll Jubel und Lachen. Die Arbeit ist ihr ein Tanz.

Sie gehört zu den Nestflüchtern, deren Geist nicht löffelweise aufgepäppelt zu werden braucht, sondern die gleich davonlaufen und selbst ihre Nahrung suchen und finden, wenn sie die Eierschale, wenn sie den geheimnisvollen, traumbefangenen Schlaf der ersten Kindheit abgestreift haben.

Pflückt und zerrt nicht mit den dummen Fingern an den kleinen Knospen herum, als könntet ihr nicht erwarten, daß sie sich öffnen! O ihr, die ihr die Ruhe des Keimes nicht ehrt! Nicht, was einer kann, fragt ihr, sondern was er schon kann! O ihr — ihr — ihr Lieben! Wißt ihr nicht einen straffreien Ausdruck für euch?

Haltet den Kleinen hin und wieder ein paar Körner in offener Hand hin. Wenn sie erwacht sind, fangen sie von selbst an zu essen.

„Und nun — Numero vier? Herta Gunilde, genannt Tramplagonde? Wie viele Beulen am Kopf und wieviel zerschmissenes Spielzeug heute?"

Das ist die, die eines Tages, als ihre Mutter erklärt hatte, heute sei sie einmal artig gewesen, und als sie am folgenden Mittag auf ihre Frage dasselbe Lob hörte, am Abend mit ungeduldigem Befremden fragte: „Bin ich noch immer artig?" und die dann, als meine Frau wieder bejahen mußte, mit ernstem Gesicht die denkwürdigen Worte rief: „Gott, das kann ich gar nicht *begreifen*!" Sie ist von stürmischer Streitbarkeit, von sausender Gutmütigkeit. Ihre Zärtlichkeit ruft blaue Flecke hervor.

„Was wollen wir denn spielen?" Diese Frage richte ich an sie. Denn sie, die Kleinste, ist der Spielleiter unter den vieren. Alles Geschehen gestaltet sich in ihrer Einbildung

sofort dramatisch; sie verteilt die Rollen (sie selbst übernimmt natürlich die „Mütter“); sie erfindet die Wechselrede, sagt den andern, was sie sagen sollen und antwortet dann. Auch ihre Puppe und andere tote Dinge läßt sie sprechen, in einem ganz dünnen, quäkenden Tone, und sie antwortet dann in einem klangvollen, von reifer, mütterlicher Erfahrung und wohlwollender Nachsicht gesättigten Tone. Das Goethesche Wort, daß Kinder aus allem etwas zu machen wissen, bewahrheitet sie bis zur Tollkühnheit. Der Kinderstuhl wird zum Klavier; ein anderer Stuhl dagegen erscheint mit merkwürdiger Folgewidrigkeit als Straßenbahnwagen; das Bauhölzchen wird zum Kuchen ernannt, den ich wohl oder übel nicht an den Mund, sondern in den Mund führen muß: diese Gesellschaft schenkt einem nichts. Wenn man sie gewähren läßt, muß man sich schließlich auf die Zinken einer Harke setzen und im liebenswürdigen Plaudertone versichern, daß das ein vortreffliches Sofa sei. In ihrer Einbildung wird das Unmögliche Ereignis; was sie zu sehen wünschen, das sehen sie. Sie sind noch ganze Götter, die aus nichts etwas schaffen können: so ihre Phantasie spricht, so geschieht es; so sie gebietet, so steht es da. Und weh' dem, der lacht! Wenn man sie in ihrem arglosen Phantasiefluge stört, stürzen sie herab, beschämt, befangen, betrübt. Ich will's auch nicht wieder tun; für einen Dichter schickt sich das so gar nicht!

Und taut denn nicht bei diesem Lärm und Geplauder um mich her die gefrorene Musik meiner eigenen Jugendfreuden auf und fällt draußen in flimmernden, klingenden Tropfen vom Dach? Wenn ich Malvorlagen zum Geschenk erhielt, hab' ich nicht unterm Tannenbaum geträumt von ebenso herrlichen Bildern, die ich danach malen wollte, und war es nicht nachher ein ganz echter Schmerz, wenn die schlechten Farben, der dicke Pinsel und meine Unbeholfenheit nur ein gräßliches Gesudel zustande brachten? Hab' ich nicht in seligster Begeisterung das Ideal-Puppentheater geschaut, das mein Freund, der Tischlersohn, nach meinen Angaben zimmern sollte, hab'

ich mich nicht gläubig monatelang hinhalten lassen, und fühlte ich nicht so etwas wie ein „gebrochenes Herz", als der Hasenfuß endlich erklärte, er habe noch gar nichts gemacht, weil er nicht dürfe? Und hab' ich nicht sechs Wochen lang jeden Samstag mit klopfendem Herzen auf das lebendige Pferd gewartet, das mein Vater mir mitbringen wollte, und mich immer wieder hoffend bei seinen Erklärungen beruhigt, die Knochen seien noch nicht fertig, oder die Haut, oder der Schwanz fehle noch!? Die Sterbestunde dieser Täuschung ist mir nicht mehr im Gedächtnis; sie ist wohl ganz sanft und unmerklich verschieden. Und dann ist es auch etwas lange her, daß mein Glaube so stark war . . .

Die Kleinen werden ungeduldig. Freilich: wenn man mit Kindern spielt, soll man nicht sprachlos vor sich hindämmern. Dafür haben sie das denkbar geringste Verständnis.

„Wir wollen ‚Rotköpfchen' spielen," hat Herta entschieden. Sie sagt immer „Rotköpfchen". Was sie sich wohl dabei denkt? Offenbar ist es ihr nur ein Name wie „Marie" oder „Anna". Wenn man doch nur mal in solch einen kleinen Schädel hineinblicken könnte! Ich glaube, ein Ameisenhaufen ist etwas unendlich Regelmäßiges gegen dieses Gewirr. Und doch krabbelt sich da drinnen mit der Zeit alles von selbst zurecht. „Also Rotkäppchen!"

„Ja. Ich bin die Großmutter (die Rolle ist ihr auf'n Leib geschrieben!) und du bist der Wolf, und Irene ist Rotköpfchen, und Trudel ist die Mutter, und Ludwig ist der Jäger."

Nach einem kurzen Rollenstreit ist alles in Ordnung und die Vorstellung kann beginnen. Ich nähere mich Rotkäppchen auf allen Vieren und verbinde mit einem sehr naturwahren, fleischliebenden Organ jene heuchlerische Liebenswürdigkeit, die ein Wolf in dieser Lage zu entwickeln pflegt. Aber das Rotkäppchen wird ängstlich und läuft fort. Merkwürdig! Ich muß glänzend spielen. Aber ich habe meinen Shakespeare nicht ohne Nutzen gelesen. Ich richte mich also auf und erkläre, daß ich gar kein wirklicher Wolf sei, sondern nur der

zärtliche Vater Soundso, der keine Menschen zu fressen pflege. Das beruhigt. Allein, sobald ich wieder auf Händen und Füßen herantappe, schreit sie und flüchtet. Seltsam! Mir fällt ein, daß ich das schon früher beobachtet habe. Wenn wir auf allen Vieren gehen, müssen wir doch noch etwas verdammt Tierähnliches haben. Vielleicht ist es auch nur bei mir so.

Wenn sie noch recht klein sind, patschen sie dem größten Hund auf der Nase herum; er ist ihrer ahnungslosen Unwissenheit ein Spielkamerad, ein Spielzeug. Später erkennen sie das Tier als etwas Fremdes, das ihre lebhafteste Anteilnahme erweckt, aber dessen Annäherung sie fürchten. Und es dauert ziemlich lange, bis die fortschreitende Erkenntnis ihre Furcht überwindet und sie dem Tiere bewußt sich nähern.

Während des ganzen Spieles hält die Kleinste (die Großmutter) mit krampfhafter Zärtlichkeit ihre Puppe im Arm. Diese Puppe schläft mit einem Auge und wacht mit dem andern; die Farbe ist von ihren Wangen abgeblättert; die Haare sind nach siebzehn Richtungen hin verwirrt. Wenn man sie zum erstenmal gesehen hat, kann man ein paar Stunden lang nicht wieder froh werden, und die Nacht darauf erscheint sie einem als Schreckbild im Traume. Das Mädel hat eine zweite, viel schönere Puppe; aber dieses Ungeheuer von gehäufter Scheußlichkeit hat ihre ungeteilte Liebe. Dieses Völkchen hat überhaupt seine ureigenen Neigungen. Bei Weihnachtsbescherungen bereiten sie einem die drolligsten Enttäuschungen. Prächtige Spielzeuge, deren Wirkung man sich vorher in den leuchtendsten Farben ausgemalt hat, beachten sie kaum, und in irgend eine kleine Sache, der man gar keinen Wert beigelegt hat, in ein Stück Papier, ein irdenes Näpfchen, verlieben sie sich und lassen es den ganzen Abend nicht mehr aus den Fingern. Ihre bescheidensten Wünsche sind oft die sehnlichsten — der Junge erflehte zur letzten Weihnacht vom Knecht Rupprecht nichts inbrünstiger, als — „für zehn Pfennige Bindgarn".

Solchen Neigungen stehen solche Abneigungen gegenüber.

Ich weiß, daß ich als drei- bis vierjähriger Bube ein wirkliches Entsetzen vor einer Figur unseres Puppentheaters empfand: es war Berta von Bruneck aus dem Verlag von Öhmigke & Riemschneider in Neu-Ruppin. Ich mochte noch so trotzig und ungebärdig sein — man zeigte mir Berta —, und ich ward stumm und gefügig. Die Abneigung saß so tief, daß ich noch heutigentags etwas gegen das Mädchen habe, obwohl es doch eine sehr brave Dame ist. Überfeines Schönheitsgefühl konnte nicht der Grund meiner Abneigung sein; denn der Vetter von Strahl aus derselben Fabrik war mir aller Schönheit und Herrlichkeit Inbegriff und erschien mir so überirdisch wie die drei Ritter dem Knaben Parzival.

Die Rotkäppchenvorstellung hat inzwischen ihr Ende erreicht, nachdem mein Sohn einige der Wirklichkeit sehr nahekommende Angriffe auf des Wolfes, d. h. meine Magengegend unternommen hat. Ich habe dabei geradezu genial gezappelt; ich bin überzeugt, nur Ermete Zacconi zappelt noch so. Den Kindern hat es riesig gefallen, und ich muß mir da capo den Bauch aufschneiden lassen und dann nochmal und dann nochmal: „Vater (ich bin abwechselnd Wolf und Vater), Vater, noch einmal zappeln!" Und das wird mir jeder zugeben, der nur e i n m a l mit Kindern gespielt hat: ich hätte ins nächste Jahrhundert hineinzappeln müssen, wenn ich nicht schließlich durch ein gar nicht mißzuverstehendes, dreimal donnerndes „Nein!" ein Ende gemacht hätte.

Nun ersteht also die Frage nach einem neuen Spiel. „Schule?" „Krämer?" „Mutter und Kind?" Etwas Dramatisches muß es sein, etwas mit Rede und Gegenrede, mit Schlag und Gegenschlag: das sind die beliebtesten Spiele. „Krieg" ist z. B. ein „feines Spiel"! Der Junge rast in der Stube nebenan mit einem Knüppel gegen alles, was heil und poliert ist. Er ist „im Krieg". Herta nähert sich mir mit der Frage:

„Ach, entschuldigen Sie, können Sie mir vielleicht sagen, wo der Krieg ist?"

„Jawohl. Nebenan, bitte! — Haben Sie jemand im Krieg?"

„Ja, meinen Papa. Ich will ihm nur Bescheid sagen: er soll nach Hause kommen zum Essen."

Und zeitgemäß ist das Theater dieser kleinen Seelen! Sie haben das kürzeste Verfassergedärm; sie bringen das neueste Küchenereignis schneller auf ihre freie Bühne, als die Vorstadtbühnendichter mit irgend einem Sensationsprozeß fertig werden. Man entscheidet sich für „Mutter und Kind". Die Mutter: Fräulein Herta; Amanda das Dienstmädchen (alle Dienstmädchen der Welt heißen für sie Amanda): Fräulein Trudel; der Milchmann: meine Wenigkeit usw. usw. Meine Frau macht darauf aufmerksam, daß noch kein Vater da ist. „Ach, einen Vater brauchen wir gar nicht, nicht Vater?"

„Nee! Sehr überflüssig."

Ludwig soll der „Onkel Doktor" sein. Es soll nämlich das neueste Zugstück gespielt werden: „Kleinchens Luftröhrenverschleimung". (Ich sehe: ich komme doch nicht darum herum: es ist auch noch ein Kleinstes da, ebenfalls ein hochbegabtes, sehr schönes Kind; dafür spricht unter anderm das Zeugnis seiner ältesten Schwester. Denn als sie kürzlich wieder einmal — nach Art der älteren Schwestern — ganz aufgelöst war vor Entzücken über das Kleine, rief sie die freudegeflügelten Worte: „Das hätt' ich nicht geglaubt, daß wir ein so süßes Kind kriegen würden! Das ist uns mal recht geglückt, nicht, Mutter?" — (Eine Mutter pflegt in solchem Falle nicht zu verneinen.) Dieses Nesthäkchen wird im Schauspiel durch eine Puppe dargestellt. Die Darsteller spielen mit ganzer Hingabe, mit vollster, eigener Täuschung. „Kleinchen hustet!" — eine der Künstlerinnen ruft es mit so scharf gehörter und so genau wiedergegebener Besorgnis im Tone, daß meine Frau, die in Gedanken versunken war, aufspringt und dem gesunden Säugling zur Hilfe eilen will. Der Herr Doktor kommt und bejaht die Frage, ob er Kleinchen „bessermachen" könne, unbedingt. Er fühlt ihm den Puls, läßt sich

die Zunge zeigen, klopft die Brust und den Rücken ab, setzt ihm eine kleine Windbüchse auf Brust und Rücken und horcht. Das Kind ist denn auch sofort geheilt. Ich glaube, ich lasse den Bengel Arzt werden.

Natürlich kann die Puppe nicht die Zunge herausstrecken. Könnte sie das, so wäre das Spiel nicht halb so schön. Denn nicht, was da ist, sondern was die Phantasie hinzusetzt: das macht die Seligkeit des Spieles aus, das ist der Tanz der Seele auf weiter Aue. Das ist ja unsere, meine und des Jungen stille Wonne, wie wir nun beginnen, einen Tiergarten anzulegen. Hätten wir peinlichst genau und hübsch gefertigte Löwenkäfige, Raubvogelhäuser und Büffelställe, da wär's eine öde Sache, die niemand reizte, weder meinen Jungen noch mich. Aber nun sich vorstellen, wie der Löwenkäfig aus Bauhölzchen zu machen ist, wie der Löwe hinter dem Gitter ausschauen wird, dann all die schwierigen baulichen Aufgaben mit wechselndem Erfolge zu lösen suchen, das Becken heraustüfteln, in dem der Eisbär sich baden kann, den Ring anbringen, in dem der putzige Joko sich schaukeln kann, einen Zaun herstellen, damit Jumbo, der Riesenelefant, nicht herauskommt und alles zertrampelt — ja, das sind Aufgaben, des Schweißes der Edlen wert! Schaffen, schaffen will ein lebendiger Geist, tätig sein will das Kind! Und wenn sein Geist noch schläft, dann will wenigstens der Körper tätig sein. Aus der fernsten Ferne meiner Kindheit — ich kann bis ins dritte Lebensjahr zurückdenken — leuchtet mir eine ehrwürdige Fußbank her, die mir auf Gnade und Ungnade zum Ziel meiner Willens- und Muskelkraft überlassen war, und in die ich so lange Nägel hineinschlug, bis keiner mehr Platz hatte. Das waren schöne Zeiten, als dieser Schemel noch nicht vollgenagelt war! Dergleichen kommt nicht wieder. Auf Fußbänke loszuschlagen, dazu bin ich denn doch nicht mehr kindlich genug, und auf vernagelte Köpfe zu hauen — ja, so etwas ist immer verboten.

Und nun soll ich ihnen etwas vorsingen, lustige und traurige

Lieder, wie sie die Kinder singen. Als Liedersänger und Rattenfänger genieß ich in dieser Stube einen weitverbreiteten Ruf. Das kommt daher: ich singe ihnen meistens die Lieder, die ich selbst als kleiner Knabe gesungen habe. Und meine Kindheit ist ein Land, wo um Stilles und Bewegtes ein seliges Tönen fließt. Wo über die Wiesen leise Flötenlieder wandern und die Enten auf dem Dorfteich klingende Spuren ziehen. Wo vom Weltrand her, da die Essen und Türme des Wunderlandes aufragen, den hellen Sommertag entlang ein heimliches Brausen tönt, wo aus dem dunkeln Efeumantel des alten Schlosses seit den frühesten Tagen ein ewiges Flüstern klingt. Wo aus der tiefsten Stille eines toten Winternachmittags heraus das vereiste Brunnenrohr leise zu singen beginnt, und am stilleren Abend selbst der Mond hinter der hängenden Weide heraufzieht mit fernem Gesang.

„Als der Mond schien helle,
Kam ein Häslein schnelle . . .“

Ich kann dergleichen mit vielem Ernste und mit vieler Lustigkeit singen, und es ist gewiß eine elende Rührsamkeit von mir, wenn ich dabei denke, wie ich mich als Junge aufs Wachsen freute und daß ich jetzt nicht wachsen darf.

„Häslein ging zur Ruhe,
Zog aus Rock und Schuhe,
Legte sich aufs weiche Moos,
Schlief wie auf der Mutter Schoß.“

„Und so sollt ihr nun auch bald euch ausziehen und zu Bette gehen und schlafen und euch was Schönes träumen lassen —“

„Ich habe schon was geträumt, diese Nacht!“ plappert die Kleinste, d. h. die Kleinste von den Salonfähigen.

„Was hast du denn geträumt? Erzähl' mal!“

„Da kam 'n Mann in unsern Garten, und das war 'n Soldat, und da wollte er Ludwig seinen Wagen wegnehmen und da — und da — wie war es man noch weiter, Vater?“

Ja, du liebes, liebes Blitzauge — es ist ja sehr erhebend und schmeichelhaft, daß du mir solches Wissen zutraust — wie sagt man noch: „Ihr Vertrauen ehrt mich“ — aber leider überschätzest du mich.

Und dann kommt die Mutter, die hinausgegangen war, mit dem Abendbrot zurück. Fütterung, Fütterung, meine Herrschaften!! Unwiderruflich letzte Fütterung für heute!! — Es ist wirklich lehrreich; wer so das Abendbrot für eine dichtbevölkerte Kinderstube auf einem Haufen gesehen hat, der bekommt viel bestimmtere Vorstellungen von solchen Dingen wie „Staatshaushalt“, „Getreidezölle“, „Gesamtverbrauch“ und so weiter.

„Wir sollten heute Kuchen haben; du hast es uns versprochen, Mutter!“

Und wenn du diesen Leutchen etwas versprochen hast, dann ist der furiengejagte Orest gegen dich ein Mann, der sein' Ruh' hat.

Sie bekommen denn auch ihren Kuchen und essen ihn zuerst. Darin besteht ja eben unsere große sittliche Überlegenheit gegenüber dem Kinde, daß wir Selbstzucht genug besitzen, unsere Begierde zehn, ja fünfzehn Minuten lang zu zügeln und das Beste bis zuletzt zu versparen, weil es ja nämlich so einen um vieles gesteigerten Genuß gewährt. Der sittliche Mensch hat eben die Kraft, erst den Elsheimer und dann den Johannisberger zu trinken. Ich freilich habe auch als Knabe schon Beispiele von solcher Selbstbeherrschung gegeben, will übrigens dabei nicht leugnen, daß dergleichen auch bei anderen Kindern vorkommt. Wenn es Gerstengrütze mit Rosinen gab, aß ich erst die Grütze und schob alle Rosinen zurück. Und dann zum Schluß so einen ganzen Löffel voll Rosinen: Jesses, Jesses, dieser Genuß! Rosinengenuß mit dreiundzwanzig vervielfacht! Man glaubt nämlich in jenen Jahren, daß sich alles vervielfachen lasse.

In der letzten halben Stunde soll ich dann noch neun verschiedene Spiele mit ihnen spielen, mit jedem etwas anderes.

Dergleichen hält nur eine Mutter aus. So eine Mutter hält ein Kind auf dem Arm, gibt einem anderen zu trinken, spricht mit einem dritten, lenkt ein viertes mit den Augen und macht zu alledem noch eine anmutige Erscheinung. Meine Majestät zieht sich in die inneren Gemächer zurück und ist so „erholt", daß sie lang aufs Sofa fällt. Aber diese Ermüdung ist köstliche Erquickung.

Und ich muß daran denken, wie ich vor Jahren im Berliner Ausstellungspark mit einem düsteren Finsterich der „Decadence" über die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes stritt. Bei der Elendigkeit von Welt und Menschheit fand er es blöde, sich an Kindern zu freuen. Aber — du lieber Gott —, wenn man so die Bibel aufschlägt: „Abraham zeugete Isaak. Isaak zeugete Jakob. Jakob zeugete Juda und seine Brüder. Juda zeugete Pharez und Sara usw." Sehen Sie: das ist es. Wenn ich nun wirklich eine Ausnahme hätte machen wollen — nun ja: etwas hätt' es ja ausgemacht, aber doch nicht genug. Unsere Eltern hätten anfangen müssen. Das ist es. Da war es Zeit. Dagegen hätt' ich auch nichts einzuwenden gehabt. Aber jetzt ist es zu spät. Jetzt hat der Finsterich auch schon drei Kinder. Überliefern wir die Aufgabe, das Menschengeschlecht aussterben zu lassen, als ein heiliges Vermächtnis unseren Nachkommen!

Die Hosentaschen des Erasmus.

Erasmus ist nämlich mein Sohn. Ich schicke voraus, daß er gesund und regelrecht gestaltet ist. Aber in bekleidetem Zustande zeigt er von Zeit zu Zeit an den Oberschenkeln unförmliche, bedrohlich anwachsende Wülste. Wenn diese eine gewisse Ausdehnung erreicht haben, pflegt meine Frau sehr vergnügt zu mir hereinzukommen und zu sagen: „Du, wir müssen mal wieder seine Hosentaschen ausräumen; es hat sich schon wieder ein ganzes Museum darin angesammelt!"

Ich darf voraussetzen, daß meinen Lesern die Hosentaschenzustände eines achtjährigen Buben im allgemeinen bekannt sind. Es gibt eigentlich kaum einen beweglichen Gegenstand, der sich nicht ganz gut in solch einer Tasche unterbringen ließe, und es gibt auch schwerlich einen Gegenstand, der nicht die Aufmerksamkeit solch eines verschwiegenen kleinen Weltbetrachters anregte. Nun muß man sich außerdem den jungen Herrn Erasmus als einen entschiedenen Leichtblüter vorstellen, der mit Hilfe seiner Einbildungskraft an das Bruchstück eines Korkziehers die verwegensten Hoffnungen knüpft.

Da uns bei den bisherigen Untersuchungen manches dunkel blieb und wir manchen Gegenstand nicht zu bestimmen vermochten, haben wir diesmal den geehrten Hosenbesitzer selbst zur Besichtigung mit herangezogen. Meine Frau hat das Kleidungsstück auf dem Schoße; für die Vertreter der öffentlichen Sittlichkeit bemerke ich, daß der Knabe währenddessen mit einer anderen Hose bekleidet ist.

Was meine Frau zunächst aus der Tasche hervorzieht, ist Bindfaden. Ich darf ebenfalls als bekannt voraussetzen, daß

dieser Gegenstand sich bei der männlichen Jugend einer besonderen Beliebtheit erfreut und alle übrigen Gegenstände, die aus solch einer Tasche ans Licht gefördert werden, in einer mehr oder minder anziehenden Verwicklung mit jenem Gegenstande zu erscheinen pflegen. An der Hand des Bindfadens — um mich gewählt auszudrücken — gelangen wir sodann zu einem stark verrosteten, eirunden Blechschildchen, das die Inschrift „Patent" trägt. Das ist schon gleich ein wertvolles Stück. Ich weiß das. Ich habe den Maßstab für dergleichen noch ziemlich gut im Gedächtnis. Ich kann den Maßstab natürlich nicht so genau bestimmen; es handelt sich eben um Liebhaberwerte.

„Was heißt denn das: ‚Patent'?" frage ich.

„Wenn einer sich so fein angezogen hat."

„Rrrich—tig!!"

Wir verfolgen weiter den Ariadnefaden und fördern aus dem Labyrinth ein Merkbuch zutage. Das ist nun etwas ganz besonders Hervorragendes. Merkbücher sind in diesem Alter von ganz besonderem Wert und Nutzen. Es ist wohl selbstverständlich, daß man sich in erster Linie das merkt, woran man Tag und Nacht denkt, z. B., daß man für den 9. Oktober zur Apfelernte bei einem Spielkameraden eingeladen ist, oder daß am 25. Dezember Weihnacht gefeiert wird. Auch die zehn Pfennige, die man geschenkt erhielt, werden ordnungsgemäß als Grundstock eines zu sammelnden Vermögens gebucht, leider aber gewöhnlich nicht wieder ausgestrichen, wenn sie nach zehn Minuten in Schokolade umgewandelt wurden. Freilich sind Stift und Papier bei diesem Büchelchen von einer Güte, die sich in Geldeswert nicht mehr ausdrücken und es immerhin noch ratsamer erscheinen läßt, mit einer spitzen Stahlfeder auf ein Flanellhemd zu schreiben; aber Erasmus verfolgt es mit sorglich behütenden Blicken.

„Woher hast du denn das?"

„Das hat Hein Stieglitz mir geschenkt."

„Weshalb denn?"

„Och — wenn ich mit ihm spielen wollte."

„Warum wollte er denn mit dir spielen?"

„Och — die andern wollten nicht mit ihm spielen."

„Warum nicht?"

„Weil er der Erste geworden ist."

„Aha. — Aber was bedeutet denn das hier?" Ich habe nämlich das Merkbuch aufgeschlagen und lese auf einer Seite die höchst rätselhaften Worte „Käs Käse Käse la."

„Das ist Französisch," erklärt er mit einem Anflug von Gelehrtenstolz.

„Französisch??" — — — Aaaaaah — jetzt geht mir ein Licht auf! Er hat heut' seine erste französische Stunde gehabt! Nach der neuen Lehrweise! Der Lehrer hat gesprochen, aber nicht angeschrieben. Erasmus aber, seines Merkbuches stolz sich bewußt, hat sich's aufgeschrieben. Qu'est-ce que c'est que cela! —

Voilà ce que cest!

Mit Hilfe des Bindfadens fördern wir nunmehr ein kleines Gelenk von einem Deckelseidel, in inniger Verbindung mit einem Stück Schusterpech, zutage.

„Aber, Erasmus! Ferkel!" ruft meine Frau und betrachtet nasrümpfend ihre Finger.

Er aber starrt sie an mit schuldlos-erstauntem Blick, als wollte er sagen: „Wieso? — Was ist denn los?"

Denn er lebt und webt ja noch in der lautersten, ursprünglichsten All-Einheit; aus allem, was die Erde bietet, atmet ihm — in der Wärme des Herzens und der Wangen nur erst ahnungslos gefühlt — der unbekannte Schöpfer entgegen, und das gewaschenste Kätzchen wie den pfützenbewandertsten Straßenköter drückt er mit gleicher Liebe an sein glückliches Herz und sein reinstes Vorhemd. Er steht noch auf dem unbefangen genialen Standpunkt der Gleichberechtigung aller chemischen Verbindungen, und die paradiesische Unschuld, die noch nicht weiß, was rein und schmutzig ist, ist noch nicht ganz durch unsere engherzigen Schönheitsrücksichten verscheucht.

„Was willst du denn mit diesem Stück von einem Bierglasdeckel machen?“

„Och — wenn ich den Deckel dazu finde, dann mach' ich das auf mein Milchseidel.“

„Das 's 'n Gedanke! Großartig! — Aber sag' mir Bescheid, wenn du den Deckel gefunden hast! — Kannst du denn überhaupt so was machen?“

„Jaaa — das ist man ganz leicht!“

„Mmmm.“

Das ist richtig. Ich hab' auch als kleiner Junge sämtlichen Handwerkern ihre sämtlichen Künste abgeguckt. Es ging alles so nett und leicht. Ich wäre so gern Tischler, Schlosser, Schmied, Schuster, Maurer, Hutmacher, Maler und alles andere außerdem gewesen. Wenn meine Phantasie ein Werk entworfen hatte, so war's auch schon fertig und ich spielte damit. Ich hobelte ohne Hobel, klebte ohne Leim, malte ohne Pinsel, lötete ohne Kolben und Flamme und beschlug die wildesten Pferde, alles in Gedanken. Und die Werke unserer Einbildung spielen anmutiger mit uns, als wir mit den wirklichsten Dingen. Auch mit Ruhm und Macht und Geld spielt es sich ja hübscher in der Phantasie als in Wirklichkeit. „Alles wiederholt sich nur im Leben —“

Also freu' dich nur an deinem Deckelglas.

Nachdem wir nun noch aus dieser Tasche eine Mundharmonika, ein kleines Weingeistthermometer und einen Soldaten von der bleiernen Reiterei gehoben haben, bemerken wir an der Lanze dieses Ulanen eine deutsche Fünfpfennigmarke — Verzeihung: — eine norddeutsche Fünfpfennigmarke!

Eine furchtbare Ahnung spannt meine Nerven.

„Was soll die denn?“ frage ich.

„Die sammel ich,“ erklärte er ganz unschuldig.

„Mein Sohn,“ spreche ich und lege mit ehrwürdig-großer Gebärde die Vaterhand auf seine Schulter, „ich will es keineswegs als unmöglich hinstellen, daß die Sammler von Briefmarken und Straßenbahnzetteln irgend einen Gedanken

daneben haben. Der Mensch soll nicht hochmütig sein: was wissen wir z. B. vom Seelenleben des Meerschweinchens oder des Laubfrosches! Aber bei einem Erben meines Blutes dulde ich Briefmarkensammeln nicht. Darin erlaube ich mir nun Gewaltherrscher zu sein. Willst du schöne Dinge sammeln — sehr gut! Willst du lehrreiche Dinge sammeln: Tiere, Pflanzen u. dgl. — auch gut! Aber Briefmarkensammeln ist ausgesprochene Gegenkultur, und darauf steht bei mir Enterbung." (Der Junge verfärbt sich.) „Man weiß ja, wie's geht: Erst kommt das Cricri und das Einglas, dann das Sammeln von Briefmarken und Pferdebahnzetteln und schließlich der Expressionismus, ohne daß man die Übergänge merkt!"

Meine Frau hat sich inzwischen an die Erschließung der andern Tasche gemacht und mit verschiedenen Muscheln und Hosenknöpfen auch eine zusammengedrückte Kapsel von einer Weinflasche an den Tag gebracht.

„Und was willst du damit?"

„Die will ich verkaufen."

„Verkaufen?"

„Ja, Willi Steinmann sagt, wenn man 'n Pfund davon hat, dann kann man sie verkaufen, und das Geld will ich mir dann aufsparen, und dann seh' ich zu, daß ich immer mehr dazu krieg', bis ich fix reich bin."

Aah — daher pfeift der Wind! Er hat offenbar von jenen „gemeinnützigen" Geschichten gekostet, in denen immer erzählt wird, wie irgend jemand schon als sechsjähriger Knabe jede Stecknadel aufhob, jede Gänsedaune für ein künftiges Kopfkissen zurücklegte und so schließlich ein ungeheuer großer, reicher und berühmter Kaufherr wurde. Ich habe nie die Überzeugung los werden können, daß diese Geschichten von Spekulanten, Bankleitern, Letzten-Willens-Vollstreckern, Schwankdichtern und ähnlichen Leuten erfunden worden sind, um die anderen Leute von der Fährte abzulenken. Mein Junge — wenn du der Sohn deiner Eltern bist, so wirst du diesen „fremden Tropfen in deinem Blute" bald wieder hinauswerfen,

davor ist mir nicht bange. Stecknadelnsammeln liegt nicht in der Familie.

„Na, und wenn du nun ‚fix reich' bist — was dann?"

„Dann kauf' ich mir Kühe und Ochsen und 'n Geographiebuch."

„So." Bei mir war es immer ein Schloß. Das wollt' ich mir bauen, wenn ich reich wäre. Ich sehe noch heute die breite, schimmernde Marmortreppe, auf deren oberster Stufe ich stehe als ein großmächtiger Herr, um im nächsten Augenblick mit vornehmer Gelassenheit hinabzusteigen. Oder ich lag auf einem Ruhebett hingestreckt und sah durch hohe Bogenfenster weiße Wolken durch blaue Himmelsfluren ziehen — langsam — so langsam. Oder ich hielt auf der Zugbrücke hoch zu Pferd, die Faust auf den Schenkel gestemmt, und sah in einem Blick Täler und Berge, Wälder und Ströme. Ich möchte fast mit Lessing glauben, daß es eine Wiedergeburt in dieser Welt gibt, daß wir mehr als einmal auf dieser Erde erscheinen. Vielleicht daher diese leisen, fernen, geheimnisvollen Erinnerungen, die wir uns nicht erklären können. Und ich fürchte, ich fürchte: ich bin — vielleicht im 13. Jahrhundert oder so — ein wenig beschäftigter Junker gewesen. Ich habe seitdem noch immer eine merkwürdige Neigung, mit dem Schauen nach schwebenden Wolken und mit dem Reiten durch rauschende Täler meinen Unterhalt zu verdienen.

Während diese Erinnerungen schnell wie Schwalbenflug vor meinem inneren Blick vorüberziehen, stößt meine Frau plötzlich einen heftigen Schrei aus und springt vom Stuhl empor. Sie muß auf etwas Entsetzliches gestoßen sein; denn sie ist von Natur sehr mutig. Sie würde ihr Kind aus dem Rachen des Löwen reißen wie jene berühmte Mutter von Florenz. Es muß etwas Furchtbareres sein als ein Löwe. Und so ist es. Es ist ein „Gemeiner Mistkäfer", Geotrupes stercorarius, den meine Frau von ihren Fingern fortgeschleudert hat und der jetzt langsam auf den Dielen dahinkriecht.

„Ooh, mein Käfer!" jammert Erasmus.

Das Krabbeltier ist aus einer Streichholzschachtel entwischt und hat sich frei in der Hosentasche ergangen. Während meine Frau noch immer ein bißchen weiß um die Nase ist, hat Erasmus das Tierchen aufgenommen und läßt es mit geradezu wissenschaftlicher Kaltblütigkeit und Vorurteilslosigkeit über seine Finger krabbeln.

„Wozu hast du den denn gefangen?"

„Für 'ne Käfersammlung."

„Na — weißt du — das halt ich eigentlich für unnötig. Du kannst ihn dir auch so ordentlich ansehen. Und dann kannst du ihn jedes Jahr in ungezählten Mengen wiederfinden. Wenn's was Seltenes wäre, wollt' ich nichts sagen. Was selten ist, muß immer dran glauben. Aber das verstehst du noch nicht. Also: ich denke, du läßt ihn laufen, he? Andere Mistkäfer wollen auch leben."

Mit schnell aufblitzendem Blick sieht er mir forschend in die Augen, dann lächelt er und betrachtet verstohlen seine Hände. Sie sind heute zum zweitenmal gewaschen und zum drittenmal schmutzig. Er gebraucht sie ungezwungen und fleißig, wenn er in Haus und Garten, Feld und Wald naturforschend sich ins All versenkt.

An den Gegenständen, die der zweiten Tasche entstammen, zuletzt an der Streichholzschachtel, sowie an der rechten Hand meiner Frau ist uns mehr und mehr eine merkwürdig übereinstimmende Röte aufgefallen. Jetzt kommen wir auch dem Ursprung dieser Farbe nah: ein beträchtliches Stück Rötel hat offenbar schon ein paar Tage in diesem Raume zugebracht und dessen Wände mit einem gleichmäßigen Rot bedeckt. Endlich findet sich noch ein schön abgeschliffenes, eirundes Rollsteinchen vom Meeresufer.

„Was ist denn das?"

„Das ist 'n Glücksstein."

„Ein Glücksstein?" —

Das kann stimmen. Wer sich an solch einem Steinchen freut, der ist glücklich.

„Wo hast du denn die hübsche, kleine Silbermünze gelassen, die du neulich hattest?“

„Och, die hab' ich Georg Petersen gegeben, der will mir 18 Fahnen und 25 Lanzen dafür geben.“

Seine Augen leuchten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, das sind so Augenblicke, in denen einem das Herz ein wenig groß und das Auge — Verzeihung — ein wenig warm wird. Denn man denkt an die vielen Male, daß dieser junge Mann in seinem Leben noch betrogen werden wird. Was wird dem sein guter Glaube noch kosten! Man fragt sich, ob man nicht unrecht tut, wenn man einem Kinde sagt: „Sei immer wahr!“ — ob man es nicht wehrlos macht? Man säh es so gern das Gebot der Wahrhaftigkeit befolgen, und man sieht dabei alle die Leiden voraus, die dann seiner warten. Also dem Achtjährigen schon sagen: „Paß auf, daß du nicht betrogen wirst!?“ — Nein.

Nein. Es lieber der Zeit überlassen, die schließlich doch den Arglosesten warnt. Bei manchem braucht's freilich viel Zeit. Und dann ist ja auch der Mensch so genial zusammengesetzt, daß er einen merkwürdig großen Wert darauf legt, nicht aus fremden Schaden zu lernen, sondern *selbst* betrogen zu werden. Und dann ist es ja auch vorteilhaft, sich mäßig betrügen und belügen zu lassen. Zu viel ist freilich hier wie überall vom Übel. Wer gar zu leicht zu betrügen ist, der verleitet schließlich auch ehrbare Leute. Die sagen dann: „Na — wenn er selbst nicht anders *will* — —“ Man glaubt nicht, wie verderblich ein *einziger* Vertrauensseliger für ein ganzes Rudel von ziemlich anständigen Menschen werden kann. Aber sonst —: Die Leute vom Adel haben ganz recht: Sich mäßig betrügen lassen, gehört zum Adel. Wer einen Rock zu 40 Mark für 50 Mark verkauft, wer im niederen oder höheren Pferdehandel einen Ehrenmann hineinlegt oder wer das Drama eines Nebenbuhlers aus dem Spielplan hinausbübelt, damit er noch ein bißchen mehr Ruhm und Einnahme ergattere — und wer sich

bei alledem steif und fest einredet, Klugheit und Vorteil seien auf seiner Seite und nur auf seiner Seite — ja, wer wollte solch einem armen Teufel das kleine Vergnügen des Betruges nicht gönnen?! Man zahlt je nach seinen Verhältnissen die 10 Pfennige oder die 10 Goldstücke oder die 10 braunen Scheine, und wenn man den Betrug merkt, lacht man sich ins Fäustchen und freut sich, daß man keine Wanze ist; und was einem leid tut, ist nur der arme Kerl, der nun womöglich ganz stolz ist auf seinen „Coup" . . .

Meine Frau und ich haben beschlossen, dem jungen Herrn ein eigenes Schubfach zur Verfügung zu stellen, damit er darin seine Kinderwelt baue. Nach meinem eigenen Jungentum zu schließen, wird er allerdings die Hosentasche vorziehen. Das Verhältnis zu den Dingen ist hier ein innigeres. Man hat auch alles für den ersten Griff bereit und nett beisammen: Kreisel, Mistkäfer, Äpfel und Schusterpech. Und dann — die Hauptsache! — es liegt nicht offen vor aller Augen da. Obwohl wir höchst zurückhaltend verfahren sind mit dem Geheimschatz des Prinzen Erasmus und uns das Lachen tapfer verbissen haben — er schien unser Vorgehen doch als eine Zudringlichkeit zu empfinden. Es war eine Sache der Scham für ihn. Und man soll auch nicht einfallen ins Land der Kinderseele, man soll es behutsam anstellen, daß sie einen selbst hereinziehen. Wenn ihr Entzücken einmal recht groß ist, tun sie's schon.

Eine zartgebaute Welt, das Kinderparadies! Ein einziger rauher Hauch aus der kalten Welt der Erwachsenen — und tausend Blüten fallen auf einmal von seinen Bäumen. Es gibt ein Wunder, das ist so groß wie ein Pfennig, rund wie die Sonne und mildglänzend wie der Mond; du bewegst es ein wenig — und versteckte Farben leuchten daraus hervor: das durchsichtige Grün des Nordmeers, die Röte des Abendhimmels . . . Laß aber ein paar unrechte und grobe Finger darüber kommen und es verächtlich auf den Tisch werfen — so ist es ein armseliger Perlmutterknopf! — — —

Asmodi oder Der hinkende Teufel im Theater.

Über der berühmten Stadt Hamburg lag die dichte Finsternis eines regnerischen Oktoberabends, als ich in schwebender, bebender Herzenslust und Herzensangst, sonst aber warm und wohl geborgen, in einer kleinen Loge des Stadttheaters saß. Ich mußte den „Faust" sehen, tat es aber nicht gern. Denn der hat auf der Bühne, vom Gretchendrama abgesehen, nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. Mich fesselte auch unendlich viel mehr ein Fläschchen mit Syringengeist, das ich verstohlen in der Hand hielt. Einen Gegenstand, der der Geliebten gehört, in der Hand halten, ist immer eine Lust, was auch die Ehemänner dagegen sagen mögen. In jener Abendgesellschaft, wo sie mir aufgegangen war wie Morgenlicht über einer stimmungslosen Sandwüste, hatte ich ihr das Fläschchen gestohlen. Ich hatte während unserer Unterhaltung damit gespielt und es nachher behalten, und sie schien es nicht zu vermissen.

Syringen! Das paßte so gut zu ihr. Sie schien einen auch aus hundert treuen blauen Augen anzublicken. Sie hatte sicherlich nur zwei Augen; aber hatte man einmal hineingeblickt, so sah man überall diese Syringenaugen, wenn man auch auf einen alten Ofenschirm oder auf die schwarze Weste eines Ökonomierats starrte. Syringen sind so einfach und so reich in ihrer Einfachheit und so weich und duftig, daß man lange, lange seine Wange hineinschmiegt. Vielleicht war ich auch darum gleich so heilig verliebt, weil Syringen mir von Kindheit an verknüpft sind mit Pfingstfreude, mit dem ersten großen Leuchten und vollen Klingen der neuen Frühlingslust.

Hoheit umhüllte sie ganz. Weiß einer, was Hoheit ist? Nicht die Hoheit mein' ich, die angenommen und abgelegt werden kann, die man behaupten muß, sondern Hoheit, die von allem Anfang her da ist und immer da ist und da sein wird auch in Niedrigkeit und kümmerlichen Leiden und die auch den Ärmsten anzieht. Nicht Hoheit, die streng oder hart oder gar kalt sein kann, sondern Hoheit, die über Gerechte und Ungerechte leuchtet und auch bei hingebendster Milde noch Hoheit bleibt, vor der der Rohe verlegen wird und dem Zyniker seine eigenen Witze schal erscheinen . . .

Auf der Bühne setzte sich Mephisto in einem scheußlichen, Franz Moorigen Vorstadt-Nasen-Bösewichtertone mit „dem Herrn" auseinander. Ich floh zu meinem Fläschchen, drückte die Augen zu, sog begierig den Duft ein und — hörte mit einem Male einen tiefen Seufzer, der nur aus dem Fläschchen kommen konnte.

„Holla!" rief ich. „Wer ist da?"

„Ach," klang ein leises Stöhnen aus dem Fläschchen, „die alte Geschichte! Ich! Asmodi!"

„Ei sieh da!" rief ich. „Und nun möchten Sie wohl gern wieder heraus?"

„Ach ja! Bei der früheren Besitzerin dieses Fläschchens war es ja recht angenehm; aber bei Ihnen — das hat wirklich keinen Reiz!"

„Danke. Kann ich mir denken. Aber warum entweichen Sie nicht durch eines der kleinen Riechlöcher im Stöpsel?"

„Ich kann nicht an der Schleife vorbei!"

„Nicht an der Schleife vorbei?"

„Nein, betrachten Sie sie recht, sie ist zu einem Brrrrrrr . . . Ich kann das Wort nicht aussprechen . . . Sie wissen schon . . ."

„Ach sieh da! Richtig, sie ist zu einem Kreuz gebunden. Und nun soll ich wohl die Schleife lösen?"

„Ich tät recht schön bitten."

„Ja, was wollen Sie denn anlegen für Ihre Befreiung?"

„Ich werde Sie einen Blick tun lassen in alle Gehirne der hier Versammelten, und Sie sollen sehen, was darin vorgeht."

„Famos! Das reizt mich. Aber ich werde mich auf Stichproben beschränken; denn das Menschengeschlecht ist reich an langweiligen Wiederholungen."

„Wie Sie wollen."

„Aber," fuhr ich fort, „wenn ich mich recht erinnere, verstehen Sie noch andere Künste."

„Gewiß!" flüsterte die feine Stimme. „Ich verheirate Grauköpfe mit minderjährigen Mädchen, Herren mit ihren Mägden, arme Mädchen mit schmachtenden Liebhabern, die keinen Heller im Vermögen haben . . ."

„Halt, stopp!" rief ich. „Das letztere ist mein Fall. Ich bin gegenwärtig wohl der zur Liebesheirat begabteste Zeitgenosse. Wollen Sie mir behilflich sein?"

„Aber gewiß! Das ist ja mein Geschäft."

„Nun denn, Asmodi-Cupido, so gebe ich Ihnen hiermit die Freiheit zurück." Ich riß die Schleife auf — ein feiner knirschender Laut — und zwischen meinen Knien stand der hinkende Teufel, gänzlich unverändert und noch genau so, wie er dem edeln Don Kleophas Leandro Perez Zambullo erschienen war.

„Erlauben Sie, daß ich Sie zuvörderst unsichtbar und unhörbar mache," sprach Asmodi, tippte mir leise mit dem Finger auf die Nase und erklärte, ich sei nun für jeden Sterblichen Luft; ein neues Genie könne nicht sicherer darauf rechnen, von den Menschen unbemerkt zu bleiben, als ich. Dann zog er mich mit sich fort.

„Sie werden also," begann ich von neuem, „diesen Menschen die Schädeldecken abnehmen, wie Sie einst die Dächer von Madrid abgehoben haben?"

Asmodi schlug eine laute Lache auf. „Sie glauben wohl," rief er, „wir Teufel blieben im 17. Jahrhundert stecken, während ihr gewaltigen Menschlein bald ins 20. hineinschlaft! Komm ich Ihnen so rückständig vor? Seh' ich aus wie ein

Eisenbahnminister? Die Schädeldecken abheben! Entsetzlich! Wozu lebte denn unser Röntgen."

„Unser' Röntgen!" wiederholte ich. „Sie tun gerade, als ob dieser vortreffliche Mann des Teufels wäre."

„Alle Erfinder, Entdecker, Forscher und großen Neuerer sind des Teufels, und ihre Werke sind Werke des Teufels: darin spricht unser Nebenbuhler einmal wahr," versicherte Asmodi. „Überhaupt sind wir Teufel die Wohltäter der Menschheit und die tätigen Diener des Herrn, wie Ihnen unser Goethe noch eben von der Bühne herab verkündet hat, während jene augenverdrehenden Herren — na — ich schimpfe nicht gern auf die Mitbewerber — ich halte das nicht für anständig, obwohl jene Herren sich in diesem Punkte keine Beschränkung auferlegen."

„Ja, ja," rief ich, „Sie reden wie Ihr Kamerad auf der Bühne und geben sich für eine Kraft aus, die stets das Böse will, doch nur das Gute schafft. Aber ich habe das immer für einen Schwindel gehalten, gemacht, um den armen Faust zu betören."

„Auf Wort" — Asmodi blieb stehen, legte mir seine Rechte fest auf den Arm und sah mich mit einem ehrlich entsagungsvollen Gesicht an — „auf Wort, mein Verehrtester, es ist so." Und dann weitergehend: „Sehen Sie, werter Freund, das mußte ja schließlich auch dem dümmsten Teufel klar werden, daß gegen das Licht, gegen das Gute, gegen den ‚Herrn' da hinter dem Wolkenvorhang der ganze Höllenschlund nicht anjappen kann. Was wirklich gut ist, kann man nicht mal durch Marktschreierei totmachen. Also taten wir Teufel, was man in solchen Fällen oft tut: wir gaben den fruchtlosen Widerstand auf und traten in die Dienste der Regierung als festangestellte Unruhstifter, als Spitzel, natürlich im anständigen, nicht im menschlichen Sinne des Wortes. Wir bringen den faulen Menschenbrei in Bewegung, stänkern überall nach Kräften herum, haben unseren Spaß dabei und verschaffen dem ‚Herrn' das Vergnügen einer Schachpartie. Dem ein-

zelnen Menschen können wir dabei unangenehm genug werden; aber dem verdammten Zeug der Tier- und Menschenbrut, dem ist nun gar nichts anzuhaben. Sie sehen, ich verfalle von selbst in die Goetheschen Worte; man kann's gar nicht besser ausdrücken. Es ist alles so, wie Sie's noch eben von der Bühne her gehört haben. Wir arbeiten im besten Einvernehmen mit dem ‚Herrn' und erfreuen uns seines entschiedenen Wohlwollens, während er unsere Herren Mitbewerber, die sich auch für seine Vertreter ausgeben, geflissentlich ‚schneidet', wie Sie wohl gleichfalls bemerkt haben. Beiläufig bemerkt, ein verdammt schlauer Kerl, der Goethe; er ragt in unsere Welt hinauf und hat Gewalt über uns wie Byrons Manfred, bloß mit dem Unterschied: der Manfred hat's im Maul und der Goethe im Hirn."

„Aber wirken nicht auch Ihre Mitbewerber zugunsten des Lichts?" warf ich ein.

„Zugunsten des dickeren Wachslichts? Freilich. Aber das Licht des Verstandes erklären sie für den Feind der Menschheit. Und wir dürfen nicht aus unserer Welt hinaustreten und die Karten aufdecken, verstehen Sie?"

„Aber wenn ich nun Ihre Enthüllungen den Menschen mitteile!"

„Dann glaubt Ihnen keiner. Das ist ja eben der Spaß, verstehen Sie? Die Menschheit muß sich ganz allmählich selbst herauswuseln. Die Menschen wollen nur durch Schaden klug werden. Deshalb z. B. verheirate ich sie miteinander."

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie auch mich aus diesem Grunde verheiraten —"

„In Ihrem Falle liegt die Sache natürlich anders," versetzte er eilfertig und wandte das Gesicht ab; aber ich müßte mich sehr getäuscht haben, wenn nicht im äußersten rechten Mundwinkel ein Stück eines Lächelns bemerkbar gewesen wäre.

„Aber," rief Asmodi, „versäumen wir nicht das Spiel: der Vorhang hebt sich wieder."

Wir traten hinter einen Mann mit ziemlich vierkantigem Schädel und zugeknöpftem Jägerschen Normalbusen. Asmodi brachte unbemerkt seinen Durchleuchter an und sprach in lehrhaftem Tone:

„Sie blicken hier in das Gehirn eines Freidenkers von der wüsten Sorte, eines Mannes, der alles mit dem Verstande machen will, und zwar mit seinem. Sie bemerken, wie er soeben die Zeile ‚und leider auch Theologie' versteht. Er glaubt, Goethe schimpfe auf die Theologie überhaupt. Sie werden bemerken, daß er Goethe als Gesinnungsgenossen begrüßt und ihm Anerkennung zollt."

„Hier das etwas verlederte Gehirn eines Schulfuchses. Sie sehen, er begreift nicht, daß Faust nach so viel Forschung und Lernen nur so klug ist wie zuvor. ‚Das Studium wird eben nach Art dieser ‚genialen' Leute nicht gründlich und regelrecht betrieben worden sein; andere Leute wissen doch was!' Sehen Sie gut? Sie müssen jeden Gedanken lesen können!"

„Glänzend!" rief ich. „Die Selbstgefühlszellen zappeln vor Vergnügen!"

„Richtig. Feine Vorrichtung, he?"

„Großartig!"

„Hier das Gehirn eines Geistlichen." ‚Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel', klang es von der Bühne. — „Sie werden die Entrüstung bemerken —"

„Ja."

‚Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen.' Die Entrüstungszellen beruhigen sich und die Zellen der Genugtuung leuchten in einem satten Glanze. ‚Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren.' „Ja, ja, das kann freilich niemand, der freventlich den Mutterschoß der Kirche verlassen hat!" ‚Es möchte kein Hund so länger leben!' „Nun ja, das ist immer das Ende dieser Verlorenen! Jammer und Verzweiflung!" — „Sehen Sie, wie die Behaglichkeitszellen glänzen?"

„Wie lauter Öl!" rief ich.

„Richtig. Gehen wir weiter! — Hier ein gebildeter und zufriedener Bankleiter. ‚Daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält —‘ „Ja, so viel muß der Mensch eben nicht verlangen! Überspanntes Streben! Ist nun doch mal nichts für Menschen!“ — „Haben Sie's gelesen?“

„Ja, aber jetzt wird alles trübe und dickflüssig — milchig —“

„Ja, das liegt nicht am Werkzeug, das ist allgemeine Zufriedenheit —“

„Halt, jetzt seh' ich wieder was —“

„Aha!“

„18 759 M. 75 Pfg. . . . Bremer Staatsanleihe von 1859, 106 bezahlt . . .“

„Na ja. Ein anderes Bild! Das Gehirn einer Schwärmerin für Blüten und Perlen der deutschen Poesie. ‚O, sähst du, voller Mondschein, zum letztenmal auf meine Pein —‘“

„Hurrrrjeh!!“ rief ich unwillkürlich. „Alle Gefühlszellen wuseln durcheinander — ich sehe nichts als Nebel — nichts deutlich —“

„Richtig,“ bemerkte Asmodi mit sachkundiger Trockenheit. „Sie liebt Goethe im allgemeinen nicht, ‚er ist so kalt‘; aber diese Stelle findet sie himmlisch. Sie werden keine eigentliche Vorstellung bemerken —“

„Keine.“

„Nein. Sie ist auch so entzückt. Gehen wir weiter. Ein Student. ‚Von allem Wissensqualm entladen, in deinem Tau gesund mich baden.‘ Sie werden über dieses ganze Hirn eine ungeheure Heiterkeit verbreitet finden. Wie Sie sehen, freut er sich, daß er die Wertlosigkeit der verfluchten Büffelei von Anfang an durchschaut hat; Sie würden dieses Hirn jedesmal besonders aufleuchten sehen, wenn Faust auf die Wissenschaft schilt. Sehen Sie gut?“

„Es geht.“

„Ja, das ganze Bild ist etwas getrübt durch Bier. Wie Sie bemerken werden, hält er das für Wissensqualm.“

„Ja!“ rief ich lachend.

„Ein gar nicht seltener Fall von Selbsttäuschung. Sie werden aber ganz deutlich die Spuren vom Kindl, Zacherl, Hofbräu usw. unterscheiden können —“

„Vollkommen,“ rief ich.

„Hier ein Leutnant,“ erklärte Asmodi. Die Gehirnmolekeln schwangen rückweise und sprunghaft. „Schlapper Herr, dieser jelehrte Mann. Ollen Faust endlich mal ruh'n lassen! Neulich Stück mit altem Dessauer drin. Sehr nett.“ ‚Und fragst du noch, warum dein Herz sich bang in deinem Busen klemmt?‘ Und sieh da — auch die Molekeln des Leutnants schwangen bang und beklommen; die ganze Gehirntätigkeit erschien wirklich gedrückt, und ich las: Mr. Blackburne erkrankt. Kann meine Schimmelstute ‚Blitz‘ beim Horner Rennen nicht reiten. — Äh! Schleimiges Pech! Dann tauchte eine üppig ausgeschnittene Frauenschönheit auf, und als ich mich aufrichtete, um zu sehen, ob die Spielleitung hier etwa ein Tanzstück eingeschoben hätte, bemerkte ich, daß der Leutnant sein Opernglas auf eine nahegelegene Loge gerichtet hatte.

„Hier etwas ganz Besonderes,“ fuhr Asmodi fort. „Sie sehen hier —“

„Bst!“ machte ich gebieterisch.

Ich sah Musik, Musik, wie ich sie nie gehört, wie sie nie geschrieben worden, vielleicht nie geschrieben werden konnte, wunderbare Musik, in der verschwiegenste Geheimnisse laut wurden, Musik, aus dem innersten Grunde der Welt geholt. Das Hirn dieses Mannes war ganz von himmelsklarem Lichte durchleuchtet, und die Teilchen dieses Hirnes schwangen in immer seligeren, immer berauschteren Kreisen, und immer mehr Zellen zerteilten sich und gebaren neue Zellen. Und ich sah, daß dieser Mann sich am Ufer des Meeres wähnte, und hinter ihm ragten ewige Felsen auf, und über ihm spannte sich allesumarmender Himmel. Und er hörte ein flüsterndes, murmelndes Raunen vom Meere kommen, fast schon ein Sprechen war es; immer war es ihm, als müßte er nun gleich Worte vernehmen, so drängend deutlich war es, und ward doch kein

Sprechen. Und das Raunen zog durch seinen Leib mit bebenden, seligen Schauern und stieg durch den Felsen hinauf und lief wie fernster Donner durch den Himmel und kam wieder übers Meer gegangen und kehrte freundlich zurück in seinen Leib und zog durch sein Herz wie ein ewiger Lebensstrom. Und ein verzücktes Heimgefühl quoll in ihm, bis in die letzten Äderchen hinein. Er hatte sich heimgefunden; Meer und Erde und Himmel und er selbst redeten nun endlich dieselbe Sprache. Und immer sah und hörte ich die Musik, diese Musik, die immer kühner emporstieg, sich immer wieder übergipfelnd und dann wieder langsam zurückkehrend in eine große, allmächtig befriedende, heimatliche Ruhe. Und zu einem Orchesteraufschwung, der blitzschnell meinen ganzen Leib durchfuhr mit rieselnder Glut, jauchzte menschlicher Gesang auf:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Dir ird'sche Brust im Morgenrot!"

„Ein Dichter und Sänger des Weltganzen," erklärte Asmodi. „Wie Sie sehen, ist er mitten im Schaffen. Goethe hat ihn gereizt."

„Herrlich!" rief ich. „Haben Sie mehr von der Sorte?"

„Nee!" lachte der Hinkende. „Die sind dies Jahr selten. Aber hier ist etwas Possierliches, wenn's Ihnen Spaß macht. Ein elfjähriger Junge. Ein helles, lebendiges Kerlchen, wie Sie sehen; ein Hirn, das den ‚Faust' mal sehr gut verarbeiten wird. Aber die Makrokosmosgeschichte und verschiedenes andere ist ihm natürlich schleierhaft. Sehen Sie die Schleier?"

„Natürlich."

„Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen!"

„Merken Sie wohl? Er begreift nicht, was der Faust immer zu gucken hat, wo doch nichts zu sehen ist. Er möchte

so gern mal die goldenen Eimer sehen, hihihihi! Wird ihm wohl nicht glücken."

„Na, vielleicht später mal!" meinte ich.

„Dieser Gelehrte wird Sie noch reizen," sprach Asmodi. Ich blickte hinein und war höchlichst überrascht. „Er denkt an das japanische Maskenschwein!" rief ich.

„Ja," antwortete Asmodi, „infolge einer ganz natürlichen Ideenverbindung. Faust sprach erst soeben die Worte:

„Du Geist der Erde bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher . . ."

Sie werden die Spur der Ideenkette noch verfolgen können; die zuerst berührten Zellen müssen noch schwach leuchten. Die Worte Fausts brachten ihn darauf, daß der Menschengeist immer von kosmischen Versuchen zur Erde, zum Wirklichen, zum Stofflichen zurückkehren muß, um neue Kraft zu gewinnen. Ganz flüchtig fiel ihm dann Antäos und Herakles ein, sehen Sie hier! Dann dachte er an seine augenblickliche Forschung und daß er nach langer Mühe gefunden habe, wie die deutsche Schweinezucht durch das japanische Maskenschwein wirksam zu heben sei. Sie sehen, diese Vorstellung vom Schwein war von einem sicheren, fröhlichen Kraftgefühl begleitet. Dann dachte er an die Stelle im zweiten Teil — denn er ist zugleich ein guter „Faust"-Kenner —:

‚Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm',

und jetzt ist er schon längst wieder bei dem mit sich selbst redenden Faust, von dessen Worten ihm nicht eines entgangen ist, wie Sie wohl an dieser zweiten Spurenreihe sehen. Der Ablauf der ganzen Kette dauerte genau eine Zeile lang."

„Ja!" rief ich aufs höchste gefesselt. „Und das wunderbarste ist: das ganze Gehirn ist in schönster Stimmung und ist gar nicht herausgekommen. Alle scheinbaren Gegensätze von einer großen Weltanschauung umfaßt! Ein starker und harmonischer Geist!"

„Hier ein kleiner Diplomat," fuhr Asmodi fort.

„Er betrachtet sich das Publikum mit großem Wohlwollen,“ bemerkte ich. „Das glückliche Völkchen, denkt er, braucht sich nicht um höhere Dinge zu sorgen wie unsereins. Er seufzt und befindet sich sehr wohl. Er ist sich bewußt, daß er für das Wohl all dieser Leute zu sorgen habe. Er findet, daß das Theater doch immer noch die beste Beschäftigung für die Masse ist und sie am wirksamsten von lächerlichen politischen Ansprüchen fernhält. „Eine Fanny Elßler oder eine Maria Taglioni wäre ein wahrer Segen heutzutage!“ seufzt er.

So durchwanderte ich unter Asmodis Führung noch einen großen Teil des Zuschauerkreises, bald beobachtend, bald dem zusammenfassenden Vortrage des Hinkenden lauschend, wenn sich Wiederholungen mit geringfügigen Abweichungen boten, z. B. noch ein Schulmeister, der Goethes Sprachfreiheiten regelmäßig mit halblauter Stimme berichtigte, ein Schnittwarenhändler, der überlegte, auf welche Weise er den großen Rest eines aus der Mode gekommenen Stoffes loswerden könne, ein Seemannsschüler, der seiner Begleiterin während der Erscheinung des Erdgeistes heimlich die Hand kniff, was man schon ohne Werkzeug sehr gut beobachten konnte usw.

Da — Faustens zweites Selbstgespräch näherte sich dem Ende — da, als wir in eine Loge des dritten Ranges traten, durchfuhr mich ein lieblicher Schreck, ach, ein köstlicher Schreck! Da saß vorgebeugt, in gespannter Haltung, die Lippen ein wenig geöffnet, sie, meine Syringe!

„Asmodi!“ rief ich mit unterdrückter Stimme, obwohl uns ja niemand hören konnte, „Asmodi, das ist sie ja!“

„Wahrhaftig,“ rief der Schalk mit spöttischem Erstaunen, „sie ist es! Nun, so beeilen Sie sich; es ist gerade eine günstige Gelegenheit.“

Ich schaute hinein in dieses schöne, ovale Köpfchen und hatte bald alles um mich her vergessen. Sie horchte fromm auf die herrlichen Worte und bewegte sie ernst in ihrer Seele. Da — ei sieh — als Faust die Phiole ergreift — denkt sie an ihr Riechfläschchen, an mich und daß ich es ihr entwendet

habe! Schau einer dies Mädel an! Sie wußte es und sagte nichts! Ich zitterte vor Freuden so sehr, daß ich ihr Haar berührte; ich erschrak heftig; sie wandte sich flüchtig um, schien dann aber die Berührung für eine Täuschung zu halten. Ich schaute wieder hinein: alles da drinnen war in einer köstlichen, leise fiebernden Erregung; sie strengte sich an, nur auf die Worte des Schauspielers zu hören; aber jetzt — ha! — jetzt hörte sie meine Stimme dazwischen — Gott, wie das wohltut! Wie weich das unsere Eitelkeit streichelt! — Jetzt sah sie das edel durchgeistigte Gesicht des lebensmüden Gelehrten und jetzt sah sie meine verwegene Hurranase — ach ja, wenn ihr die nicht gefällt — aber sie geht mit Freundlichkeit darüber hinweg — sie findet sie sogar ganz nett! — ach, Gott sei Dank: sie ist blind vor Liebe —

Asmodi wippte ungeduldig mit den Füßen: die Sache dauerte ihm zu lange; aber was ging das mich an!

Ah — da fielen himmelher und rein die Ostergesänge herein mit ernstem, großem Orgelton! Wie herrlich und rein das da drinnen wiederhallte; wie die ganze Seele zu klingen begann und auch nirgends ein verstocktes und verhocktes Eckchen war, das nicht andächtig miterbebte!

„Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst drängte sich der Himmelsliebe Kuß —"

Huiiiii — was war das! Bei dem Worte „Kuß" wirbelte alles dadrinnen durcheinander wie Milliarden von Sternen in einem rosigen Dunkel! Überrascht blickte ich auf: sie schüttelte heftig ihr Köpfchen, wie erzürnt über sich selbst, war purpurrot und starrte krampfhaft auf die Bühne.

„Nun —?" fragte Asmodi ungeduldig.

„Es wirbelt alles durcheinander," rief ich, „ich erkenne durchaus nichts mehr."

„Ja, das versteh' ich auch nicht," erklärte er. „Was in einem verliebten Kopfe beim Gedanken an den ersten Kuß vorgeht, das weiß kein Teufel."

Mit diesen Worten nahm er seine Vorrichtung an sich und erklärte, keine Zeit mehr zu haben. Ich fragte ihn, ob ich auch zukünftig den Durchleuchter einmal würde haben können. Er verneinte. Auf die Dauer sei er nicht zuträglich, namentlich nicht für Liebende. „Sie dürften jetzt auch genug wissen, um den Mut zu einer Erklärung zu finden," meinte er spöttisch. Das mußte ich ja zugeben. Er ergriff meine Hand zum Abschied; ich wollte eben noch sagen: „Wenn Sie mal wieder im Buttel sitzen —," als ich von einem leichten Schwindel ergriffen wurde. Er dauerte höchstens eine Sekunde; aber als ich wieder klar zu sehen vermochte, saß ich in meiner Loge wie zu Anfang der Vorstellung. Ich suchte mit meinem Glas ihre Loge — richtig, da saß sie. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Gott, was hat der Goethe den Faust lang gemacht! Warum streicht denn dieser Spielleiter nicht mehr? — — — — —

Ich kann ihr doch auch nicht oben in der Loge mein Herz ausschütten; überhaupt — sie so plump überfallen mit einer Liebeserklärung — sie könnte Mißachtung darin sehen und sich gekränkt fühlen. Sie weiß nicht, daß ich in ihr Köpfchen geschaut habe — und — — wenn überhaupt alles Blendwerk wäre? Zwar bin ich sicher mit Asmodi umhergegangen und habe gewiß in allerlei Köpfe geschaut; aber wer bürgt mir dafür, daß er mich nicht im Punkte der Liebe beschwindelt hat? Ich will es ihr schonend beibringen . . .

In der Vorhalle trafen wir uns. Als sie mich sah, wurde sie blaß, und dann wurde sie rot, weil sie blaß geworden war, womit man bekanntlich nichts bessert. Ich bot ihr meine Begleitung an; sie willigte ein, bemerkte aber, daß sie nur etwa fünfzig Schritt vom Theater entfernt wohne.

„Wie scheußlich!" rief ich. „Warum wohnen Sie nicht in Cuxhaven?"

Sie lachte; wir sprachen begeistert über die Ellmenreich als Gretchen; sie war besonders ergriffen von einem großen, genialen Zug in der Wahnsinnsszene, der auch mich trotz

meiner Zerstreutheit mächtig gepackt hatte, und dann standen wir unter der Laterne vor ihrem Hause.

„Sie haben sich schwarz gemacht!" sagte sie lächelnd.

„Wo?"

„Auf der Nase."

Ich versuchte vergeblich, die Spur von Asmodis Finger zu verwischen.

„Warten Sie!" rief sie eifrig, zog ihr Taschentuch hervor und wischte an meiner Nase herum — Syringen!

„So!" rief sie, „jetzt ist's weg!" Das heißt: „weg" sagte sie nicht mehr; ich hatte erst das Tuch, dann die Hand, dann ihren Arm, dann sie selbst ergriffen und sie hierauf geküßt; aber alles viel schneller, als ein gewöhnlicher Mensch sich das vorstellen kann.

Sie sagte gar nichts; aber als wir nach vielen Küssen endlich Worte fanden, duzten wir uns.

Vom Essen und Trinken.

Bekenntnisse einer schönen Seele.

Der Pflanzenesser wende sich schaudernd ab, und der Weinhasser verhülle weinend sein Haupt!

Denn Hammelrippchen nach Soubise und 1888er Margaux erstes Gewächs — ich vermag ihnen nicht zu fluchen!

Ich weiß: viele Tausende meiner Volksgenossen werden höhnen über diesen Bauchmenschen, diesen Materialisten, diesen Lamettrie, der noch einmal an einer Pastete verrecken wird —! Aber wenn nur die Pastete danach ist, läßt man auch das über sich ergehen.

„Unglaublich! Seine Feder entweihen durch die Verherrlichung eines Puddings —!“ Ja, wißt ihr denn, was ein Pudding dem Kulturmenschen zu sein vermag?

Ich muß an einen Besuch bei Theodor Fontane denken. Wir plauderten von der Nüchternheit der Lebensführung bei den Deutschen, besonders bei den Preußen. „Wir stehen noch immer unter dem Einfluß des ersten Friedrich Wilhelm,“ meinte er. „Das Bedürfnis nach Luxus ist ganz abhanden gekommen. Und wenn die Leute früher ihr Geld auch nur anlegten, ein paar hundert Ellen Seidenzeug zu einem Paar Pluderhosen zu verarbeiten — es war doch der Sinn für den Luxus da, ohne den die Kunst nicht gedeihen kann. Die Menschen von heute wissen ja nicht einmal zu unterscheiden, ob eine Speise gut oder schlecht bereitet ist. Ja — und das gehört doch auch zur Kultur!“

Seine unvergleichlich freundlichen Augen blickten dabei so leuchtend in die Ferne, daß ich junger Mensch mir Lust und

Erquickung aus ihnen trank. Den Raum erfüllte jene stille, kernhafte, behagliche Gelehrten- und Dichtervornehmheit, die uns im Goethehause so mächtig anheimelnd berührt.

Du siehst also, deutsches Volk, auch deine besten Geister kümmern sich um Essen und Trinken.

Aber Elende gibt es, die kalten Herzens sprechen: „Das Halsloch ist nur ein kleines Loch; aber es geht viel hindurch." Findet ihr nicht, daß das ein Vorzug des Halsloches ist? Hättet ihr lieber einen Schlund wie der Fenriswolf, dessen Oberkiefer den Himmel, dessen Unterkiefer die Erde berührt?

Ja, in einem gewissen Teile unseres Vaterlandes hört man die schnöde Weisheit: „Was auf dem Leibe ist, sehen die Leute, was im Leibe ist, sehen sie nicht." Man begreift, wie abstoßend das auf eine innerliche Natur wie die meine wirken muß! In diesem Lande wird der Fremde mit der ernsthaftesten Miene von der Welt zum Mittagessen eingeladen; man erweckt den Anschein, als betrachte man es als eine außerordentliche Ehre, ihn zu Tische zu haben; der ahnungslose Fremde, ein Freund von guten Speisen und Weinen, nimmt an, erscheint, hat vielleicht gar einen Frack angezogen, verlebt im Gespräch mit der Dame des Hauses eine halbe Stunde angenehmster Erwartung, lächelt wohlig, als er sich an den mit feinstem Linnen, Porzellan und Silberzeug gedeckten Tisch setzt, ißt vielleicht noch gutlaunig die nicht feststellbare Suppe — wenn er sich auch nicht recht zu erklären weiß, was die dreiviertel gefüllte Flasche Zeltinger auf dem Tische soll — dann, beim zweiten Gange — Frikandellen auf Samstagart mit etwas Gemüse — packt ihn eine bange Ahnung; als die gnädige Frau ihm zum zweitenmal die Frikandellen zumutet, dankt er verbindlich; aber die gnädige Frau bittet mit herzigem Lächeln, er möge doch zulangen, es gebe nur noch ein bißchen Käse. Aber er dankt wirklich — natürlich! — ja, ganz wirklich! Nun erst recht! Ein heftiger Kampf entbrennt in ihm. Er hat einen beträchtlichen Hunger; er äße so gern. Aber soll er diesen schönen Hunger, diesen

wunderbaren, vornehmen, adligen Hunger an diesem ledernen Käse vergeuden? Er ist ein Feind aller Verschwendung. In Ermangelung von etwas Besserem schluckt er seinen Grimm hinunter.

Nichts liegt mir ferner als Sonderbündelei, darum will ich auch die Gegend nicht nennen. Aber sie ist gewarnt.

Es ist ja wohl möglich, daß die Gastmähler dieser Leute gar nicht so böse gemeint sind. Zum Essen und Trinken muß man wohl auch geboren werden, wie zum Dichten und Malen, oder man muß wenigstens dazu erzogen werden. Es ist nicht Weltflucht und Verachtung des Irdischen, daß diese Leute nicht essen und trinken. Für die Askese habe ich ein gewisses Verständnis; wenn man alles andere gekostet hat, muß sie köstlich schmecken. Ich verehre gewissermaßen die Askese; denn zum Asketen werd' ich es niemals bringen. Aber jene Leute verschwenden Unsummen für einen Hut, eine Haarschleife, für irgend einen Tand. Aber habt ihr jemals gesehen, mit welch haßerfüllten Blicken sie den Edlen betrachten, der seinen letzten Taler für Austern hingibt? (Ich nehme natürlich diejenigen aus, von denen der Edle geborgt hat.) Da kehren sie mit einemmal die unbegrenzte Hochachtung vor dem Mammon heraus! Sie sagen: „Wenn er sein Geld nicht für Hummern und Sekt ausgäbe, dann könnte er mit sechzig Jahren eine Rente haben!“ Sehr gut — wie aber, wenn er dann keinen Hummer und Sekt mehr vertragen kann? Sechzig Jahre der Kraft, die er leben kann, soll er nicht leben, um zwanzig Jährlein des Alters zu leben, die er nicht leben kann, als etwa bei Milch und Kinderzwieback? Seht da eure Weisheit! Sie ist nicht mehr wert, als nach einem guten Essen zerpflückt zu werden wie diese Apfelsinenschale!

Und hat man einmal gehört, mit welcher inbrünstigen Verehrung diese Leute von einem zehnfachen Millionär sprechen, der „so einfach lebe wie ein Scherenschleifer und sich des Mittags an einem Teller Erbsensuppe mit Speck genügen lasse?“ Ei, ein zehnfaches Kreuzmillionendonnerwetter soll

ja diesem Daseinschinder in Kragen und Magen fahren! Wenn wir schon den Beluga-Kaviar nicht essen können, dann soll wenigstens er ihn essen! Das ist sein Beruf, seine Standespflicht, seine Sendung! Das Recht, sich von Erbsensuppe und Eisbein zu ernähren, kann höchstens durch schrankenlose Wohltätigkeit erworben werden. Wenn der einfach-zehnfache Millionär mit vollen Händen an Leidende und Bedürftige gibt, dann wollen wir ihm seine Erbsen gestatten und für ihn den großkörnigen Kaviar essen. Denn der großkörnige, graue Kaviar ist etwas, das gegessen werden muß.

Und noch eines sage ich euch: Gold und Perlen machen den Menschen eitel und hochmütig; aber Rehrücken mit Makkaroni und Rheinwein stimmen ihn großmütig und liebevoll, er sei denn ein öder Fresser und also das größte unter den Tieren und solcher Gaben im Innersten nicht wert.

In einer anderen Gegend unseres Vaterlandes herrscht nun wieder die ausschweifendste Überfeinerung im Essen. Man studiert dort seit Jahrtausenden mit besonderer Vorliebe das Kalb. Welch ausgesuchte Feinschmeckerei liegt in dieser Beschränkung! Wie viele Teile eigentlich ein Kalb hat, das soll man nur in jener Gegend erfahren können. Auf einer Speisekarte sieht man dort sämtliche Teile des Kalbes verzeichnet, mit Ausnahme des Strickes, an dem es zur Schlachtbank geführt wurde. Dabei sind all diese Kalbsgerichte mit einer Zartheit zubereitet, daß sie doch wieder etwas merkwürdig Übereinstimmendes haben und nur der Eingeborene den Unterschied zwischen Kalbshaxen und Kalbsnierenbraten herausfindet. Mit Anbruch des nächsten Jahrhunderts will man, wie ich höre, zum Studium eines neuen Tieres übergehen.

Wie gesagt, ich bin nichts weniger als Sonderbündler und will nicht hetzen. Sonst —

Wieder in einem anderen Teile Deutschlands herrscht schrankenlose Üppigkeit. Was unsereiner nur als Beigabe zum Fleisch sich gönnt, das vergeudet man dort als Hauptnahrungsmittel: den Salat, das Kraut. Ich bin gewiß kein

Knicker; aber sinnlose Verschwendung ist mir ein Greuel. Dergleichen kann sich ein Nebukadnezar leisten, aber nicht ein einfacher Mensch. Den Haupthunger zu stillen, genügt durchaus etwas zarter Rehrücken, ein Rindsstück oder etwas Ente, und will und kann man sich dann noch ein übriges leisten, so gestattet man sich etwas Salat oder Kraut. Keinesfalls aber beides!

Ich bin stolz darauf, einem Stamme anzugehören, der sich einst nicht unwirksam gegen die Feinde des Landes verteidigte durch seine Kost. Alte Leute, die noch die Franzosenzeit erlebt haben, wissen von manchem Franzmann zu erzählen, der im Landstraßengraben an den von der Bevölkerung ihm eingeflößten Mehlbomben verendete. Was der Kloß nicht ereilte, das vernichtete der Pfannkuchen.

Sollte ich nun dadurch, daß ich in vorstehendem gewisse Speisen mit einer gewissen Hochachtung, andere wieder mit einer Art Geringschätzung erwähnte, bei dem geneigten Leser den Anschein erweckt haben, daß ich im Essen einseitig, parteiisch, ungerecht und unduldsam wäre, so will ich bemerken, daß ich in keinen mir peinlicheren Verdacht geraten könnte. Gewiß: wie ich den „Faust“ um seiner großen Idee und um seiner großen Ideen willen unter den Kunstwerken höher stelle als das vollendetste Stimmungsgedicht, so bewundere ich einen leckeren Rostbraten mehr als ein leckeres Schweineohr; aber damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß ich einem solchen Ohr nicht mit Wohlwollen begegnete! In der Kunst kommt es doch in erster Linie auf das Wie und erst in zweiter Linie auf das Was an! Ich kann dieses beschränkte, unduldsame Verallgemeinern nicht leiden, dieses verächtliche „Pah, ein Kalbshirn!“ oder „Pah, ein Futurist!“ Es kommt doch immer auf das einzelne Hirn an! Ihr müßt im Ochsen wie im Hammel mit Liebe das Einzelwesen suchen! Das ist außerdem noch modern. Ich kann euch nur raten, meine Brüder und Schwestern: seid duldsam im Stoff, aber unerbittlich in der Beschaffenheit. Suaviter in re, fortiter in

modo. Durch Einseitigkeit in eurer Speisekarte beraubt ihr euch zahlloser Freuden. Nur das versteh' ich, wenn ihr Madeiratunke mit den gräßlichsten Verwünschungen von euch weist und die Gattin, die sie euch vorsetzt, samt ihrer Brut hinausstößt ins Elend. Nein, bitte: ich lehne jede Verhandlung ab; Madeiratunke ist für mich nicht erwägbar. Ich weiß nicht, wer sie erfunden hat, vermutlich irgend ein Caracalla oder Heliogabal oder sonst ein rücksichtsloser Fleischergeselle. Das ist mir auch einerlei: was im Essen und Trinken der Geschichte angehört, bewegt mich nicht mehr. Aber wer sie auch erfunden hat, er verdient sie zu essen.

Essen und Trinken sind gesellige Tätigkeiten. Essen und und Trinken sind etwas so Köstliches, daß der edle Mensch sie nicht allein genießen mag. Es ist ja auch schwer zu sagen, was größer ist: die Freude, daß es einem selbst schmeckt, oder die Freude, zu sehen, daß es den andern schmeckt, die noch besonders groß ist, wenn jene andern an unserm eigenen Tische sitzen. Ich wenigstens habe kein Verständnis für den einsamen Esser und für den „stillen Suff"; vielleicht ist hier die Grenze meiner Begabung. Man muß doch beim Essen jemand haben, den man begeistert anflehen kann: „Nehmen Sie 'mal von dieser Seite des Bratens!" man muß doch beim Trinken — wenn anders es einem ernst ist ums Trinken — jemand haben, den man nachher umarmen kann! Ich weiß ja, daß man beim einsamen Trinken — das ich natürlich auch versucht habe — in einen Abgrund voll purpurner Träume versinken, mit leicht aufgestützten Fingerspitzen sich über die Milchstraße schwingen kann wie über einen Gartenzaun; aber danach muß man doch jemand haben, den man furchtbar auf die Schulter haut mit den Worten: „Verdammt, Kerl, mir ist eben ein wundervolles Gedicht eingefallen!" und mit dem man dann auf das neue Werk eine neue Flasche trinkt! Zuweilen muß man ja allein essen; dann hilft man sich wohl, indem man zum Essen liest. Aber das ist ein schwacher Notbehelf. Entweder das Gelesene ist schlechter als das Essen,

dann verfehlt es seinen Zweck, oder es ist besser: dann verdirbt das Essen, oder endlich beide sind gleich gut: dann entsteht ein qualvoller Zwiespalt. Mit der mündlichen Unterhaltung ist das anders, da wird nicht so massenhaft und nicht in so gesammelter Form Geist erzeugt, daß man nicht sehr gut dabei essen könnte. Der gebildete Esser wird bei der Wahl seiner Tischgesellschaft ebenso entschieden jene Leute vermeiden, die „zur Unterhaltung" sämtliche Uniformen und Abzeichen aller in- und ausländischen Truppengattungen beschreiben und darauf Bilderrätsel aus Streichhölzern legen, wie diejenigen, die durchaus vor dem Fruchteis, jedenfalls aber noch vor dem Käse die Natur des „Dinges an sich" festgestellt wissen wollen.

Freilich: weit entschiedener als das einsame Mahl wird der essende und trinkende Kulturmensch die Massenmähler von sich weisen, ganz besonders solche, die unter dem Vorsitz hoher Persönlichkeiten stattfinden. Mit solchen Leuten ist schlecht Kirschen essen, weil sie es oft nicht bis zu den Früchten kommen lassen. Sie, für die das Festessen zu den allergewöhnlichsten und alltäglichsten Regierungshandlungen gehört, heben nicht selten schon vor dem Käse die Tafel auf, und das verträgt ein Nervenmensch einfach nicht. Ich schweige ganz davon, daß ein Esser von Gefühl sich einen vornehm sarkastischen Gorgonzola, einen mondlichtweichen Gervais, einen gemütstiefen Holländer, einen tränenreichen Emmentaler nur mit bitterem Weh aus dem Herzen reißt. Es ist ja nicht um den Käse; es ist das marternde Gefühl, daß dieses Essen ewig ein Bruchstück bleiben, daß es nie ein vollendetes, abgerundetes, langsam ausklingendes Kunstwerk sein wird. Es ist eine roh zerrissene Musik, die eben alle Sinne weich umsponnen hatte, als jemand eine aufgeblasene Tüte mit der Faust zerknallte. Gefühlvoller Leser, du weißt aus deiner Kindheit, wie es tut, wenn man ein ganzes Pfund Kirschen verzehrt hat und nun die allerletzte in den Schmutz fällt. Du hättest gern die Hälfte der Kirschen verschenkt; aber die letzte, die du langsam in deinen Sinnen vergehen lassen wolltest wie die letzte Minute eines

zugemessenen Glückes: sie durfte dir nicht genommen werden. Nun schmeckte dir nachträglich das ganze Pfund nicht mehr; denn auf deiner Zunge, in deinem Herzen blieb eine unaufgelöste Dissonanz. Ich wenigstens liebte schon als Knabe die abgerundeten Mahlzeiten und die Dramen mit Schluß.

Ich empfehle auf das wärmste die Mahlzeiten im engen Familienkreise. Schon um ihretwillen lohnt sich das Heiraten. Denke dir z. B. einen Sonntagnachmittag im Sommer; die Fenster sind offen; die Sonne blickt herein und liest mit behaglichem Schmunzeln und mit mütterlichem Stolz auf einer Flasche das Wort „Liebfrauenmilch"; neben dir sitzt die liebe Frau deines Hauses, vom obersten Haarlöckchen bis zum äußersten Schuhspitzchen anreizend zum Einbeißen, und um den Tisch herum sitzen dann noch fünf, sechs, sieben oder mehr Kinder, mit lüstern geöffneten Mäulern nach der Fruchtschale schielend; denn ihnen ist das ganze Essen eine etwas umständliche Vorbereitung auf Kirschen und Erdbeeren. Du bist in einem fortwährenden erzieherischen Zwiespalt: läßt du sie reden, so verstehst du bald vor Lärm den Gänsebraten nicht mehr; verbietest du ihnen den Mund — ja, wer mag an seinem Tisch auf das Geplauder von Kindern verzichten; bei Tische haben sie ja die schöpferischsten Einfälle. Also beschränkt man sich auf ein ab und zu wiederholtes Donnerwort: „Jetzt haltet aber den Schnabel und eßt, sonst kriegt ihr keine Schneebälle!"

„Hurraaa, heut' gibt's Schneebälle!" Du hast damit nur einen größeren Lärm entfacht und mußt noch verschiedene gerührte Umarmungen und Küsse über dich ergehen lassen. Du beruhigst sie endlich, indem du jedes an deinem Glase nippen läßt; sie erklären alle mit heuchlerisch verdrehten Augen, es schmecke prachtvoll, obwohl es feststeht, daß ihren Kinderzünglein diese milde Milch Unserer lieben Frauen noch viel zu herbe ist und sie sich mit Arm und Bein dagegen wehren würden, wenn sie sie trinken sollten. Du zerlegst den Braten, willst deiner Frau das allerschönste Stück auf den Teller legen;

sie erklärt auf das entschiedenste, daß du es essen müßtest, ein Streit, der immer mit einem Siege der Frau endet, weshalb es dir auch so leicht wird, ihr das beste Stück anzubieten. Du trinkst dann mit deiner Frau auf irgend etwas Schönes und Heiliges, das Kinder noch nicht verstehen, und teilst endlich die Schneebälle und Kirschen aus, wie ein König Provinzen verteilt, und mit einem Male klingt dir in den Ohren ein leiser, friedevoller Mozart.

„Wie sehr lach' ich die Großen aus,
Die Blutvergießer, Helden, Prinzen.
Denn mich beglückt ein kleines Haus,
Sie nicht einmal Provinzen."

Wenn die Worte auch nicht so ganz zu deiner Seele stimmen — die Musik stimmt. Und wenn du auch einer bist, der an Werkeltagen nötigenfalls seine Feinde beim Kragen nimmt und mit den Köpfen zusammenschlägt und der an Sonntagen mit leuchtendem Trotz in den Augen denkt, daß er sich diese süßen Minuten erkämpfen mußte — wenn du all das weichmäulige, ahnungslose Glück um dich herumlungern siehst, dann merkst du dummer Kerl doch, daß dir vor lauter Freude die Augen feucht werden, entsinnst dich aber noch rechtzeitig, daß Rührung auch mitunter eine Folge von Hummerragout und Liebfrauenmilch sein kann. Und wenn du dich aufs Ruhebett gestreckt hast und deine traumberauschte Seele zwischen Schlaf und Leben schwankt, dann spürst du noch auf deinem Mund den reinen Kuß deines Jüngsten, die letzte, ambrosische Speise von diesem Sonntagsmahl am Tisch des Lebens.

Aber ein echter Mensch darf nicht in Haus und Familie versimpeln, und darum soll er des öfteren auch im Freundeskreise essen und trinken. Ein Lebenskünstler hat gesagt, eine rechte Tischgesellschaft dürfe nicht unter der Zahl der Grazien bleiben und die Zahl der Musen nicht überschreiten. Ein feines Wort! Denn bei weniger als dreien erhält sich nur schwer die leichte Beweglichkeit der Unterhaltung, der anmutig wechselnde Reigen der Gedanken; bei mehr als neunen legt sich

gar zu leicht der Druck der Masse auf den einzelnen und unterdrückt seine Fruchtbarkeit. Nicht, daß es nicht auch einmal zehn sein dürften; wenn z. B. der zehnte ein Musaget ist, so wird man nicht engherzig sein. Natürlich heißt das alles nicht, daß man als alleinstehender Herr mit neun Damen speisen soll; drei, vier, fünf Damen und ebenso viele Herren, lauter frohe und treue, eß- und trinkbare Gemüter, in einem traulichen Gemach zusammen: diese Vorstellung wird immer eine gewisse Macht über mich besitzen, wenn auch auf der anderen Seite die Tugend steht und mir mit einem Bündel Mohrrüben winkt. Natürlich hat auch ein Mittag- oder Abendessen unter lauter Herren seinen Reiz; der Speisezettel wird dann eben etwas anders. Wenn die Herzen und Geister einer Gesellschaft gut zueinander abgestimmt sind, wird schnell ein schöner Zusammenklang da sein. Freilich: wenn es das Unglück durchaus will, kann auch ein solches Symposion ledern verlaufen. Der deutsche Geist hat zuweilen seine trotzigen Nücken und weigert sich dann wohl, einen ganzen Abend lang mit verstockter, boshafter Freude irgend etwas herzugeben. Er hat Stunden und Tage der Erstarrung, die nur um so größer wird, je mehr man sie zu bannen sucht. Der deutsche Genius muß seinen guten Tag haben. Einen solchen guten Tag kann man ihm aber in der Regel verschaffen, wenn man ihm etwas Gutes zu trinken gibt. Darum ist es empfehlenswert, gleich zu Anfang eines Mahles mehrfach einen guten Schluck zu nehmen. „Jawohl," rufen die Enthaltsamen mit der ihnen eigentümlichen Lieblosigkeit, „die Herrschaften müssen sich eben ihren ‚Geist' erst vom Alkohol leihen!" Bitte, meine Verehrtesten, Leute wie wir sind nicht um Geist verlegen in der Stille unseres Arbeitszimmers, wo wir Zeit haben. Aber in munterer Gesellschaft kann man nicht sagen: „Ach, bitte, warten Sie einen Augenblick, mir wird schon eine schlagende Antwort einfallen." Der Deutsche ist nicht eigentlich schlagfertig. Er gibt die wunderbarsten, humorvollsten und tiefsten Antworten von der Welt, wenn man ihm zehn Minuten Zeit

läßt. Eben darum ward ihm der Hochheimer zum Gehilfen gegeben.

Wenn auch reine Herrengesellschaften ihren unzweifelhaften Reiz haben, weil in ihnen jener Witz zu unverkürztem Rechte kommt, der nach rein geistigem und nicht nach moralischem Maße geschätzt wird, so wird doch der feiner veranlagte Mann die Geselligkeit mit Frauen immer noch höher schätzen. Solchen Männern macht es Freude, dergleichen Racker von Tieren zu bändigen wie die männliche Bestie. Es fällt ihnen nicht schwer, auch in Gegenwart von Frauen lustig und unterhaltend zu sein. Vielmehr: der geheimnisvolle Gegensatz der Geschlechter regt sie an; denn so lange wir jung sind, wollen wir gefallen. Voraussetzung bei dem allen ist, daß die Frauen gescheit, liebenswürdig und nicht zimperlich sind.

Nur nach Beendigung der Mahlzeit bin ich sehr für eine halbstündige Trennung der Geschlechter. Wenn auch der menschliche Esser niemals so viel ißt, daß er nicht sehr gut und ohne Schaden noch etwas zu sich nehmen könnte, vielmehr schon die allereinfachste Klugheit ihm gebietet, weniger und dafür öfter zu essen, er sich auch für etwaige unerwartete Fälle immer eine Möglichkeit, ihnen gerecht zu werden, offenlassen wird, so — jetzt kommt der Nachsatz — ist doch die Zeit unmittelbar nach dem Essen wenig geeignet zu vornehmen oder heldenhaften Gebärden des Körpers oder Geistes. Man verdaut nicht gut in der Stellung des belvederischen Apoll oder des gigantenbekämpfenden Zeus von Pergamon. Nach dem Essen sollst du ruh'n — das andere ist Unsinn in körperlicher wie geistiger Beziehung. Darum sorge ein guter Festordner für die nötige Anzahl bequemer Sessel. In solchem Sessel sitzend, nimmt man dann den Kaffee und einen Likör oder dergleichen in kleinen Schlücken zu sich. Zum Likör gibt man kurze, sicher treffende Epigramme, zum Kaffee ein paar behagliche, aber gefälligst gleichwohl richtig zugespitzte Geschichtchen.

Und dann die Zigarre! Ja — was soll ich euch darüber

sagen. Hier erlahmt meine Kraft. Es ist von ernsten Männern behauptet worden, ein Essen — auch das reichste und schönste — habe nur einen Sinn als Vorbereitung auf die nachfolgende Zigarre. Der geneigte Leser wird bei unbefangener Prüfung zugeben, daß ich Essen und Trinken keineswegs gering achte; aber wenn man jene Behauptung mit Ernst und Gründlichkeit vor mir vertreten würde — ich weiß nicht, ob ich ihr nicht beifallen müßte. Die Zigarre macht den Strich unter das Festmahl und zieht die Summe. Aber in ihrem Rauch sind die derberen Freuden des Mahles aufgelöst in duftende Träume; der biderbe Wildschweinsbraten hat seine Erdenschwere verloren und steigt als ein silbernes Wölkchen selig empor; die Geister des Weines hüllen sich neckisch in verwehende, wohlriechende Schleier, werfen sie wieder ab und tanzen mit leisem Wiegen und Drehen an uns vorüber. Nun speist eigentlich erst der innerste Mensch in uns; das heimlichste, scheueste Ich, das am Tage sich verborgen hält und dem das Feste und Flüssige zu grob war, kommt an die Oberfläche und saugt sich mit gierigen Nüstern Nahrung und Wohlgeschmack aus Erinnerungen.

Nach solch einer halben Stunde kehrt man in das gemeinsame Zimmer zurück, wo man schon von einer tiefgründigen und milden Bowle erwartet wird. Solch eine Bowle hat ihre großen Vorzüge vor dem Einzeltrinken aus Flaschen — abgesehen vom Stoff natürlich — sie gewährt einen Mittelpunkt, der die Blicke und die zerflatternden Geister immer wieder anzieht wie eine einsame Blume die Schmetterlinge; sie bildet für die Gesellschaft gleichsam ein gemeinsames Heiligtum. Das Trinken, dem während des Mahles natürlich durch das Essen Abbruch geschah, kommt jetzt zu seinem vollen Rechte. Wenn nun ein echter Dichter unter der Gesellschaft ist und er hat etwas Handschriftliches, und dieses Handschriftliche ist kurz und gut, so darf er damit herausrücken. Und wenn ein echter Musiker da ist, so darf er ein wenig spielen oder singen. Ich gebe diese Erlaubnis nur unter den schwersten Bedenken;

denn ich weiß, fünfundneunzig vom Hundert meiner Leser werden nun wieder statt des Gastmahls mit Kunstgenüssen Konzerte und Vorlesungen mit kleinen scherzhaften Erfrischungen veranstalten. Ich sage nicht, daß die Kunstgenüsse „nur zur Abwechslung" da sein sollen; einer solchen Roheit bin ich nicht fähig. Nein, es soll ein richtiges Gleichgewicht sein zwischen Sinnlichem und Geistigem. Denn was mit irgend vernünftigem Grunde Mensch heißt, das mag nicht allein sinnlich genießen, es habe denn bei fünfundzwanzig Grad im Schatten eine fünfstündige Felddienstübung gemacht, in welchem Falle es beim Vertilgen der ersten zwei Liter Bier und der ersten vier Würste nicht die idealen Obertöne vernimmt. Aber zu jenem Gleichgewicht genügen auch ein paar Lieder oder ein kurzes Novellchen. Denn ein ganz, ganz kleines, echtes Kunstwerkchen wiegt schon das teuerste Essen mit zehn Gängen und ebenso vielen Weinen auf. Das schreibe ich für die Protzen. Die lesen mich zwar nicht, aber man muß dennoch etwas für ihre Bildung zu tun versuchen.

Wenn die angelische Stimme der Kunst hineinklingt in den Gesang eurer Gläser, dann werdet ihr mit stillen Blicken einander sagen: Brüder und Schwestern, wie glücklich sind wir! Wir dürfen mit sicherem Behagen von den Gütern des Lebens verschwenden; denn unerschöpfliche Reichtümer der Freude ruhen ja noch in den Kornkammern unserer Seele!

Und über Schüsseln und Becher hinaus klingt jene Stimme, wenn du nun nach Hause gehst oder fährst, alle Nerven und Sinne wohlig erregt. Am schönsten, wenn du unter sternenklarem Himmel dahinfährst. Du möchtest hinausspringen und den Wagen ziehen, um nur arbeiten zu können; du möchtest den Schlaf verschmähen, um nur gleich an eines der sieben Werke zu gehen, die dir im Busen schwellen. Du gehst dann in der Regel doch schlafen, weil eine unerwartete Müdigkeit eintritt. Aber am Morgen siehst du dein Tagewerk mit sonnigen Augen an. O Arbeit nach dem Genuß — welch ein Genuß bist du!

Und du, fauler Schlemmer, der du nun unter Berufung auf mich hingehen möchtest, um dein Leben in Mittags-, Abend- und Frühstückessen einzuteilen, du bist schön dumm, wenn du mir glaubst, was ich geschrieben habe. Für dich ist das alles Lug und Wind. Ich leugne nicht, daß Wein und Austern dir schmecken können. Aber ewig vergeblich suchst du an den lieblichen Muscheltieren die salzige Frische des Meeres, wie uns sie erquickt, und niemals erscheint deinem Auge, wie wir sie gesehen, die süßduftende, weiße Blume von Rauental.

Ernsthafte Predigt vom Kommersieren.

Motto: Solche Brüder müssen wir haben,
Die versaufen, was sie haben.

Liebe Brüder!

Es sind einige unter euch in Briefen wider mich aufgestanden mit beweglichen Klagen, daß ich in meiner tiefgründigen Abhandlung „Vom Essen und Trinken" das Essen bevorzugt und das Trinken vernachlässigt hätte. Das Essen nehme einen viel zu breiten Raum ein im Vergleich zum Trinken usw. usw. Noch täglich laufen neue Briefe ein; wohl selten hat eine Frage unser Volk so in seinen Tiefen aufgewühlt wie diese.

Leider haben es sich dabei einige der Briefschreiber nicht versagen zu müssen geglaubt, über das Essen im allgemeinen verächtlich zu urteilen und dem Trinken unvergleichlich edlere Eigenschaften zuzusprechen. Ich habe beim Lesen solcher Briefe im stillen auf ein Stadium geschlossen, in dem der Appetit auf feste Genußmittel bereits für immer geschwunden zu sein pflegt; aber ich behalte das für mich. Die Sache ist zu ernst, um nicht alles persönlich Verletzende von ihr fernzuhalten.

Aber beklagenswert bleibt es, daß man dergleichen unduldsame Meinungen nicht zurückgehalten hat. Schlaraffenland ist ein auf Gleichberechtigung gegründeter Staat und soll es, so denke ich, bleiben. Man soll es sich dreimal überlegen, ehe man an seiner Verfassung rüttelt. In einem gesunden Staatskörper wird die feste Nahrung immer die geeignetste Grundlage bilden für alle trunkhaften Bestrebungen.

Es ist richtig, daß Pharao den Mundschenk begnadigte und

den Bäcker hängen ließ. Aber es ist voreilig, daraus nun Schlüsse für das Trinken und gegen das Essen zu ziehen. Hier handelte es sich eben um einen Bäcker, also um Brot und Kuchen, und daß diese viel zu viel Mehl enthalten, hat noch kein anständiger Mensch bestritten. Aber die Aufknüpfung des Bäckers beweist nicht das geringste gegen Rostbraten, Rehrücken, Ente, Hummer, Kaviar usw. usw. usw. — usw.

Liebe Brüder, man soll das eine tun und das andere nicht lassen. Zwischen Rehrücken und Rotspohn sitzen: das nenn' ich goldene Mitte. Ich hoffe euch davon zu überzeugen, daß mir die Reize der besseren Feuchtigkeit nicht fremd sind.

Was den gegen mich erhobenen Vorwurf betrifft, so muß ich doch zunächst bemerken, daß ich die Freuden des stillen Suffs sehr unbefangen gewürdigt und mich der dampfenden Bowle in kleinem Kreise wie immer wärmstens angenommen habe. Aber ich gebe zu, daß ich den eigentlichen, geregelten Dienst der Getränke mit seinen tiefsinnigen und ehrwürdigen Gebräuchen, daß ich das planvolle, bis zur Bewußtlosigkeit zielbewußte Massentrinken, den Kommers, leider übergangen habe. Wer beides, Essen und Trinken, in einer Abhandlung bewältigen will, wird immer eines von beiden vernachlässigen müssen. Dazu ist der Stoff zu weitschichtig, seine Anordnung zu schwierig, die Grundidee zu kühn.

Wenn ich übrigens den Kommers soeben als ein Massentrinken bezeichnet habe, so ist das ganz subjektiv gemeint, d. h. ich betrachte die Masse als Subjekt des Komments. Versteht man unter der Masse das Objekt, so wird im Verlaufe des Kommerses das Objekt zum Subjekt und das Subjekt zum Objekt, wie dann überhaupt so viele Dinge, z. B. die Viehbub und der Saumagd und der Viehmagd und die Saubub, miteinander vertauscht zu werden pflegen. Ich weiß nicht, ob das klar ist. Wem es nicht klar ist, der betrachte es als den philosophischen Teil meiner Ausführungen.

In die gemeine Bierdeutlichkeit übersetzt, soll das aber heißen, daß der Mensch sich nicht um jeden Preis besaufen

soll. Ich bitte wohl zu bemerken: ich sage nicht, daß er sich nicht besaufen soll; ich möchte hier um alles nicht mißverstanden werden; er soll es nur nicht um jeden Preis tun! (Ich denke bei „Preis" nicht an Geld; denn erstens ist Güte des Stoffs immer selbstverständlich, und zweitens würde ich dann „für jeden Preis" sagen.) Aus den Burschen, die mit der Vertilgung von 20 Seideln protzen und in jedem, der es nur auf 19 gebracht hat, einen fluchwürdigen Jämmerling sehen, werden nachher nur allzuoft jene Bürschchen, die aus dem Überschwang der Jugend nichts gerettet haben als Tugend und ein Bierherz. Der Mensch soll trinken, weil es ihm schmeckt, darum führt er den Ehrennamen „der schmeckende Mensch", homo sapiens. Wem es aber so gut schmeckt, daß er mit der unschuldsvollen, ahnungslosen Seligkeit des Säuglings die Grenze der Mäßigkeit überschreitet, für den werde ich immer ein sehr mildes Urteil bereit haben. Überhaupt diese Grenze der Mäßigkeit — ich weiß nicht — es ist etwas so Merkwürdiges um diese Grenze. Wenn man noch weit von ihr entfernt ist, sieht man sie sehr scharf; hat man sie aber erreicht, so sieht man sie nicht mehr. Es ist eine heimtückische, nichtswürdige, eine ganz prachtvolle Grenze!

Eine Einrichtung wie der Kommers mußte im Laufe der Zeiten seine Feinde finden, das ist klar. Dazu ist die Sache zu gut. Soweit sich diese Feindschaft gegen rohe Trinksitten richtet, ist sie mir recht. Es erregt mich, wenn ein Kneipant keinen Bierjungen trinken kann, ohne daß es ihm zu beiden Seiten wieder zum Maul herauslauft; denn erstens ist „Bluten" nach dem Komment strafbar, also unsittlich, zweitens ist es für ein Herz, das die Gaben der Natur mit dankbarer Liebe verehrt, eine betrübende Stoffvergeudung, und drittens sieht es scheußlich aus. Wer einen mäßigen Bierjungen noch nicht mit lässiger Vornehmheit bewältigen kann, der soll zu Hause, wo ihn niemand sieht, täglich einige Stunden daran wenden und es üben. Die kleine Mühe lohnt sich immer.

Anders steht es mit einer anderen Art von Feindschaft. Um von ihr sprechen zu können, muß ich meinen Lesern leider eine gewisse Sorte von Menschen ins Gedächtnis zurückrufen. Ich habe einen Freund — d. h. er versteift sich merkwürdigerweise darauf, daß ich ihn so nenne —, wenn ich zu dem sage: „Kerl! Mordbube, du hast ja die ‚Maine' in die Luft gesprengt!" so verneint er mit tiefem Erstaunen und beginnt, mir ausführlich sein Alibi nachzuweisen. Wenn es draußen gleichzeitig stürmt, hagelt, regnet und schneit, so daß sämtliche Regenschirme sich mit emporgeworfenen Armen gegen ihre Bestimmung sträuben und die Luft von aufgewehten Damenhüten erfüllt ist, und ich dann zu ihm sage: „Prachtvolles Wetter, was?" so erklärt er mit erfrischender Entschiedenheit, daß er das Wetter durchaus nicht schön finde, im Gegenteil: schlecht. Der Mann ist nicht etwa in gewöhnlichem Sinne dumm; er hat vieles gelernt und ist in seinem Berufe tüchtig; seine Dummheit ist eben eine ganz außergewöhnliche. Soweit ich ihn bis jetzt vorgeführt habe, ist er ja auch, in ganz kleinen Mengen genommen, ganz erheiternd. Aber wenn man im „Sommernachtstraum" neben ihm sitzt und die Handwerker mit dem kindlich-erhabenen, großäugigen Shakespearehumor ihr Schauspiel aufführen, so stößt er mit dumpfem Ingrimm das Wort „Blech!" von sich. Wenn man ihm ein Grimmsches Märchen vorliest und er hört von der Madame Pabst, die eine goldene Krone aufhatte, „die war drei Ellen hoch", so stöhnt er aus gekränktem Herzen das Wort „Unsinn", und wenn ich mich mit einem anderen Freunde, einem ganz anderen, an einem köstlichen Büchlein ergötze, das lauter Verse nach Art der Friederike Kempner enthält und die Erhabenheit des Blödsinns mit tausend Zungen predigt, wenn wir tränenden Blickes schwelgen im köstlichsten Unsinn, so vermag er „einfach nicht zu begreifen", wie man am Lesen solcher schlechten Gedichte Gefallen finden könne. Die schöne Zeit solle man lieber darauf verwenden, Goethe und andere, wirkliche Dichter zu lesen usw. usw.

Ich denke, daß meine Leser sich jetzt den Typus vorstellen können, den mein „Freund“ darstellt. Stellen wir ihn wieder weg.

Wenn Deutschland einen unumschränkten Herrscher hätte und ich dieser Selbstherrscher wäre: diese Leute würde ich auf Staatskosten vergiften lassen. Denn die Monomanie der Vernünftigkeit, diese traurigste Untergattung des Halbblödsinns, ist mehr, als ein gesunder Mensch vertragen kann und sich gefallen zu lassen braucht. Man schimpft so oft auf die Raubmörder, und ich gebe zu: mit einem gewissen Recht. Aber ein Raubmörder tut doch wenigstens mal etwas Unvernünftiges und trägt auf diese Weise sein redliches Teil zur Bewegung bei, die die höchste Vernunft ist und ohne die die Welt nicht bestehen könnte. Die „düsteren Bestien“ der unentwegten Vernünftigkeit würden die Erdachse senkrecht zur Erdbahn stellen, um den rechten Winkel herauszukriegen und der ewigen Zappelei mit den Jahreszeiten ein Ende zu machen. Gottfried August Bürger, den ich so sehr liebe, ich weihe dir ein großes, stilles Glas, weil du aus warmblutendem Herzen aufschriest gegen die „kalten Vernünftler“.

Diese ungesalzenen Heringsseelen, diese frostigen Eiferer der blöden Ernsthaftigkeit, diese wirklichen Nüchterlinge der korrekten Richtigkeit und richtigen Korrektlinge der nüchternen Wirklichkeit sehen im Kommersieren und im Kneipstaat ein schädliches und albernes Institut; die kindliche Freude der Kneipanten ist ihnen kindisch und läppisch, und sie finden abgeschmackt die weisheitsvollen Gesetze des Kneipkomments, die, „was in schwankender Erscheinung lebt, befestigen mit dauernden Gedanken“. O meine Brüder! Nicht um diese finsteren Linealschlucker zu überzeugen, was nimmer ein Sterblicher je vermöchte, nein, um uns selbst zu stärken im Glauben an den alleinseligmachenden Komment und in allen guten Werken der Saufbrüderlichkeit, wollen wir betrachtend immer tiefer uns versenken „in den Reichtum, in die Pracht“ der edlen Trinkerweisheit!

Welche Fülle realpolitischen Verstandes liegt schon in der Verfassung dieses Bierstaates!

„Wer am besten saufen kann, ist König,
Bischof, wer die meisten Mädchen küßt.
Wer da kneipt recht brav,
Heißt bei uns ‚Herr Graf',
Wer da randaliert, wird Polizist."

Es ist gleichsam etwas Serbisch-Montenegrinisches in dieser Verfassung und Gesellschaftsordnung! Und wie klug ist die Strenge jener Gesetze über Biergericht und Bierskandal, Vor- und Nachtrinken und ex pleno-Bieten usw. usw.; mit welcher Sicherheit und Schwere trifft sie den gefährlichsten Feind des Bierstaates, den unheimlichen „Knacker" und „Glasbeißer", der sich der allgemeinen Trinkpflicht tückisch entziehen möchte! Den modernen Rechtsstaat erkennt man bekanntlich daran, daß in seinen Bezirken möglichst viel und kräftig verdonnert wird. So auch den Bierstaat. Ein eifriger Bursch oder gar Präside oder Bierrichter wird immer Gelegenheit finden, einen Kneipanten mit strengster Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu verknurren, und wenn der Verknurrte das kostspielige Rechtsmittel der Berufung ergreift, so ist das um der Hebung des Verbrauchs willen natürlich nur mit wilder Freude zu begrüßen. Wer den Strapazen dieses Rechtsstaates nicht gewachsen ist, der muß sich eben rechtzeitig weinend aus diesem Bunde stehlen. Nur er, den das allgemeine Vertrauen zum Lenker des Staatsschiffs berufen hat und den das Gefühl von der Erhabenheit seines Herrscherberufs und von der Unfehlbarkeit seiner Entscheidungen erheben darf, er, der Präside, muß als der widerstandsfähigste Schiffer auf seinem Posten ausharren können, muß trotz Nacht und Nebel, trotz Auf- und Abstoßen und trotz allem Schwanken des Fahrzeugs und aller Seekrankheit sein Schiff zu den sonnigen Gestaden der Fidulitas lenken, muß auch das sinkende Schiff als letzter verlassen, und bliebe ihm schließlich nichts zum Umklammern als eine frischgeteerte Planke. Daß ein solcher Mann mit weitgehender

Macht und Würde ausgestattet sein muß, ist klar. Mit einer über alle umstürzenden, zentrifugalen und anulkenden Bewegungen erhabenen Schneidigkeit muß er die Zügel straff halten können und in ernsten Augenblicken den Mut zum unbesorgten Blödsinn besitzen. Er muß Zeitmaß und Rhythmus des Festes angeben, wie er Zeitmaß und Rhythmus der Gesänge (eine überaus wichtige Sache!) bei aller Nachsicht gegen Melodie und Tonart mit wachsamer Strenge bestimmt.

Der Gesang! Er ist die Blüte des Kommerses und offenbart also seine höchsten Schönheiten. Ich müßte ja ein Werk schreiben von der Dicke des „großen Meyer", wollte ich den Gegenstand „Die Studentenseele im Lied" auch nur achtelwegs erschöpfen. Welch ein frohblütiger Optimismus in dem herrlichen Kehrreim:

„O Rothschild, Rothschild,
Rothschild, schick' Geld, schick' Geld!"

Es fällt Rothschild ja gar nicht ein, Geld zu schicken; aber das macht diese gläubige Bitte ja noch rührender. Welch hinreißende Beweisführung in den Versen:

„Bums vallera, die Welt, die Welt ist wunderschön,
Bums vallera, die Welt ist wunderschön!"

In sechs Worten ist hier eigentlich alles gesagt; das „Bums vallera" ersetzt den ganzen Leibniz. Gegen Bumsvallera gibt es keine Berufung. Nur aus einer solchen Weltanschauung kann jene großgeistige Überlegenheit erwachsen, die nirgends erhabener zum Ausdruck gekommen ist als in den Worten:

„Was man draußen von uns meint,
Kann uns Schlacke sein,
Ist uns auch ganz schnurz!"

Aber weit gefehlt wär' es, zu glauben, daß dem Studentenherzen die ehrerbietigen Gefühle fremd wären! Man beachte in dem allbekannten „Fuchsenliede", mit welch' zärtlicher Anteilnahme sich der ganze Chor nach des Fuchsen Papa und Mama, nach der Mamsell Soeur und sogar nach dem Herrn Rektor er-

kundigt, man beachte, mit welch' teilnehmender Sorge sich die ganze Korona mitten im Taumel der Jugendlust erkundigt, ob denn der alte Hauschildt noch lebe, und mit welcher innigen Genugtuung sie die frohe Nachricht, daß der alte Hauschildt immer noch lebe, ins Ungemessene wiederholt. Überhaupt nimmt sich der Student mit der schönen Weitherzigkeit der Jugend der alten Leute an, besonders da, wo man diesen das Recht zum Trinken verkürzen will.

„Olle Winkelmann, olle Winkelmann,
Wat süppst du denn so sehre?"

Und nun die Entgegnung des alten, würdigen Mannes:

„Wat geiht di denn min Supen an,
Wenn ick et man betahlen kann!"

Das erinnert an die wuchtigen Schlagverse einer antiken Tragödie. Und hat er denn nicht recht, der alte Mann? Und wie recht hätte er erst, wenn er's nicht bezahlen könnte! Die Frage, ob mit diesem berühmten Zwiegespräch eine Ehrung des alten Kunsthistorikers Winckelmann beabsichtigt sei, ist für den dichterischen Wert ganz belanglos. Die Verse gelten eben für jeden Winckelmann, wenn er auch ganz anders heißt.

„Ein altes Weib auf der Turmspitze saß
Und sauren Kohl mit Käse aß" —

Ja — wer, frage ich, würde sich mal um die alte Frau kümmern, wenn es nicht der kommersierende Student täte?! Und wie ungerecht ist die Beschuldigung, daß er über dem Kneipen die Studien vernachlässige! In den allbekannten Versen

„Der Herr Professor
Liest heut' kein Kollegium,
Drum ist es besser,
Wir trinken eins rum"

ist es doch für jeden Wohlmeinenden offen ausgesprochen, daß nur deshalb getrunken wird, weil der Herr Professor nicht liest, und wenn hämische Gesellen behaupten, der Herr Pro-

fessor lese eben deshalb nicht, weil alle Studenten trinken gegangen wären, so ist das für die Wirkung ja ganz gleichgültig. Jedenfalls zeigt das gediegene Lied

„Gennn—eral Laudon, Laudon rückt an, an, an,
Gennn—eral Laudon, Laudon rückt an.
Laudon rückt an, an, an,
Laudon rückt an, an, an,
Gennn—eral Laudon, Laudon rückt an."

auf das deutlichste, daß die Studenten sogar bei der Kneipe unermüdlich Geschichte wiederholen, und wer aus eigener Bemühung weiß, welch unausgesetztes Studium es erfordert, den „Abt von Philippsbronn" mit „Pst" und Pfiff und Schnalz- und Schnarchgetön (im richtigen Tempo bitte!) zu singen, und wer beobachtet hat, bis zu welcher idealen Vollkommenheit es darin selbst schwächere Begabungen bringen, der kann den Studiertrieb der kommersierenden Jugend nicht anders achten als hoch. Ist doch auch die höchste Blüte des Erkennens, die rechte Selbsterkenntnis, durch Worte von ewiger Geltung zum Ausdruck gekommen, z. B. in den Worten des biederen Mannes, der als Grobschmied und Vater nachforschenderweise nach Halle kommt und seinem flotten Sohn auf dessen Fragen: „Was macht die liebe Frau Mama, was machen die zarten Schwesterlein?" so schlicht als wahr erwidert:

„Se sünd noch all recht fett und rund;
Se seggen, du bist en Swinehund."

Wer nur sehen will, der sieht also klar genug, daß der Studio sich nicht schont, vielmehr die härtesten Selbstanklagen mit Mut und Ausdauer verträgt. Wer auch erhebt machtvoller die Stimme der Menschlichkeit, als er es tut in den tief gemütvollen Worten:

„Reißt dem Kater den Schwanz aus,
Reißt ihn aber nicht ganz aus! (Bravo!)
Laßt 'n kleinen Stummel dran,
Daß er wieder wachsen kann!"

und wer macht sich zum dröhnenden Sprachrohr des verfolgten lepus parvulus und trägt seine rührende Klage an das Ohr der Mitwelt?

Longas aures habeo
Brevem caudam teneo.
Quid feci hominibus,
Quod me sequuntur canibus?

Caro mea dulcis est.
Pellis mea mollis est.
Quid feci hominibus,
Quod me sequuntur canibus?

Quando reges comedunt me,
Vinum bibunt super me.
Quid feci hominibus,
Quod me sequuntur canibus?

Mein Freund, der Vernünftige, hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß die Menschen den Hasen ja eben deswegen verfolgten, weil sein Fleisch so süß und sein Fell so weich sei. O meine Brüder, soll ich ihm 'mal eine 'runterhauen? Aber nein! Seien wir duldsam gegen die Armen, denen nicht geworden ist, das Farbenspiel des Lebens zu kosten, und steigen wir als glückselige Wissende empor zu immer höheren Höhen des Tiefsinns. Sursum corda!

Da gelangen wir denn zu den orphischen Worten vom Bock, der nicht milchen will.

„Mich wundert nichts, als daß, als daß
Der Bock nicht milchen will,
Und frißt doch allzeit Gras
Und frißt doch allzeit Gras."

Millionen von Menschen, ganze Geschlechter von Erdbewohnern sind achtlos an dieser Erscheinung vorübergegangen, oder wenn sie es auch beobachtet haben, so fanden sie doch nicht den Mut, nach der Ursache zu fragen. Erst der trinkende Student fand diesen Mut. Gewiß: beantworten konnte auch er

diese Frage nicht, das mußte er den Professoren überlassen, die die merkwürdige Erscheinung längst auf die Männlichkeit des Bockes zurückgeführt haben; aber schon der Mut, eine solche Frage zu stellen, ist bewunderungswürdig.

Die Behauptung:

„Häßlichkeit entstellet immer,
Selbst das schönste Frauenzimmer."

erfordert schon weit weniger Mut. (Denn wenn ein schönes Frauenzimmer durch Häßlichkeit entstellt wird, was nützt ihm dann seine ganze Schönheit?! Ja: kann man in einem solchen Falle überhaupt noch von einem „schönen Frauenzimmer" sprechen? Mein ernsthafter Freund verneint es rundweg.)

Von kühnstem, bis in die Polarregionen vordringendem Forschergeiste zeugen die sehr belehrsamen und bildungsvollen Verse vom Eskimo.

„Der Eskimo — lebt manchmal wo;
Doch manchmal, da lebt er wo anders.
Er trinkt den Tran — wie Bier der Mann
Und reibet damit Salamanders."

Aber das alles, so tief es ist, ist noch seicht und abgeschmackt im Vergleich zu dem Liede vom Frack!

„O wie bimmel, bammel, bummelt
O wie bimmel, bammel, bummelt
O wie bummelt mir mein Frack!
Ich hab' noch nie einen Frack gehabt,
Der mir so sehr gebimmelbammelt hat.
O wie bimmel, bammel, bummelt
O wie bummelt mir mein Frack!"

Dies, ich wage das schämige Geständnis, ist mir das Höchste in der Dichtkunst. Hier ist nur Empfindung, Beobachtung und Bericht von Tatsachen; alles Nachdenken ist vermieden. Der Dichter verzichtet auf jegliches geistige Moment, er ist ein Vollgdichter. Dieses Werk konnte geschaffen und dann genossen werden bei gänzlich entferntem Gehirn, ausschließlich mit Hilfe des Plexus solaris, jenes famosen Gangliengeflechts in der Magengegend. Über den Vortrag sei folgendes

bemerkt: die Hände ruhen bis zu den Ellbogen in den Hosentaschen, die Zigarre hängt genau senkrecht im linken Mundwinkel, der Blick tastet mit wehmütiger Zärtlichkeit am Frack hinunter und sucht vergeblich den vorderen Teil der Schöße. Tempo: das hartnäckigste Largo, nach Mälzel ♩ = 1. Aber —:

Jetzt kommt ein wichtiges Aber. Auch in diesem höchsten Augenblick soll der Kneipant noch so viel Herrschaft über sich besitzen, daß er mit ernster Hingabe singt und sich im stillen über seinen Ernst unbändig vergnügt. Der größte Blödsinn wird ernst genommen: eben das macht den Kommers zu einem Bild des menschlichen Lebens. Und wen solch ein Ernst von Herzen heiter stimmt, der ist ein Herr des Lebens. Und das soll der Kneipant sein. Wir wollen mit dem Stumpfsinn spielen wie Brutus, und nachher wollen wir allerlei Tyrannen zum Teufel jagen. Sollte einer unter euch, liebe Brüder, gewähnt haben, daß ich die Entwicklung unseres Vaterlandes zur Bierarchie befördern helfen wolle, so hat er geirrt. Und wenn das edelste Münchener Bräu oder das süffigste Gold vom Rhein in Strömen fließt: obenauf schwimme der Mensch. Ihr sollt, liebe Brüder, euer geehrtes Innere begießen, auf daß der *Mensch* in euch zur Blüte komme.

Nein, das meine ich natürlich *nicht*, daß einer ein steifes Genick haben soll, daß einer sich nie vergessen soll, nie sich heiser singen soll, daß er für alles Getriebe um ihn her einen kühlen Polizeiblick bewahren soll, daß er ein dicker Klotz oder Pfahl sein soll, der von keinem Freudenstrudel sich fortreißen läßt. Solche Scheusale gehören in die Wolfsschlucht. Gottlob gibt es aber noch starke Kerle, die mitten durch Tabak- und Freudenqualm einen freundlich-festen Blick balancieren können, denen in seligsten Sekunden eherne Entschlüsse reifen und die, *wenn's nottut*, auf beide Füße springen und Männer sein können.

Denn bei einem rechten Kommers singt man ja auch solche Lieder wie „Freiheit, die ich meine“ mit den seligschönen Versen:

„Auch bei grünen Bäumen in dem lust'gen Wald,
Unter Blütenträumen ist dein Aufenthalt.
Das ist rechtes Leben, wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben wonnig uns durchdringt.
Wo sich Männer finden, die für Ehr' und Recht
Mutig sich verbinden, weilt ein frei Geschlecht.
Das ist rechtes Glühen, frisch und rosenrot;
Heldenwangen blühen schöner auf im Tod."

und solche Lieder, wie „An der Saale hellem Strande" mit den Versen:

„Drüben winken schöne Sterne,
Freundlich lacht manch' roter Mund"

und mit fern versinkendem Blick sieht dann der Sänger alle Schönheit deutschen Landes: er hört den heiligen Gesang seiner Wälder und blickt mit sinnenden Gedanken hinauf in ihre grünen Dämmerungen und hinab in den bilderreichen Spiegel heimatlicher Ströme. Und wie vom Söller her ihm schöne Augensterne winken, steht in seinem Herzen der junge, süße Wirbelsturm der Liebe auf. Und schön ist in jungbrausender Seele der ernste Gedanke an den Tod für ein heiliges Gut.

Jugend sei das vornehmste Getränk an eurem Tisch. Daß ihr aber auch im grauen Haar noch jubilieren möget, bewahrt in eurem Keller von diesem edelsten Getränke ein ungeheures Faß, das bis ans Lebensende vorhält. Eines der herrlichsten Gebete, die je gesprochen worden, ein Gebet Heinrich Heines, sprecht es täglich nach; es heißt: „Ihr Götter, ich bitte euch nicht, mir die Jugend zu lassen; aber laßt mir die Tugenden der Jugend, den uneigennützigen Groll, die uneigennützige Träne!"

Und nicht so soll es sein, wie in jenem spöttischen „Rückerinnerungslied", wo es heißt:

„Heute Kriegsgeschrei und Fehde allem, was die Lust vergällt,
Morgen salbungsvolle Rede über diese Sündenwelt.
Heute Feindschaft dem Philister, der gehorsamst denkt und schweigt,
Morgen vor dem Herrn Minister demutsvoll das Haupt geneigt."

So soll es nicht sein, liebe Brüder, so nicht! Auch sollen die Jungen unter euch nicht meinen, daß sie nachher mit der

schneidigen Wurschtigkeit der Bierlogik und Bierjustiz auf den Köpfen ihrer Mitmenschen herumpräsidieren können. Wer vom großherzigen und großäugigen Jugendtrutz nichts hinüberrettet in sein Manneswerk, den soll, was er gekneipt hat, wiederkneipen, dem soll jeder Tropfen zu Gicht werden, und die soll ihm in den Hinterfüßen nur so lange rumoren, bis er ernstlich anderen Sinnes wird.

Und wenn er dann einmal wieder mit alten und ältesten Herren zusammenkommt zu fröhlicher Runde und er vom Angesicht der andern den Wandel der Dinge liest, wenn er in eines Augenblicks Erleuchtung überschaut, was alles anders gekommen, wie er es einst gehofft, und von den Wänden ein ernstes Wort hallt: Vergänglichkeit — wenn dann das herrlichste und wehmutvollste aller fröhlichen Lieder steigt, das Lied von der dahingeschwundenen Burschenherrlichkeit, und wenn zuletzt der feierliche Augenblick kommt, da alles sich erhebt und einstmals oft verflochtene Hände sich wiederfinden: dann mag er's mit ehrlich bejahendem Herzen mitsingen, das schöne Bekenntnis:

„Klingt an und hebt die Gläser hoch,
Die alten Burschen leben noch,
Es lebt die alte Treue!
Es lebt die alte Treue!"

Und nun, liebe Brüder, wollen wir trinken auf alle, die vom breiten Stein nicht wanken und nicht weichen. Aber auf die, die verlernt haben, daß es Tage gibt „von besonderem Schlag", Tage, so schön, daß man zu ihnen gar nichts anderes sagen kann als „Ergo bibamus!" — auf die — auf die wollen wir auch trinken. Schon um unsertwillen. Das wäre ja auch noch schöner, wenn wir um deretwillen dürsten sollten! Wir wollen auf sie trinken in der Hoffnung, daß sie sich bessern. Auf jeden einzeln! Das schmeichelt ihnen; das greift ihnen an die Ehre. Dann gehen sie in sich.

Nachher trinken wir dann noch auf die Ganzenthaltsamen; das sind sie uns schuldig. G'sundheit!

Das Wintersonnenmärchen.

... Gestern in der Dämmerung vernahm ich hinter den winterlichen Nebelhüllen ein Licht und ein Klingen. Es war wie ein blinzelnder Stern, ein verirrter Klang ....

Denn nun beginnt ja schon die große, heilige Dichtung, die die Leute „Weihnachten" nennen.

So schöne Dichtungen gibt es nur noch wenige. Eine heißt: „Entschwundene Kindheit", eine andere: „Der nächste Frühling". Weiß jemand noch eine?

Es ist ganz unbestimmt, wie lang die schöne Dichtung ist, die „Weihnachten" heißt. Es ist schon eine hübsche Zeit her, daß ich in erster Frühe aus dem Schlafe geweckt wurde durch ein eifriges und andauerndes Geplapper. Das Geplapper kam aus der Schlafstube der Kinder. Es war noch ganz dunkel. Ich horchte.

„Sechsundsechzigmal!"

„Nein, siebenundsechzigmal! Sieh mal: heut' ist der achtzehnte, nicht? Bleiben also noch dreizehn Tage."

„Zwölf!"

„Ach, Junge! Oktober hat doch einunddreißig!"

„Na ja: dreizehn."

„Und November hat dreißig, macht dreiundvierzig, und dann noch vierundzwanzig vom Dezember, macht siebenundsechzig. Noch siebenundsechzigmal schlafen, dann ist Weihnachten."

„Hm ..."

So früh schon vernehmen die Kinder aus dem Winterdunkel das ferne Schimmern und Singen ...

Und dann ziehen sie jeden Morgen eins ab: jetzt noch sechsundsechzigmal schlafen ... jetzt noch fünfundsechzigmal ...

Ganz so früh fängt für mich das Weihnachtslied nicht an. Aber doch schon früh. Der erste hergewehte Hauch eines nahenden Gesanges ist so schön in seiner geheimen Ahnungsfülle!

Man entfesselt bei Tische oder in der Dämmerung oder nachmittags, wenn man sich zu kurzer Ruhe aufs Faulbett gestreckt hat, ein Weihnachtsgespräch unter den Kindern. Mein Neunjähriger erzählt aus der Schule. Der Lehrer hat gesagt: „Wenn ihr nicht fleißig seid, kriegt ihr nichts vom Weihnachtsmann." Da haben die Jungen gelacht und gerufen: „Es gibt ja gar keinen Weihnachtsmann!" Da hat der Lehrer gesagt: „Soo? — Wer glaubt, daß es einen Weihnachtsmann gibt?" Da hat ein einziger Junge den Finger gezeigt: meiner. Und da haben die andern ihn ausgelacht.

Diese Schande! Gerade *mein* Sohn, der Sohn eines Menschen, der mit hartnäckiger Bosheit für „unbeschränkte Aufklärung" eintritt — gerade *der* muß der einzige Gläubige sein in einer christlichen Schulklasse! Komm, Junge, ich muß dir die frommen Augen küssen; ich habe dich grenzenlos lieb in deiner einsamen Schande!

Solange ihr lebt, Kinder, soll es in eurer Seele blühen, und aus jedem verwelkten Glauben soll euch ein neuer keimen! Das ist mein Segen. Nur wenn man euch *zwingen* will zum Glauben, durch Kerkerstrafen oder Höllenpein, dann sollt ihr lachen, lachen aus voller Brust und beide Fäuste schütteln, zum Zeichen, daß ihr nötigenfalls bereit seid, sie zu brauchen! Auch ihr Mädels! Daß ihr mir nicht feige duckt, wenn euch einer sagt: „Ihr *müßt* an den Weihnachtsmann glauben, sonst leuchtet euch kein Tannenbaum!"

Wir haben immer unsere stille Freude an einem Experiment, meine Frau und ich. So um den September und Oktober herum sind die älteren unter den Kindern noch fest überzeugt,

daß der Weihnachtsmann nirgends anders existiere als im Geldbeutel des liebenswürdigen Vaters. Natürlich genießen sie volle Glaubensfreiheit. Nur gelegentlich fällt ein Wort, daß man den Knecht Ruprecht auf der Straße getroffen, sich längere Zeit mit ihm über die diesjährige Tannen- und Puppenernte unterhalten habe, daß gestern abend sein rauhhaariger Kopf hinter den Eisblumen des Fensters aufgetaucht sei . . . Im November etwa werden die rationalistischen Überzeugungen schwankend; die Nachrichten vom Weihnachtsmann werden mit einem merkwürdigen Schweigen aufgenommen. Wenn man ganz heimlich um den Lampenschirm herumschaut, dann sieht man große, stille Augen mit nachdenklichem Blick in die Ferne gerichtet. In einem Augenblick der Stille hört man ein tiefes Atmen. Im Dezember erfolgt dann die Übergabe. Man nimmt den Glauben an den allein seligmachenden Weihnachtsmann an und entsagt dem heidnischen Glauben an den Geldbeutel. Wer jetzt noch Zweifel äußert, wird von den andern schon entrüstet zurechtgewiesen. Ganz wie bei uns. Wenn dann der heilige Abend da ist und man hinter der Tür mit gräßlich verstellter Stimme fragt: „Seid ihr denn auch artig gewesen?" — dann kann es allerdings geschehen, daß gerade das Jüngste mit pietätloser Unschuld antwortet: „Ja, Papa!" Den andern sagt eine sichere Ahnung, daß zu viel Gehör in diesem Augenblick „inopportun" wäre, daß ein stillschweigendes Überzeugungsopfer genau so aussieht wie Frömmigkeit usw. Nachher freilich, wenn sie ihre Geschenke weg haben und der dunkle Tannenbaum seine goldenen Augen aufgeschlagen hat, dann schreien sie: „Ätsch, ich hab' wohl gehört, daß du es warst, Papa, du hast so ganz tief gesprochen: Wuwuwuwu . . ." Dann sind sie frech, dann ist die ganze Bande wieder ungläubig.

Die Kleinen erinnern einen halt so oft an die Großen.

Wozu sollte man ihnen auch durchaus den Weihnachtsmann aufnötigen; es gibt ja so viel andere schöne Götter!

Bis ins heiratsfähige Alter erhält man ihnen den Glauben

an den Weihnachtsmann doch nicht! Dann haben sie längst eine Menge anderer Glauben gehabt. Und später, wenn sie längst eingesehen haben, daß nur Liebe der Eltern es war, was ihnen einst die strahlenden Stunden der Weihnacht bescherte, dann werden sie finden, daß Liebe in dieser greuelvollen Welt viel wunderbarer, seltsamer und heiliger ist als ein Weihnachtsmann. O, wohl vermag er zu wachsen mit zunehmendem Alter, der Glaube an die Wunderkräfte der Welt! Die Wunder, die der kindliche Sinn schaut, sind ja nur Nürnberger Tand gegen die Wunder, die die weltbewanderte Seele ahnt!

Wie gesagt, man entfesselt ein Weihnachtsgespräch unter den Kleinen. Das ist nicht schwer. „Was wünschst du dir?" frag' ich die Kleinste.

„Ich wünsch' mir 'ne Puppe, die schlafen un schreien un trinken kann — aber richtig trinken! — un denn 'ne kleine Saugflasche mit 'm klein niedlichen Lutscher auf, un 'ne ganz, ganz kleine, süße Klingelbüchse. Ist das ungeschämt?"

„Nein, das ist nicht unverschämt. Was schenkst du mir denn?"

„Ja, was wünschst du dir?"

„Ja, wieviel Geld hast du denn in deinem Spartopf?"

„Mama, wieviel hab' ich?"

„Fünfundachtzig Pfennige."

„Fünf'nachßig Fennige."

„Na, dann wünsch' ich mir ein großes, schönes Haus mit einem großen, schönen Garten."

„Mm. Und was noch mehr?"

„Und dann einen schönen Wagen mit zwei wunderschönen Pferden davor!"

„O ja!! Un was noch?"

„Und ein großes Bauerngut mit lebendigen Pferden und Kühen und Schweinen und Ferkeln — aber richtige Ferkel, mein' ich, nicht solche, wie ihr seid!"

„Nein! Un was denn noch?"

„Ja — wenn du mir dann noch einen Original-Böcklin schenken willst —"

„Was?"

„Na laß nur, dazu reicht's doch nicht."

Dem Jungen brennt so ein Haupt- und Herzenswunsch auf der Seele, das sieht man. In seinen Augen glüht ein traumfernes Entzücken.

„Was möchtest du denn haben?"

„Vater — sag' erst mal, ob das Buch von Robinson teuer ist."

„Furchtbar teuer."

Sein Kopf sinkt auf die Brust.

„Aber es geht vielleicht — mal sehen."

Da entbrennen seine Augen.

„Vater — ich will auch gar nichts anderes haben, wenn ich nur das Buch von Robinson kriege!"

Solch ein Verlangen stillen: das nenn' ich eine Weihnachtsfreude!

Es ist merkwürdig, daß sie die Kostenfrage erwägen, obgleich sie doch an den Knecht Ruprecht glauben. Aber man betet ja auch vertrauensvoll zum heiligen Florian und versichert sich dann gegen Feuerschaden.

Und merkwürdig ist es auch, daß sie sich gar nichts „Praktisches" und „Nützliches" wünschen, wie wollene Unterjacken und dergleichen. Mein Nachbar, ein gewisser Herr Schraffelhuber, hat einen Jungen von acht und einen von sechs Jahren. „Ich schenke meinen Jungen grundsätzlich nur nützliche Sachen zu Weihnachten," sagte er zu mir, „wie Stiefel, Strümpfe, Mützen, Schulränzel und dergleichen. All der andere Tand- und Spielkram verleitet sie nur zur Torheit, Faulheit und Unaufmerksamkeit und bringt sie dahin, den Wert des Geldes gering zu achten. Die Großmutter schenkt ihnen ein Stück Spielzeug, und das genügt. In 'n paar Tagen ist es ja doch wieder kaput."

„Herr Schraffelhuber," sagte ich darauf, „Herr Schraffel-

huber, wissen Sie, was ich Ihnen gönne, Herr Schraffelhuber? Ich gönne Ihnen, wenn Sie mal in den Himmel kommen, daß der Herrgott Ihnen einen großen und dauerhaften Regenschirm schenkt und sagt: ‚Hier, mein lieber Schraffelhuber, hast du einen großen und dauerhaften Regenschirm als Krone des Lebens. Dein Platz ist nämlich draußen in meiner dicksten Regenwolke. Da wirst du diesen praktischen, nützlichen und zweckmäßigen Regenschirm zu schätzen wissen. Ich wünsch' dir eine nutzbringende ewige Seligkeit, mein lieber Schraffelhuber!' — Das, Herr Schraffelhuber," (sagte ich!) „das gönne ich Ihnen."

Seitdem haßt er mich; aber wenn solche Leute mich hassen, das wärmt mich so recht innerlich, als wär's der herrlichste Weihnachtspunsch!

An solchen Festen soll ja der Beschenkte kosten „von dem goldnen Überfluß der Welt", und man soll ihm spenden, was ihm unter gewöhnlichen Umständen nicht erreichbar wäre! Wenn der arme Teufel barfuß läuft, so schenkt ihm Stiefel und Strümpfe, wenn er aber des Leibes Notdurft hat, so schenkt ihm eine Trüffelwurst oder Henry Clays oder eine Radierung von Klinger oder — warum nicht, wenn er sich's wünscht?! — eine kleine Drehorgel, gerade weil es Verschwendung ist, weil es Luxus ist, weil es ein Spiel ist! Ach mein Gott, wir haben ja alle das Spiel so nötig! Dazu sind uns ja Tage des Festes gegeben, daß wir einmal herauskommen aus der verdammten Plattheit der Regelmäßigkeit! Darum verzehrt man ja am Weihnachtsfeste so viele Hasen, Gänse, Enten, Karpfen, Kuchen, Äpfel, Nüsse, Mandeln, Rosinen, Datteln, Feigen, Mandarinen und Apfelsinen mit den zugehörigen Getränken, weil selbst die geregelte Verdauung etwas ist, was unterbrochen werden muß, wenn es nicht langweilig werden soll!

Ich kann euch sagen: ich hab' die Nützlichkeit geschmeckt. Die guten Eltern waren keine Nüchterlinge, wenn's nicht nötig war. Aber als ich vierzehn Jahre alt war, da hieß es: „Der

große Junge braucht wohl kein Spielzeug mehr; der kriegt diesmal etwas Nützliches." Natürlich stimmte ich stolzen Herzens zu; es war ja noch vierzehn Tage vor Weihnacht. Ich, ein junger Mann von vierzehn Jahren, soll mir Spielsachen schenken lassen — lächerlich! Als dann aber die Bescherung kam, da waren wirklich keine da! Die jüngeren Geschwister hatten niedliche Windmühlen und Baukästen und Hühnerhöfe; aber ich hatte nicht ein einziges Stück, sag' ich euch! Nur Kragen, Strümpfe, Halstücher und so etwas. Geweint hab' ich sehr, aber nur nach innen! Zwei oder drei bitter-heiße Tropfen. Nach außen hab' ich den jungen Mann aufrecht erhalten. Ein paarmal hab' ich mich wohl vergessen und heimlich mit den Sachen der andern gespielt; aber — du lieber Himmel — mit vierzehn Jahren ist man auch noch ein recht junger Mann. Als ein jüngerer Bruder mich verspottete, weil ich mit seiner Windmühle spielte, vermochte ich ihm mit Hoheit und einem großen Jungensbaß zu erwidern: „Du Dummbart, ich wollte nur mal sehen, wie sie eingerichtet ist."

Wenn eure Kinder mit vierzehn, sechzehn, achtzehn Jahren und später noch spielen mögen, so stört sie nicht. Denn das sind gewöhnlich die Menschen, die draußen in der ernsten Welt ihr Werk angreifen mit froher Kinderkraft und die mit unbefangenem Lächeln bewältigen, was dem Pedanten unmöglich schien.

Ja, wenn ich nicht fürchten müßte, mich grenzenlos bloßzustellen, so würde ich irgend einem verschwiegenen Freunde in aller Heimlichkeit gestehen, daß mir bei den Weihnachtseinkäufen in den Spielzeugläden oft ganz weich ums Herz wird. Meine Frau behauptet auch, daß ich immer teurere Dinge kaufte, als ich mir zu Hause vorgenommen hätte. Sie verschweigt dabei allerdings, daß sie die geringere Ware so lange mitleidig betrachtet und die bessere so lange reizend findet, bis ich mich für das Reizende entscheide. Das muß ich ja zugeben: die letzte Entscheidung überläßt sie mir. Wenn ich also nicht Manns genug bin, so trifft ja mich die Verantwortung. Aber

wenn ich Raubtiere sehe, die wirklich wie Tiere aussehen, mit wirklichem Fell überzogen sind, und darunter einen Bären, der wirklich diesen bezeichnenden Bärenblick hat, diesen biedermännischen Raubtierblick, diesen blutdürstigen Honigblick, diesen politischen Pastorenblick, einen Bären, der noch dazu nicht größer ist als der Elefant in derselben Schachtel, vielleicht sogar etwas kleiner —: dann werd' ich eben schwach, dann kann ich nicht widerstehen.

Und nun die Heimlichkeit, wenn man nach Hause kommt. Welch ein Glanz umflimmert solch ein graupapierenes Paket! Fragende Wünsche, zweifelnde Hoffnungen umflattern es wie Falter mit farbenwechselnden Flügeln! Und wie muß man sich zusammennehmen, um die Kinder zu überzeugen, daß man keine Ahnung habe, womit sie einen überraschen wollen.

Und näher rückt die Zeit — „jetzt noch zehnmal schlafen" . . . „jetzt noch neunmal" . . . Da kommen sie überall her auf weichen, weißen Schwingen, die schönen Weihnachtslieder. Sind sie wirklich alle so schön, oder ist es nur, weil bei jedem Ton eine ganze vergangene Weihnacht heraufsteigt? Und dann tönt wieder die liebliche Geschichte von dem Kindlein in der Krippe, von der Herrlichkeit, die sich auftat über den nächtlichen Hirten, und von dem Stern, der über der Hütte von Bethlehem stand. Es war ein großer, reiner, sanfter Stern. Seine Schönheit leuchtete allen Landen; aber vor allem herrlich schaute er herab auf Germaniens weißstarrende Winterwälder, auf Deutschlands nebelrauchende Wiesen! Die Kinder Germaniens lieben aus innerster Seele das Licht, das durch schweigende Nebel dringt: das feuchte Silber der Wintermorgensonne, der Elben nächtlich wogende Schleier, durch die das stille Auge des Mondes blickt. Wenn die Äste krachen unter der Last des Eises, und schweigender Schnee seine Schwelle längst schon begrub, dann steht der Deutsche am dunkeln Fenster und spricht mit dem letzten roten Schimmer der sinkenden Wintersonne.

Dies ist ihm das rechte Neujahrsfest; es ist Wintersonnen-

wende. Heute denkt er zurück, wen er zu sehr gehaßt, wen er zu wenig geliebt. Er sieht im müden, warmen Lichte der letzten Röte den Nachbar Fuhrmann nach Hause kommen, den Tannenbaum unter dem Arm, daß die Spitze durch den Schnee schleift. Ein Hündchen springt über den Weg und kehrt wieder ins Haus zurück. Wer wollte denn heut' nicht daheim sein? Weihnacht feiert wohl selbst der Stein am Wege. Über allem ist ein lächelnder, unerschütterlicher Wille zum Frieden ausgebreitet. Und ganz am äußersten Rande des weiten Schneefeldes sieht nun der Deutsche ein niedriges Dach, und über der schneeverwehten Hütte entzündet sich mehr und mehr ein Stern. Und ganz — ganz leise und ganz fein — aber doch so klar — und so ruhevoll kommt es dahergezogen, ein Lied, ach, ein feines, wunderbares Lied:

„Es ist ein' Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart.
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht."

Das ist ein deutscher Sang. Denn das erquickt den Deutschen am innigsten, wenn aus dem verschneiten Winterdunkel ein Schimmer dringt, wenn aus totenstillen Winternebeln langsam die Sonne des kommenden Frühlings blüht.

Und wenn nun hinter ihm im Dunkel der geschmückt schon harrende Baum mit leisem Geräusch die Zweige dehnt — und wenn die Kinder vor der Tür stehen und die schwellenden Wünsche in ihren Herzen aufbrechen zu heißblühendem Verlangen — dann ist das Wintersonnenmärchen auf seinem Gipfel, dann wirkt sie ihren höchsten Zauber, die heilige Dichtung, die die Menschen „Weihnacht" nennen.

Es gibt nur noch wenige Dichtungen, die so schön sind. Eine heißt „Entschwundene Kindheit", eine andere „Der nächste Frühling". Weiß jemand noch eine?

Vom geruhigen Leben

Die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben.

Wer je in seinem Leben den vortrefflichen Roman „Auch Einer" des noch vortrefflicheren Humoristen Friedrich Theodor Vischer gelesen hat, der wird sich auch in späteren Jahren noch mit Behagen erinnern, daß der Dichter ein Erkleckliches und Erquickliches zu reden weiß von der „Tücke des Objekts". Man wird sich desgleichen erinnern, daß der Dichter unter solcher „Tücke des Objekts" die große Summe der kleinen Hindernisse versteht, die uns von äußeren und zufälligen Umständen gerade bei unseren wichtigsten und erhabensten Handlungen in den Weg geworfen werden. Eine große Tat vollbringen, ist keine Kunst, wenn man im entscheidenden Augenblicke nicht durch Niesen oder durch das Platzen einer Naht an ihrer Vollbringung gehindert wird. Das ist der Sinn der Vischerschen „Tücke des Objekts".

Hat nun der mehrfach benannte Poet aus Württemberg die Vermessenheit besessen, den Humor des hirnzerschlitzenden Nasen-Rachenkatarrhs und der unzeitig geplatzten Hosennähte recht ausführlich zu pflegen, solcher Dinge also, die eines großen Hintergrundes durchaus entbehren und die geradezu dem schlimmen Verdachte Raum geben, der Verfasser habe ehrenhafte deutsche Mitbürger mit Bewußtsein zum Lachen gereizt: so geht der ganz unwürdige Urheber dieser Plauderei in seinem Unterfangen gar so weit, der reinen Vernunft jenes Spaßmachers noch seine vermeintlich praktische Vernunft hinzuzufügen. Der ganz unwürdige Schreiber dieser Zeilen ist nämlich nicht nur davon überzeugt, daß so etwas wie die Tücke

des Objekts in Wahrheit vorhanden sei, sondern er lebt auch des Glaubens, daß es eine Weise gebe, ihr erfolgreich zu begegnen.

Schwerer als auf anderen Zeiten der schwarze Tod, lastet auf unserem Zeitalter die Seuche des grellen Lebens. Es ist die ansteckende, hartnäckige, tragikomische Krankheit, die man Nervosität nennt. Sie ist tragikomisch von einer schlimmen Art: wer von ihr befallen ist, dem ist sie sehr tragisch — den anderen aber meistens komisch. Oder sie halten sie für eine Lumperei, von der man kein Wesens machen sollte. Ich finde, man soll viel, viel Wesens von ihr machen. Denn obwohl sie dem Einzelnen meistens das Leben läßt, ist sie eine tödliche Krankheit. Manchen tötet sie 24 mal an einem Tage; was aber mehr bedeutet: sie tötet ganze Geschlechter und Völker.

Sehr wahrscheinlich, daß sie eine Ansteckungskrankheit ist wie Chauvinismus und Grippe, Frömmelei und schwarze Pocken und ihren eigenen Ansteckungsstoff hat, der zu allen Zeiten auftreten kann. Gewiß ist aber, daß sie in unserer Zeit eine besondere „Disposition" vorfindet. Kein Märchen von „guter, alter Zeit" ist es, daß unsere Väter zu allen ihren Taten wundervoll viel Zeit hatten. Sie waren gewiß so lebendig und fleißig wie wir; aber wenn der Blitz ihr Haus in Brand steckte, so rauchten sie, bevor sie hinausgingen, noch eine lange Pfeife. Wollt ihr noch die Abendröte jenes Zeitalters genießen, so geht in eine Kleinstadt; dort wächst noch alte Zeit zwischen den Pflastersteinen. Du verabredest dich mit deinem Freund in der Kleinstadt für Punkt zwei Uhr zu einem gemeinsamen Gange. Ahnungslos, wie du als Großstädter bist, erscheinst du Punkt zwei Uhr oder auch eine Minute früher auf dem Posten. Dein Freund empfängt dich mit einer leichten Überraschung im Blick, erklärt aber, er werde gleich bereit sein und habe nur noch einen Blick in den Stall zu tun. Nach dreiviertel Stunden kommt dein Freund aus dem Stalle, unschuldig wie ein Schaf, und tut gar nicht, als ob irgend jemand sich zu entschuldigen hätte. Er ist über-

zeugt, daß du dich mit seinem Großvater, der dir von sämtlichen Fleisch- und Gemüsesorten die Preise zu Anfang und zu Ende des vorigen Jahrhunderts vorgerechnet hat, vortrefflich unterhalten habest. Ihr wollt gerade gehen, als die Gattin bemerkt, daß ihr Mann mit dem Hut unmöglich auf die Straße gehen könne und daß der andere Hut beim Hutmacher sei.

„Ach, dann schick' eben die Anna zum Hutmacher und laß ihn holen, ja? Mein Freund nimmt noch 'n Augenblick Platz, nicht wahr?"

Aber natürlich. Warum nicht? Time is money. Man muß es einmal ansehen, mit welcher Nervenruhe diese Leutchen auf Anna und den Hut warten. Sie sind noch nicht wieder zurück, als Verwandtenbesuch aus dem benachbarten Dorfe erscheint. Bis dieser Besuch ordnungsmäßig empfangen ist und sich auf mehreren Stühlen in Linie entfaltet hat, vergeht eine Viertelstunde. Der Besuch erzählt, daß Onkel Thomsen sich eine Ziege gekauft und der kleine Franz sich die Finger verbrannt hat. Es ist ganz selbstverständlich, daß du mit anhörst, wie Onkel Thomsen sich eine Ziege kaufte und der kleine Franz sich die Finger verbrannte. Inzwischen empfindet die Hausfrau, daß es Zeit zum Kaffeetrinken sei und meint, eine gute Tasse Kaffee würdest du „im Fluge" gewiß noch mitnehmen. Freilich, freilich. Dir ist jetzt schon alles gleich. Die Zeit ist dir nur noch eine leere, nichtssagende Form der Vorstellung. Du kannst von hier aus ja gleich zum jüngsten Gericht gehen, wenn die Zeit knapp werden sollte. Nachdem der Kaffee mit allen Vorsichtsmaßregeln aufgetragen und er sowohl wie zahlreiche Butterbrote in einem sehr gedeihlichen Tempo genossen worden sind, erklärt dein Freund ohne jede Anwandlung von Schwäche, daß es jetzt, um halb fünf Uhr, doch zu spät für den verabredeten Gang sei; aber man könne ihn ja ebensogut morgen um zwei Uhr unternehmen.

Leben sie nicht, diese guten Leute, wie in einem Schlaraffenlande, wo Milch, Zeit und Honig in vollen Bächen fließt

und wo man, wenn das Leben ausgetrunken ist, wieder einschenkt? Wo man selbst den Tod so lange bei Wein und Politik hinhält, bis er gemütlich die Sense in den Winkel lehnt und sagt: „Auf ein paar Jahre kommt mir's nicht an?“ Und derweilen sich diese Leute in Zeit wälzen wie Ferkel in der Kleie, lebst du in der Großstadt — nicht nach einem Stundenplan, o nein — nach einem Halbeminutenplan. „4 Uhr 15 ist der Vortrag zu Ende; 4 Uhr 17½ Minuten ist die grüne Straßenbahn an der Ecke der Pfälzerstraße; in 2½ Minuten kann ich sie erreichen: in 15 Minuten, also 4 Uhr 32½, ist sie am Moltkeplatz; wenn ich Glück habe, erwische ich dort die rote Bahn und fahre mit dieser in 14½ Minuten nach der Domgasse; wenn ich die Beine nachziehe, kann ich in 13 Minuten an der Esplanade sein und komme dann eben rechtzeitig um 5 Uhr zur Sitzung.“ Hast du aber kein Glück — und mit Straßenbahnen hat man nie Glück — dann fällt deine ganze Tagesordnung über den Haufen wie ein Kartenhaus, das auf den großen Zeiger einer Turmuhr gebaut wurde; über den ganzen Rest des Tages fällt der Schatten der versäumten 10 Minuten; alles ist verschoben, alles verdreht und verspätet; die Galle tritt ins Blut, und in jener halben Minute, die du zu spät zur roten Bahn erschienst, hast du einen Tag verloren.

Oder du sitzest in deinem Schreib- oder Rechenzimmer und prüfst eine Aufstellung, die morgen abgeliefert werden muß. Ha, denkst du, die Eingabe des Herrn X. muß ja noch heute erledigt werden! Und dann das Zeugnis, das Frau Y. erbeten — —! Ja, richtig, der Z. wartet schon drei Tage auf die Empfangsbestätigung für seine Sendung — und dann muß der Bericht an die Behörde angefangen werden; es sind nur noch acht Tage bis zum Einlieferungstag — — Ih, sollte nicht heute eine Sitzung des Wohlfahrtsausschusses sein? (Du suchst längere Zeit nach einem Papier.) Richtig: Sitzung am 3. Juni morgens 11 Uhr — es ist jetzt ¾12 — also versäumt! Hm — dem Dr. N. hab' ich noch gar nicht auf

seine Einladung zum Essen geantwortet; es hat, glaub' ich, vor 14 Tagen stattgefunden — halt! Hab' ich eigentlich schon meine Feuerversicherung erneuert? Nein — nein! Und dabei gewittert's jetzt alle Tage, und überall schlägt's ein! Zum Augenarzt komm' ich auch nicht mit meinem Bindehautkatarrh — ach ja, das Buch über Lungenheilstätten von Dr. M. sollt' ich ja lesen, das liegt schon seit Weihnachten hier — hab' ich eigentlich schon dem Fräulein O. geantwortet? Aah, da muß ich doch aber gleich — nein, erst muß P. Bescheid haben, daß ich — oder nein, noch eiliger ist der Brief an Q.; die andern kann ich heute abend — Donnerwetter, heute abend ist ja der Vortrag von Professor R.; wenn ich da nicht hinkomme, wird er mir sein Lebtag nicht wieder — ja, was ist denn das, heut' abend hab' ich ja Gesellschaft im eigenen Hause —

Du bist längst aufgesprungen und rennst wie eine vergiftete Ratte an allen vier Wänden der Zeit hinauf, um ein Loch zu finden. Da tritt dein Diener ein und sagt: Herr Soundso (wie du nun eben heißt), es ist höchste Zeit, auf's Gericht zu gehen, sonst wird Ihre Klage als zurückgezogen betrachtet! Du greifst nach deinen Stiefeln, und indem du natürlich den linken Stiefel auf den rechten Fuß zu ziehen versuchst, fallen dir fünf notwendige Besuche, sieben wichtige Sitzungen und neunzehn dringliche Briefe ein; du stürzest davon, kehrst aber in der Tür wieder um und rufst dem Diener zu: „Lieber Meyer, mir fällt ein, ich habe auf 1 Uhr dem Porträtmaler eine Sitzung versprochen; sagen Sie, ich wäre plötzlich abgerufen worden, und dann gehen Sie sofort hin und bezahlen Sie die Einkommensteuer, die hab' ich vollständig vergessen; der Gerichtsvollzieher ist schon dagewesen und hat Zettel angeklebt . . ."

Und so kommst du vor tausend Arbeiten zu keiner einzigen und erleidest das graueste Elend, das diese Welt gewährt: der Katzenjammer nach einer übervollen Nacht ist Himmelsfreude gegen den Kater nach einem leeren Tage!

Armer, verstörter Geist, ruheloses Herz, gequälter Zeitgenosse und Mitmensch, komm zu uns und empfange Frieden in den Armen der

Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben.

Siehe, wir nennen uns nicht die „Brüder vom ruhigen Leben", sondern „Brüder vom geruhigen Leben", woraus du ersehen mögest, daß wir Zeit haben. Nachdem du so vielen Vereinen und Ausschüssen beigetreten bist, tritt endlich diesem bei, den ich mit anderen weisen Männern gegründet habe und der dich alle anderen Vereine ertragen lehrt. Du hast bereits dein Eintrittsgeld in der Hand — Eile mit Weile —. Höre und erwäge wohl, bevor du handelst.

Ich seh' es dir an: du wähnst, ich lüde dich zu einem Klub der Wurschtigkeit, in welchem man lebt nach dem Grundsatze: „Nachher ist alles eins; in der Nacht des Todes sind alle Katzen grau, und obendrein sieht, wer tot ist, kein Grau und keine Katze." Irre dich nicht. Unsere Brüderschaft lebt das Leben mit eifriger Aufmerksamkeit und reger Kraft.

Oder glaubst du, wir schraubten uns und unsere Welt zurück in die Zeiten der Väter, die sich an dem Blitz, der ihr Haus entzündete, eine lange Pfeife entbrannten? O nein, mein Freund, unsere Brüdergemeinde weiß, daß Leben nicht zurück kann; Leben kann immer nur vorwärts.

Unsere Gemeinschaft weiß, daß Reize und Sorgen den Menschen von heute zehnfach so stark bestürmen wie seine Vorfahren. Es ist wahr: der Ernst des Lebens und die Lust des Lebens reißen sich um die moderne Menschenseele mit einem Ungestüm, das ehemals unerhört war. Wir Kinder dieses goldenen Zeitalters der Technik und der Wissenschaft sind ein Geschlecht von Emporkömmlingen, und unter diesen sind wir Deutschen noch ein besonderes Stück emporgekommen. Wer aber so jählings emporkommt, dem wird schwindelig. Das ist das Schicksal der Emporkömmlinge.

Arbeit und Genuß tanzen uns vor den Augen, daß uns

wirbelig wird und alles sich mit uns im Kreise dreht. Wir haben den Überblick verloren; wir haben noch nicht gelernt, die neue, unerwartete Fülle einzuteilen. Ruhig gesehen ist über die Hälfte geschafft. Wir werden hineinwachsen in unsere Aufgabe; wir werden sie bewältigen, wie jedes vorhergegangene tapfere Geschlecht. Aber noch flimmert's uns vor den Augen. Die einfachsten, alltäglichsten Gebote der Ordnung, der Beschränkung und Überlegung sind uns abhanden gekommen, und bei wem du eintrittst, suchst du vergebens nach der philosophischen Hausapotheke.

Erwarte daher nicht orphische Weisheit, nicht rabendunkle Urworte aus Morgendämmerungen der Menschheit, der du eintrittst in unsere Gemeinschaft! Es sind die gewöhnlichen Rhabarbertropfen der Seelenheilkunst, die du hier findest; was aber das Eigentümlichste ist, sie stehen nicht da in verstaubten Fläschchen, sondern sie werden angewandt. Wer in die Brüdergemeinschaft aufgenommen wird, leistet zuvor einen heiligen Eid, daß er ihr alle seine Sünden gegen ein geruhiges Leben beichten, sich den über ihn verhängten Bußen unterwerfen und die Lehren der Weisen mit Ehrerbietung hören und redlich befolgen werde.

In großen, ehrwürdigen Protokollen ist niedergeschrieben, was in den sonnabendlichen Konventen gebeichtet, verhandelt, geurteilt und gelehrt worden, zu denkwürdigem Zeugnis von der gewaltigen Macht und Tücke des Kleinen und von der Überwindung solcher Macht. In diesen heiligen Büchern mit mir zu blättern, bist du nunmehr, teuerster Leser, herzlich gebeten.

Haare in der Feder.

Es ist verzeihlich, Mensch, daß du meinst, wenn dir ein Haar in der Schreibfeder sitzt, es werde sich beim Schreiben von selbst wieder daraus entfernen. Bedenke aber, daß Haar und Feder, sobald sie diese deine Meinung merken, nur um so zärtlicher zusammenhalten. Aus dem verschmierten Buchstaben wird ein verschmiertes Wort, aus dem verschmierten

Wort eine verschmierte Zeile; in der nächsten Zeile geht die Schmiererei rüstig weiter und dauert so lange, bis du die Feder auf den Tisch haust, sie zerbrichst und dir die Hand verstauchst. Daß du die ganze Seite nun noch einmal schreiben mußt, kostet bloß Zeit. Die verstauchte Hand kostet Zeit, Verdienst und ärztliche Vergütung: das will alles noch nichts sagen. Aber das Wutgift, das sich in dir angesammelt, während du mit steigendem Ingrimm auf die Vernunft eines Haares hofftest, und nun der tage-, der wochenlange, mindestens der viertelstundenlange Ärger über all die Widerwärtigkeit: die fressen Nerven und Hirn, und das läuft in die Papiere. Sobald du, o Mensch, ein Haar in deiner Feder spürst, spreize die Feder und entferne das Haar, und will dir's nicht gelingen, so wirf die Feder weg oder das fasernde Papier und nimm neues Schreibgerät und lächle dabei als ein Wissender, der in aller Ruh und Behaglichkeit ein glänzendes Geschäft macht.

Schändliche Halskragenknopflöcher.

Es gehört zu den selbstverständlichsten Erscheinungen, daß die Knopflöcher neuer, namentlich etwas enger Halskragen sich gegen die Aufnahme größerer Knöpfe wehren. Nach dem ersten vergeblichen Versuche pflegt der Mensch von heute „Na?!" zu rufen, nach dem zweiten „Nanu?!!", nach dem dritten: „Na, da soll aber doch gleich —!", nach dem vierten pflegt er sich bereits erschöpft auf das frischgemachte Bett fallen zu lassen; beim fünften bricht er sich einen Fingernagel ab; nach dem sechsten schleudert er den Kragen in die Ecke und mit dem Kragen ein wertvolles Glas vom Waschtisch herunter, und wenn seine Frau mit dem heitersten und liebenswürdigsten Gesicht von der Welt hereinkommt und ihn lächelnd etwas fragt, so antwortet er in einem unliebenswürdigen Tone, der ihm und ihr den ganzen Abend und den folgenden Morgen verdirbt. Der arme Unwissende und Verblendete merkt nicht, daß die Schar der tückischen kleinen

Knopf- und Kragendämonen sich bei jedem Fluche verdoppelt und daß ihre Gewalt und ihr Gewieher schon nach dem dritten Versuch ins Ungeheure und Unbezwingliche gewachsen ist.

Der Mensch nehme einen rundlichen, kegelähnlichen Gegenstand, z. B. ein geschlossenes Scherchen, treibe ihn in das Knopfloch und weite es ein wenig und mit Ruhe; er trete dann vor den Spiegel, und er wird sehen, daß der Knopf gefügig in sein Loch schlüpft und daß der Mann im Spiegel ihn anschaut mit der heiteren Ruhe eines Gottes, zu dessen Füßen sich die Dämonen der Hölle krümmen. Einsatz bei diesem Spiel: eine Minute Zeit; Gewinn: ein frischgemachtes Bett, ein Fingernagel, ein venetianisches Glas, eine Viertelstunde Zeit, eine liebenswürdige Frau, ein fröhlicher Abend, ein ebensolcher Morgen, mehrere Bündel Nerven und eine gehörige Menge Herz- und andere Muskelkraft. Was sind dagegen die Aussichten in Monte Carlo?!

Vergessene Hosenträger.

Bei Menschen, welche sich auch während des Ankleidens mit der Komposition von Sonaten oder Parlamentsreden befassen, ist es gar zu leicht möglich, daß sie, in Frack, Lack, Claque und Handschuhen und schon im Begriff, in den Wagen zu steigen, an dem erbärmlichen Gefühl einer Art innerer Haltlosigkeit (nicht ihrer Reden, sondern ihres äußeren Menschen) plötzlich inne werden, daß sie die Hosenträger anzulegen vergessen haben. Ein teurer Novize, den wir bald als Konfrater in den Schoß unserer Gemeinschaft aufnehmen zu können hoffen, ist in solchem Falle die Treppen wieder hinaufgestürmt, hat sich dabei mit dem Fuß in seinen Klapphut verwickelt, hat sich unter Entwicklung einer unglaublichen Körperwärme fast bis auf die Haut ausgezogen, beim abermaligen Ankleiden seine Weste nicht wiederfinden können und endlich infolge alles dessen die Trauung seines besten Freundes versäumt. Und das alles um eines Unfalles willen, der für die Brüder vom geruhigen Leben in seiner Harmlosigkeit etwas ausschließ-

lich Erheiterndes hat. Diese Brüderschaft pflegt nämlich vor dem Ankleiden sämtliche Kleidungsstücke in der natürlichen Ordnung vor sich hinzulegen, so daß das Vergessen eines notwendigen Zubehörs nahezu unmöglich erscheint. Kommt sie aber dennoch in die Lage unseres teuren Novizen, so legt sie mit humorvoller Kühle Rock und Weste ab, legt die Hosenträger an und zieht Weste und Rock wieder an: eine Sache, die keine 5 Minuten beansprucht. Diese 5 Minuten — das ist nun das Bedeutungsvollste an der ganzen Sache — hat ein Bruder vom geruhigen Leben immer übrig, weil er sich für jedes Ankleiden vor Abfahrt der Droschke oder Eisenbahn mindestens 10 Minuten Zeitüberschuß gestattet. Das ist wohl der einzige Grund, weshalb es noch keine Schwestern vom geruhigen Leben gibt.

Das Laster des Zeitgeizes ist von der Gemeinschaft der Brüder wegen seiner besonders nervenverheerenden Art von je mit besonders hohen Bußen belegt und bei schwerem Rückfall wohl auf 500 Pfennige für die Armen und den gleichen Betrag für die Punschbedürftigen erkannt worden.

Geburtsscheine im Fliegenschrank, Taschenuhren unterm Sofa und Ähnliches.

Es ist für den modernen Menschen, der zum Arbeiten bestimmt ist wie nur je ein Wesen irgend eines Zeitalters, ein wahrer Fluch, wenn er die Stiefel, die er braucht, erst im Kohlenkasten suchen muß und die Butter, deren er zum Frühstück benötigt, erst nach halbstündigem Suchen endlich im Aktenschrank entdeckt, noch dazu unter einem ganz verkehrten Buchstaben. Mehr als je bedarf der Mensch der Ordnung, wenn ihn die verwirrende Fülle seiner Pflichten nicht verrückt machen soll. Ohne Zweifel würde auch die Ordnung längst einen größeren Raum im Leben der Menschheit gewonnen haben, wenn nicht immer unnatürlicherweise verlangt würde, daß man die Ordnung „lieben" solle. Das ist nun einmal nicht zu verlangen. Es ist mit der Ordnung ge-

nau wie mit dem Verräter: man schätzt ihre Dienste, aber man hat ein Grauen vor dem, der sie leistet. Selbst von unserm Schiller, der es über sich gebracht hat, die Ordnung in vorzüglichen Versen anzusingen, ist uns bekannt, daß er zu ihr keineswegs ein inniges Verhältnis unterhielt, und obwohl er soweit gegangen ist, zu behaupten, daß die Ordnung „das Gleiche frei und leicht und freudig binde", hat er doch wohlweislich die Heuchelei nicht so weit getrieben, von „Liebe" zu sprechen. Die Leistungen der Dame sind allerdings ganz außerordentlich, ja großartig und bezaubernd, und so mag es ja vereinzelt vorkommen, daß jemand sie um dieser Leistungen willen „liebt", wie etwa ein Junggeselle schließlich seine alte und anspruchsvolle, aber ungeheuer tüchtige Haushälterin heiratet — unnatürlich bleibt es aber immer. Dabei wird die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben es stets als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachten, die ungeheuren Verdienste der Ordnung unermüdlich zu preisen. Tritt am Morgen in dein Zimmer, wo sie gewaltet und — wenn sie nicht übertrieben hat — welch ein alles umschwebender Glanz der Schönheit strahlt dir entgegen! Dein Arbeitstisch lockt und reizt dich wie eine köstlich gedeckte Tafel; Papier und Schreibzeug schimmern so sanft und licht wie Porzellan von Meißen und altes Silber und Venediger Glas, und die Blumen sagen dir fühlbar „Guten Morgen", weil eine sorgliche Hand sie gepflegt. Und wenn du dich nun zur Arbeit setzest — welch eine Ruhe legt sich tief auf den ganzen Grund deines Gemüts! Das ist wohl die erhabenste Leistung der guten Frau, daß sie, die uns durch die Milchstraße führt wie durch ein Blumengärtchen, auch den mörderischen Wirrwarr des heutigen Lebens schlichtet und, wo sie ihre kühle Hand auf eine Stirn legt, dem erhitzten Gehirn die Ruhe bringt. Sie ist die barmherzige Schwester für Nervenkranke. Und wie du nun, geruhig in deinem Stuhle sitzend, auf wohlüberschauten Wegen zu deiner Arbeit fernsten Zielen schreitest, nein, springst, nein, fliegst! Man beachte doch wohl, daß

gerade die kältesten, gewinnfreudigsten Geschäftsleute am eifrigsten auf Ordnung halten. Weil man eben in jede Gleichung die Ordnung getrost als eine Pferdekraft einsetzen kann, das sind sieben menschliche Arbeitskräfte. Mit Ordnung kannst du das römische Reich regieren, nebenher sieben schöne und sieben ritterliche Künste treiben und in freien Stunden dem Angelsport huldigen, während du als unordentlicher Mensch einen ganzen Tag vergeblich aufwendest, um eine Schusterrechnung doppelt zu bezahlen, weil du die Quittung nicht findest, und dabei noch mit einem Gefühl durch dein Zimmer rennst, als wenn ein Teufel dein Gehirn und die umgebende Welt mittels eines Quirls zu einem Urbrei verrührte. Darum lautet ein vornehmstes Gebot unserer Brüderschaft: Habe einen Menschen, der dir alle deine Sachen in Ordnung hält, und wenn du keinen findest: tue es eher selbst, als daß du dich der Unordnung ergibst! Die Sachen innerhalb deiner Persönlichkeit mußt du ja doch selbst in Ordnung halten, und bei einigen Menschen ist dies das meiste.

Ausgeschlagene große Lose und Ähnliches.

Der moderne Mensch empfängt von Zeit zu Zeit Briefe mit Lotterielosen, die er nach der Ansicht der Absender kaufen sollte. Unsere jüngeren Brüder pflegen ein solches Los, wenn sie es nicht behalten wollen, mit abgewandtem Gesicht wieder in den Umschlag zu stecken, damit sie, wenn es später mit 300 000 Mark gezogen wird, die Nummer gar nicht wissen. Anfängern im geruhigen Leben ist diese Weise auch gar wohl zu empfehlen. Jene Brüder freilich, die bereits die höheren und höchsten Weihen empfangen haben, bedürfen solcher Vorsicht nicht mehr; ja, sie merken sich wohl gar die Nummer, um deren Schicksal aus der Ferne mit wohlwollender Unbefangenheit zu verfolgen. Denn diese Weisen wissen nicht nur, sondern sie *fühlen* es auch, daß man nach Nichtgewinnung des großen Loses genau so viel besitzt wie vor Nichtgewinnung des großen Loses und also nicht der geringste

Grund zur Klage vorliegt. Die Brüder vom geruhigen Leben preisen nicht die Armut, schon deshalb nicht, weil sie ein gutes Konzert und einen schönen Johannisberger lieben; aber sie sind davon durchdrungen, ja ich möchte sagen: durchtränkt, daß es bodenlos gleichgültig ist, wie viel Einkommen andere Leute haben, wenn man selbst soviel hat, daß man auskommen kann. Ein Bruder vom geruhigen Leben, dem soviel geworden ist, wird kaum wissen, wie viel Gehalt seine Berufsgenossen beziehen, und wenn ihm ohne Gerechtigkeit einer vorgezogen wird, so wird er sich zwar über die Ungerechtigkeit ärgern wie über alles Unrecht in der Welt; aber er wird nicht an das entgangene Geld denken; tut er es aber dennoch, so wird er am nächsten Samstag voll Freudigkeit seine Strafe zahlen. Ein Bruder, der einen erheblichen Vermögensverlust erleidet, ist für vier Wochen von der Ableistung gewisser Freudentänze und Jubelgesänge entbunden, auch darf er natürlich Versuche zur Wiedererlangung des Verlorenen machen. Trauert er aber um Unwiederbringliches oder trauert er zu lange, so verfällt er der Strafe; denn ein Bruder vom geruhigen Leben soll wissen, daß er dem verlorenen Reichtum das Zehnfache hinzulegt durch seinen Kummer. Und ein Bruder, der reich gewesen, soll wenigstens das vom Reichtum gehabt haben, daß er erkannt hat: Tägliche Austern schmecken entweder genau so wie tägliches Rindfleisch oder — schlechter, und der Schlaf, „das nährendste Gericht am Tisch des Lebens", pflegt über einer gewissen Steuerstufe an Güte einzubüßen. Wer aber den verlorenen Reichtum um der Wohltätigkeit willen liebte, der bedarf keines Trostes. Denn der Schatz zum Wohltun ist haltbarer Reichtum und sitzt an einer Stelle, wo Kursstürze und Zahlungseinstellungen ihre Macht verlieren.

Flöhe bei Empfängen, photographischen Sitzungen usw.

Man darf in guter Gesellschaft getrost von Flöhen reden; denn bekanntlich haben sogar Könige Flöhe, und zwar große.

In der Umgebung der Könige gibt es oftmals Hunde, und Hunde pflegen Flöhe abzugeben. Zuweilen handelt es sich auch nicht um Flöhe, sondern um ein ganz gewöhnliches und zufälliges Hautjucken, wie es mit Vorliebe auftritt, wenn der Photograph Stillsitzen geboten hat, oder wenn man den toten Julius Cäsar spielen muß, oder wenn man vor einer sehr hohen Persönlichkeit steht und nicht gerade angeredet wird, sich aber doch beileibe nicht kratzen darf. Sobald aber die hochgestellte Persönlichkeit ein hochwichtiges Wort an einen richtet, sind Floh und Jucken sofort verschwunden, und aus dieser bemerkenswerten Erscheinung soll der Bruder vom geruhigen Leben lernen. Wie? soll er sich fragen, was ein Staatsminister vermag, das sollte dein Wille nicht vermögen, der, schlecht gerechnet, ein König ist? Ein Floh oder ein Großfürst sollten stärker sein als deine Selbstbeherrschung? Kannst du den Floh verachten, wenn dir der Kaiser eine Statthalterschaft umhängt, so kannst du's auch, wenn du daheim sitzest als dein eigener Herr! Hier gibt es nun Menschen, die dagegen ihr unbezähmbares Geblüt, ihre feurige Gemütsart einwenden.

„Vengeance! plague! death! confusion! —
Fiery? what quality? — My breath and blood!
Fiery? the fiery duke?"

Glaubt ihr, die Gottesgabe des Feuers sei euch ins Blut gegossen, auf daß ihr gegen Flöhe und Hosenträger kämpft? Wahrlich, wer sein Feuer an einen Halskragen verschwendet, der wird schlaff sein, wenn Handschellen und Halseisen ihm drohen. Auch sei doch der Mensch so weise, zu erkennen, daß jedes Juckteufelchen sofort erlahmt und abläßt, wenn man es verachtet. Empfänge, bei denen man etwas bekommt, dauern nicht ewig, und der größte Floh wird einmal satt: das unterscheidet ihn von den menschlichen Blutsaugern. Wer aber einem Kitzeln — sagen wir: im linken Ohrläppchen — nur die geringste Beachtung schenkt, der erkennt sofort die schändliche Zahllosigkeit und den niederträchtigen Zusammen-

halt der Myriaden von Juckteufelchen, die ihn von allen Seiten wie einen Falstaff zwicken. Wer nicht herrscht an allen Nervenenden seiner Leibesgrenze mit der unumschränkten Monarchie seines Hirns, der mag in dieser Welt wohl zugrunde gehen unter eingebildeten Mückenschwärmen.

Komitees in allen Gassen.

Zu den verheerendsten Irrtümern der überregen Menschheit von heute gehört die Meinung, daß ein tätiger Mensch überall mitarbeiten müsse und daß der Ernst des Lebens niemals weniger von uns verlange als das Leben. Eine der edelsten Bemühungen ist es, sich zum Schutze der Tiere zu vereinen, und doch ist keineswegs gesagt, daß du, Cajus, dabei sein müßtest. Steure zu allem Guten so viele Obolen bei, wie du vermagst; aber wenn du zu allem Guten auch von deiner Kraft hergibst, so bist du ein kopfloser Verschwender, der auf den leichtfertigen Bankerott hinsteuert. Unser geliebter Sempronius hat Lehrgeld bezahlt. Wo es ein Mäuslein zu schützen, einen Aussichtsturm zu errichten, ein Blindenobdach zu gründen gab, war er mit seinem lodernden Herzen dabei. Nach zwei Jahren war er ein müder Mann, den es kalt ließ, wenn ein armer Gaul von rohen Fuhrleuten gepeinigt wurde und der darum Ekel vor sich selbst empfand. Erst in den Armen unserer Brüderschaft ist er gesundet, hier, wo es heißt: Du kannst nicht auf alle Berge des Lebens steigen. Und brauchst es nicht. Suche *einen* möglichst hohen Gipfel zu erreichen; wenn du willst auch *einige*, und du wirst mit frischem Auge verstehen, was Höhen und Tiefen des Daseins sind. Auch nicht braucht es der Gaurisankar zu sein oder der Mont-Blanc — schon auf einem Rigi, einem Monte Pian, einem Brocken geht dir eine ausgebreitete Welt durch die Augen ins Herz. Auf anderen Gipfeln stehen andere und geben deinem Feuer Antwort durch Feuer, dessen Flammen mit deiner Lohe und deinem Herzen gemeinsam emporzucken zum alles vereinenden Himmel.

O daß die Menschheit immer in Übertreibungen ihre Lebensbahn dahinwackelt und meint, weil der Mensch tätig sein soll, er müsse immer tätig sein. Künstereiche Zeit, die du eine Kunst so ganz verlernt hast: die köstliche Kunst, zu rechter Stunde zu faulenzen! Genüsse suchendes und findendes Geschlecht, das du einen Genuß nicht wiederfinden kannst: den Genuß des Lebens! Armer Mensch, dessen ganzes Leben die Not frißt; ärmerer Mensch, der du Zeit zum Faulenzen hast und sie nicht nützest: „ärmer", weil du krank bist! Wie ein verdorbener Gaumen die lautere Labe des klaren Wassers verschmäht, so kennen Sinn und Herz den heiter fließenden Trank des reinen Lebens nicht mehr. Nach schwerer Krankheit fühlen sie wohl in der Wonne der Genesung das Glück des reinen Seins, des Lebens an sich. Aber ist es nicht ein niedriger Sinn, der den Reichtum erst dankbar erkennt in der Armut und die Gabe erst schätzt, wenn sie ihm wieder entrückt ward? Fühlt ihr am Morgen nicht in den aufgespannten Augen das Glück des Wachens, das mit neuem Übermut den bunten Mantel der Träume verschmäht vor dem weißen Linnen der Frühe? Fühlt ihr nicht an den Lippen den morgenkühlen Becher des neuen Tags? Fühlt ihr nicht seine bewegliche Flut durch alle Glieder rieseln? Und tragen Muskel und Gebein nicht ihre wohlbemessene Last mit wohliger Lust davon, und singt nicht das ruhig schlagende Herz dazu ein bejahendes Lied? Habt ihr nie in der Glut des Mittags am Ufer des Stromes gelegen und ohne Ziel hinaufgeblinzelt in den blauen Brunnen der Unendlichkeit, in dem die Spenderin unserer Tage wohnt? Sind eure Augen nicht halbe Stunden lang mit den Wellen gewandert, und hat euer Herz nicht leichtsinnig dazu gelächelt: Zeit, fließe nur hin? Habt ihr niemals den silbernen Sand des Ufers durch die Finger rieseln lassen und also harmlos mit dem Stundenglas des Todes gespielt? Und habt ihr nie die letzte Stunde des Abends dahingegeben zum Abschiedsfest mit der Sonne und habt ihr nicht gesehen, wie sie selbst den Rest des Tages über die Höhen

ausgießt und den roten Wein verschwendet zur Feier der Schönheit?

Zeit ist Geld, und Geld ist Zeit, und mit beiden haushalten zu müssen, ist Menschenlos. Aber der Zeitfilz ist so klein wie der Geldfilz. Selbst der Arme und gerade der Arme, wenn ihm Stunden der Ruhe blühen, gönnt sich die Lust, bewegungslos auf der Welle des Lebens zu treiben und den Tag ohne Zweck zu trinken als Licht und Luft. Und du, erhabene Macht, die jeder mit anderen Namen nennt, mach' uns alle zu Brüdern vom geruhigen Leben, die auch in gesunden Tagen mit Lust das Leben an seiner Quelle trinken, die auch im ungestörten Besitz jenes Verlangen edler Herzen fühlen, ihren Dank ins Unbekannte emporzusenden. Wessen Seele den Gaben des Himmels offenliegt: jeder wärmende Strahl entzündet auf dem Herd seines Herzens ein Opfer des Dankes; sein ganzes Wesen hebt sich zum heiteren Antlitz des Tages empor, wie die Flut des Meeres sich dem schweigenden Gestirn der Nacht entgegenhebt.

Langstielige Maler, Kellner, Versicherungsagenten usw.

Im Münchener Löwenbräukeller saß einst ein Mann vor einer hohen Maß Bier. Von Zeit zu Zeit nahm er den Krug, hob den Deckel, schaute hinein, indem er den Krug schüttelte, und stellte ihn, ohne zu trinken, wieder hin. Dies wiederholte sich dreimal. Ein Bruder vom geruhigen Leben fragte ihn nach der Bedeutung solchen Tuns. Der gefragte Münchener sprach: „Wann der Schaum mitwackelt, nacha is 's guat g'schenkt; aber er wackelt net." Und sieh, als sich aller Schaum verdichtet hatte, da fehlte wohl ein Sechstel am richtigen Maß. Schweigend, aber „mit Knotenstock im Blicke" reichte er den Krug der Kellnerin; schweigend nahm sie ihn entgegen und brachte bald ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß zurück.

Die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben rechnet

zwar ein Sechstel Liter Löwenbräu gewiß zu den Dingen, die ein großzügiger Mensch verachten darf; aber grundsätzlich bewundert sie den Mann mit dem wackelnden Schaum. Denn wenn auch ein gewisses Maß erlittenen Unrechts zur täglichen Würze des Lebens gehört und die Menschheit zur Beschaffung dieses Gewürzes eine Versicherung auf Gegenseitigkeit geschlossen hat — ein Unrecht mit Widerhaken soll man nicht verschlucken. Solch ein Unrecht will dann monatelang, jahrelang doch nicht hinunter, so viel man auch schluckt, und richtet mehr Schaden an, als die ganze Duldung wert ist. Auch kommt das meiste Unrecht in der Welt auf Rechnung derer, die Unrecht leiden. Die Brüder vom geruhigen Leben erstreben nicht die Ruhe jener Pflanzen, die von den Ziegen gefressen werden. Sie sind groß genug, das Kleinliche zu verachten und ein paar tausend Mikroben schaden ihrem gesunden Magen nicht; aber sie entwickeln eine sanft- und stillsinnige Kratzbürstigkeit, wo sie auf Gewohnheit und System im Unrecht treffen. So trifft der heutige Mensch in Gasthöfen und Wirtschaften, auf Reisen und Daheim immer häufiger auf eine Art von Wesen, die dem Gaste, was sie ihm nicht entraffen, auf jegliche Weise verekeln und es nahezu als gewiß erscheinen lassen, daß Homer und Hesiod bei den Harpyien an eine Art Oberkellner und Gastwirte gedacht haben. Auch Kellnerinnen können sehr langstielig und unangenehm sein, wenn man von ihnen Dinge verlangt, die nicht zweifellos zur Bedienung ihres jeweiligen Studenten oder Sergeanten gehören. Ein anderer, ebenfalls sehr ehrenwerter Stand hat Angehörige, die, mit der Feinheit von Gesandtschaftsattachés gekleidet, unserm Dienstboten ihre hochfeine Besuchskarte überreichen, sämtlichen Hütern unseres Hausfriedens auf das bestimmteste versichern, daß sie „den Herrn selbst“ in einer wichtigen Sache sprechen müßten, endlich mit dem Anstand von Trägern diplomatischer Sendungen in unser Arbeitszimmer treten, die persönlichen Grüße hervorragender Männer der Kunst, der Wissenschaft, der Politik überbringen, mit genauester Kennt-

nis von deren Gewohnheiten plaudern und bald bei einem großen Manne verweilen, der eine rührende Liebe und Fürsorge für seine Familie bekunde und infolgedessen erst kürzlich bei ihm, unserem geschätzten Besucher, sein Leben mit 100 000 Mark versichert habe. Eine andere Menschenart übernimmt die Anstreichung eines Hauses, erscheint pünktlich am festgesetzten Tage und beginnt den Anstrich, um dann dich und dein viertelbemaltes Haus 14 Tage oder auch 3 Wochen lang miteinander allein zu lassen, nach dieser Zeit abermals ein einmaliges Gastspiel zu geben usw. ins Unendliche. Ein Bruder vom geruhigen Leben pflegt schon nach dem ersten Ausbleiben des Malers einen anderen kommen und von diesem das Haus zu Ende malen zu lassen, so daß es bei der Wiederkehr des ersten Mannes stets einen überraschend heiteren Eindruck macht. Die Brüder vom geruhigen Leben kennzeichnet überhaupt Heiterkeit und Handlung. Sie werfen die kleinen Ärger des Tages von sich, ohne sich zu ärgern. In allen Kleinlichkeiten des alltäglichen Lebens befolgen sie den Grundsatz: Es geht ohne Aufregung auch, und besser.

Dreiecke im Frack, Rußflecken auf der Nase u. dgl.

Es gibt eine Sorte von Unglücklichen, die mit erschreckender Regelmäßigkeit, gerade wenn sie vor eine mächtige Persönlichkeit hintreten sollen, ausgleiten und hinstürzen und denen dabei quer übers Knie das Beinkleid zerreißt, oder die just, wenn sie einem allerliebsten Mädchen eine Rose überreichen, einen schwarzen Fleck auf der Nase haben. Ein noch weit größeres Unglück aber ist die beständige Furcht vor solchen Nasflecken und Kniefällen, und diese Furcht peinigt oft die besten und anmutigsten Seelen. Sie genieren sich nicht nur, sondern sie sind bange, daß sie sich genieren könnten, und sind zeremonieller als der Zeremonienmeister, um sich nur immer tiefer in Ungemach und Befangenheit zu verstricken. Große Seelen und liebreiche Herzen haben um deswillen Beruf und Glück verfehlt. Niemand glaube, daß solchen

Armen mit einer Tanzmeistererziehung geholfen wäre! Die Ruhe des Zentrums fehlt ihnen, die die Brüder vom geruhigen Leben so heiter und glücklich macht. Der unterzeichnete Bruder Schreiber sah einst, wie ein baumlanger Mensch, der bei einem wahrhaft anmutigen Mädchen einen möglichst guten Eindruck zu erwecken redlich bemüht war, seiner ganzen Länge nach vor ihr in den Sand fiel. Das Verkehrteste bei solchem Falle ist es, sich stückweise aufzusammeln, die Knie abzuputzen und Entschuldigungen zu stottern, wo es nichts zu entschuldigen gibt. Unser langer Freund lachte. Er wurde so von der Komik seiner Lage geschüttelt, daß er liegen bleiben mußte und nichts vermochte, als den Kopf zu erheben und zu der Angebeteten emporzulachen, und er lachte so innerlich, so hell und strahlend, so im vollen, hallenden Mitklang des Herzens, daß sie in gefährlichster Weise angesteckt wurde und man deutlich bemerken konnte, wie er mit seinem Fall auf dem Wege zu ihrem Herzen einen Schritt von der ganzen Länge seiner Persönlichkeit vorwärts getan habe. — Nehmt die Dinge und euch selbst nicht schwerer, als ihr seid, dann tragt ihr leicht, dann fallt ihr leicht. Seid versichert, arme, gehetzte Selbstpeiniger: wenn ihr im Vorzimmer eines Fürsten oder einer umworbenen Dame oder ähnlicher Machthaber euch ein Dreieck in den Frack reißt, oder eure Halsbinde sich löst oder der schädelsprengende Schnupfen des redlichen Albert Einhart euch überfällt und der Fürst oder die Dame euch darum abfallen lassen, dann handelt es sich um Damen und Fürsten, mit denen ein Bruder vom geruhigen Leben überhaupt nicht verkehren sollte. Verzichtet mit Lachen und seid gewiß, daß euch bessere Dinge aufgehoben sind.

Festessen von 3—12.

Noch verbreiteter als die Meinung, überall mitwirken zu müssen, ist unter uns armen Sterblichen die Überzeugung, daß wir überall miteſſen müßten. Nicht, daß das Brüsseler

Masthuhn mit Eingemachtem und Salat nicht schließlich auf jeden ihre ermüdende Wirkung ausübte! Nein, es ist der Glaube an die Allmacht der „Gesellschaft", der die Menschen feige macht und die Meinung in ihnen erweckt, sie müßten jährlich einmal bei sämtlichen Lehmanns essen, jährlich einmal sämtliche Lehmanns bei sich sehen, sämtlichen Lehmanns Verdauungsbesuche machen und von sämtlichen Lehmanns dergleichen Besuche entgegennehmen, wobei noch zu bedenken ist, daß die Lehmanns außerdem die Gewohnheit haben, sich zu verloben, zu heiraten, sich fortzupflanzen, befördert zu werden und Jubelfeste zu feiern.

„Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen."

Und

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein!"

sagt Goethe, wie immer, mit Recht; aber nicht alle Lehmanns sind Menschen, und man kann sehr wohl mit einem Menschen in demselben Ozean gebadet haben, ohne deshalb „gesellschaftliche Verpflichtungen" gegen ihn zu fühlen. Eine Dame vom Geldadel erzählte unserem Bruder Tibull mit jenem seltsamen Lachen, dessen Geheimnis in Elend und Morphium besteht: „Mein Mann und ich sind kaum drei Abende im Winter zu Hause. Sehr oft haben wir drei Einladungen an einem Tage: eine um drei, eine um sechs und eine nach dem Theater." Die gute Frau wies überzeugend nach, daß das so sein müsse. Je wohlhabender ein Mensch, je angesehener seine Stellung, desto mehr Festessen muß er geben und einnehmen: das ergab sich aus den Reden der Dame wie ein ehernes Lohngesetz. Wenn Meyers sich nämlich zurückhalten, so heißt es: „Meyers sind power" oder „Meyers sind geizig" oder „Meyers sind eingebildet" oder „Meyers sind ungebildet; sie wissen nicht, was sich gehört." Weil Meyers nämlich wissen, daß der Mensch sich gehört. Und dabei können Meyers die

ganz merkwürdige Beobachtung machen, daß die Leute, die anfangs klatschten, bald mit einer unverkennbaren Hochachtung klatschen und schließlich von allem nur die Hochachtung übrigbleibt und Meyers um so höher im Preise steigen, je seltener sie zu haben sind!

Menschheit, verachte deinen Klatsch! Kennst du die Geschichte von unserm Timotheus? Ein neidgeplagter, armer Teufel hatte seine Künstlerschaft mit so geschickter Verlogenheit verunglimpft, daß auch auf den Charakter unseres Bruders ein Schatten fiel und der Verleumder doch nicht zu fassen war. Timotheus aß nicht, trank nicht und schlief nicht. Da geschah es, daß sein Söhnchen krank wurde, todkrank. Wochenlang schwebte das Bübchen zwischen Tod und Leben. Und mitten in der flackernden Qual seines Herzens fiel ihm unvermittelt die Verleumdung seines Feindes ein. Und mitten in den tiefsten Ängsten der Nacht mußte er lächeln, und wohl zehnmal sagte er zu sich selbst: du Narr — du Narr — du Narr! — Der Knabe wurde wieder gesund, und als Timotheus eines Tages wieder an die Lügen des Neidharts dachte, da lagen sie nur noch wie ein ganz, ganz schmaler, schmutziggelber Streifen am Horizont, weit hinter Stallupönen, und die Leser des Verleumders glaubten längst an andere Lügen. In jenen Tagen fand Timotheus eines der Grundgesetze unserer Gemeinschaft, das Gesetz: Gewinne den großen Abstand zu den Dingen! Denn wenn der Mensch nach acht Wochen oder nach drei Jahren über ein Ärgernis lachen kann, dann ist der Mensch ein Esel, wenn er nicht schon heute lacht! Mit diesem Gesetz zwingt ein Bruder vom geruhigen Leben den Schlaf auf seine Lider, wenn die Niedertracht der Welt ihn wachzuhalten droht. Er legt sich auf sein sanftes Ruhekissen und nimmt die erste Gabe seines Schlafmittels, die lautet: „Durch Schlaflosigkeit schwächst du nur deine Kraft." Hilft das nicht, so stellt er sich deutlich vor, wie er in Zukunft einmal über die Widerwärtigkeiten dieser Tage lächeln wird, und mit dem vorgestellten Lächeln auf den Lippen ent-

schlummert er. Nur in besonderen Fällen wendet er die dritte Gabe an, die da lautet: „Wie würden sich deine Feinde freuen, wenn du um ihretwillen wachtest.“ In der nächsten Minute schnarcht er.

Bleib Herr über deinen Schlaf und gib den Herrscherstab auch um jenes höheren Klatsches willen, den man fälschlich „Ruhm“ nennt, nicht aus den Händen. Bruder Tarquinius ist ein dramatischer Dichter; aber der Arzt hat ihm Vorsicht mit seinem Herzen geboten. Er hat einen simplen Gedanken ein für allemal zum Amulett erhoben, und diesen Gedanken zieht er vor jeder Erstaufführung hervor und küßt ihn; er lautet: Herz ist besser als Ruhm. Freilich denkt er dabei an jenen Ruhm, der darin besteht, daß Hans genau dasselbe meint, was Peter meint, weil Peter meint, was August meint, der sich für seine Meinung auf jenen Hans berufen kann. Der wahre Ruhm ist freilich was ganz anderes.

Der wahre Ruhm wächst nicht aus den Mäulern der Menge, sondern aus den Herzen der Werke. Hast du Anwartschaft auf solchen Ruhm, so sei versichert, daß er in deinen Werken durchaus mündelsicher angelegt ist. Kein anderer kann an dies Vermögen herankommen, und es wird wachsen durch Zins und Zinseszinsen, langsam aber sicher. Vielleicht kommt ein richtiger Ruhm erst nach deinem Tode heraus. Aber Nachruhm ist gerade der beste. Denn dann ist man nicht mehr dabei.

Und hat doch sein fernes Kommen in einsamen Zeiten wie einen erdefremden Duft gefühlt.

* * *

Hier schließt die Vorlesung aus den Protokollen der Brüderschaft. Niemand wird die Gemeinschaft der Brüder für eine Bier- und Ruhebank halten, die Faulenzern und Feiglingen Gelegenheit gibt, stumpfzusinnen. Die geruhigen Brüder haben ein Verständnis dafür, daß es Invaliden des Lebens gibt, die sich darauf zurückziehen, täglich an derselben Stelle das-

selbe Glas bis zur bestimmten Höhe gefüllt vorzufinden, es in der immer gleichen Zeit zu leeren und dabei auf dieselbe allgemeine Schnupftabaksdose in der Mitte der Tafel zu starren und in der sanften Betäubung dieses stillen Zirkeltanzes das bißchen Lebensrest zu verdämmern — die Brüder vom geruhigen Leben achten die Haken, die für die Hüte dieser Invaliden ein für allemal freigelassen sind — aber sie haben nichts mit ihnen gemein. Die Brüder vom geruhigen Leben sind Kämpfer. Nur wollen sie den Kampf nicht dort führen, wo er sich nicht lohnt, wollen sie das Leben nicht dort schon tragisch nehmen, wo die Tragödie noch gar nicht beginnt, wollen sie ihre Eingeweide nicht schon opfern in den Vorhöfen des Lebens, wollen sie nicht wie die törichten Jungfrauen ihr Öl verbrennen, bevor der Bräutigam kommt. Sie wollen in dem verdammten „Objekt" keinen Machtkitzel erwecken, indem sie seine kleinen und gemeinen, niedrigen und widrigen, schäbigen und klebigen Rücken und Tücken mit reizbarem Ernst behandeln, und wollen ihre Kraft sparen, um das Große zu verteidigen und das Größte, das Schicksal, mit Würde zu tragen. Denn das ist der allerhöchste und allerheiligste Grundsatz unserer Brüderschaft:

„Ein Leben in Wacht und in Waffen wider die Großmächte der Finsternis ist eines Erdenpilgers tiefste Ruhe."

Was war uns Friedrich Schiller?

Wir plauderten sehr angeregt und lustig, ein großer dänischer Dichter, eine reizende junge Dänin und ich. Im Laufe des Gesprächs rief ich: „Dem Manne kann geholfen werden! sagt Schiller."

Die kleine Dänin lachte. „Die Deutschen ßaggen immer: ‚Szaggt Schiller'", meinte sie.

Und sie hatte recht. Wenn der Deutsche ein Glas zerbricht, so sieht er es nachdenklich an und sagt: „Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten," und wenn er zahlen soll, zieht er langsam den Beutel und spricht: „Dies ist die Stelle, wo ich sterblich bin."

Meine frühesten Schillererinnerungen drehen sich auch darum, daß ich öfter von den Erwachsenen hörte: „Sagt Schiller" — „Sagt Schiller."

Und dann gab es eine alte, liebe Frau, die ich zuweilen am Sonntag mit meiner Mutter besuchen durfte. Es ging eine schmale, alte Stiege hinauf wie zu einer weisen Frau im Märchen, und wenn sie uns hörte, schaute sie oben übers Geländer und rief:

„Aoo, Fru Smidt, dat is aober schöön, dat Se endlich kaomen! Worum kaomen Se so laot (spät)?" Und dann ging es in ein kleines Zimmer, dessen kleine Fenster ganz mit Topfgewächsen bestellt waren, und es gab Kaffee und einen Teller Kuchen sogar und — Bücher. Wir hatten zu Haus eine Menge Bücher; aber merkwürdigerweise waren Schillers Gedichte nicht dabei. Hier waren Schillers Gedichte, mit Bildern. Während die beiden Frauen plauderten,

besah ich den großen Drachen, den der Ordensritter getötet, las ich Verse wie:

„Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!"

Auch wenn man als zehnjähriger Bube solche Verse nicht versteht, haben sie doch eine innerliche Gewalt, die die Augenlider auseinanderreißt und den Blick hinauszieht über Dächer und Mauern hinweg bis an den Himmelsrand. Ich habe Stunden innigster Knabenandacht über diesem Buche verbracht; manche Bücher haben mich stärker gespannt und gebannt, wie das von einem Kindersinn begreiflich ist; aber keines glänzte mir in einer so hohen, freien Heiligkeit wie dieses.

Die alte gute Frau hatte drei prächtige Söhne, die alle drei ihre freien Stunden gern über den Büchern verbrachten. Einer von ihnen aber, ein siebzehnjähriger, war ein ausbündiger Höhenwanderer und hieß wegen seiner ewigen, himmelwärts blickenden Versunkenheit „der Wolkenschieber". Er war so ganz erfüllt von Schiller, daß er eine Zeitlang den Kopf beständig auf die Seite neigte, wie man es auf den Bildern des großen Pathetikers sieht. Und als der junge Mann einmal seiner Mutter die Kaffeekanne aus der Küche holen sollte und er das Gefäß in der Hand hielt, da kam die edle Raserei des Karlsschülers über ihn; er rief die Worte: „Ist dein Name nicht Mensch? Hat dich das Weib nicht geboren?" — der Schwung der Seele fuhr in den Arm, und die Kanne zerschellte klirrend am Tellerbord. Das war für ihn und die Mutter ein rechtes Unglück; denn eine Kaffeekanne — wenn's auch nur eine braune ist — kostet Geld.

Ja, als der Vater der drei Jünglinge noch lebte, ein alter engbrüstiger Mann, der in einer Zuckerfabrik arbeitete,

da kam er eines Tages zu uns ins Zimmer gekeucht und fragte:

„Is . . . p—h!— is . . . p—h! min Heinerich hier?"

„Nee," lautete der Bescheid.

„De verdreihte Jung' p—h! De is to nix mehr to bruken —p—h! De hett nix anners mehr in'n Kopp as bloß Goethe —p—h! un Schiller —p—h! De Jung' p—h! de ward noch rein appeldwatsch*) —p—h! Herr Smidt! Doohn Se mi den eenzig'n Gefall'n —p—h! — wenn de Bengel sick noch een eenziges Mal uphöllt —p—h! — denn smiten Se em . . . (blooß 'n halbe Stun'n!) . . . smiten Se em de Trepp' dol!"

Mein Vater sagte „ja" und lachte in sich hinein. Er war gerade der Mann, einen schillerbegeisterten Jüngling die Treppe hinunterzuwerfen! Und noch dazu eine halbe Stunde! Dies halbstündige Treppenhinunterwerfen wurde noch oft belächelt, wenn der „Wolkenschieber" wieder einmal zur Tür herein-trat, um mit meinen Brüdern wieder einmal die Eindrücke einer vom erhabensten Standort der Galerie geschauten „Car-los"- oder „Egmont"-Vorstellung in der Erinnerung zu durch-kosten, oder alte Bücher hervorzuholen, vom Karrenantiquar erworbene, mit ehrwürdigen Stockflecken geschmückte Bücher, in welchen vorn die Bilder der Dichter auf Wolken thronten, Bücher von Gleim, Uz, Neuffer, Klopstock, Bürger, Goethe, und einen Schiller in einer Ausgabe aus den ersten Jahr-zehnten des Jahrhunderts, ihn aufzuschlagen, dann aufzu-springen: „Ha, du, die Stelle . . .!" und viertelstunden-lang aus dem Kopfe vorzutragen, solche Verse wie:

„Jahrelang mag, jahrhundertelang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt."

— — — — — — — — — — — — — — — —

*) verrückt.

Heilige Welt der Vergangenheit, geschaffen aus Dürftigkeit und Begeisterung: dich mußte ich heraufbeschwören, als ich mit glücklichem Sinnen überdachte, was uns Schiller gewesen! In dieser Welt wußte man oft nicht, wovon man am nächsten Tage leben solle; aber man wußte, daß die großen, heiligen und schönen Dinge über alle Tage und Sorgen dauern. In dieser Welt hatten die Fenster keine Vorhänge; aber man sah durch diese Fenster mit weitaufgehendem Herzen die große, wandelreiche Schönheit des Himmels; die Betten hatten keine Federn; aber man legte sich nieder mit einem Kopf voll leuchtender Gedanken und singender Träume; man erwachte und erfaßte sogleich mit dankbarem Herzen die ewige Jugendschönheit des Morgens. In dieser Welt kannte man nicht die tausend überfeinerten Genüsse des sinnlichen Lebens; aber die stolze Seele trug weit, hoch hinaus über dieses Leben in ein unendlich höheres, wo die Stille des Abends, die schweigende Glut des Mittags, der weiße Rauch über den Wiesen Genuß und Seligkeit war. In dieser Welt sorgte man sich um eine zerschlagene Kanne, weil man oft die Groschen zu ihrer Wiederbeschaffung nicht hatte; aber einfältigerweise kam man nie auf den Gedanken unserer besseren Kreise, daß man ja an den Büchern sparen könne und keinen „Coriolan" für drei Groschen zu kaufen brauche. Es war eine ganz unordentliche, unmoralische Welt! Und doch weiß ich mir kaum etwas Heiligeres als einen Jüngling, der die Aufmerksamkeit des Pöbels durch einen geflickten Rock erregt und der dieser Aufmerksamkeit nicht gewahr wird, weil er die Anwartschaft auf einen antiquarischen „sämtlichen" Lessing in der Tasche fühlt und geraden Blicks in dies verheißungsvolle Land seiner neuen Hoffnung starrt. Solche Jugend hat auch einen Heiligen, er heißt Friedrich Schiller. Zu ihm richten sie den Blick empor, an ihm richten sie sich auf in den Jahren, da sie nach einem Weltgesetze hungern oder sich die Finger blutig schinden, um nur ihr ängstlich bewachtes und gehütetes Ideal nicht angreifen zu müssen.

Friedrich Schiller ist der Heilige solcher Dichter, wie etwa Hebbel einer war, auch ein großer Friedrich und Dramatiker, der von München nach Hamburg zu Fuß durch Deutschland irrte wie ein verstoßener Hund, und der dabei noch sorgte und bangte, daß sein armes Mithündchen, das er auf dem Arme trug, ihm unterwegs vor Frost oder Hunger sterben könne. Der vorbildliche Vollbringer eines aus Dürftigkeit und Begeisterung rührend und wundersam gemischten Lebens, hat Schiller in der Tat wie kein anderer durch sein Leben und Wirken den Deutschen das Evangelium gepredigt, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, ja daß es besser ist, nicht zu leben, als allein vom Brote.

Die Dichter von heute schimpften bis vor kurzem in merkwürdiger Verblendung ohne Atemholen auf den deutschen Professor als ihren größten Feind. Der deutsche Professor ist wohl manchmal ein Schulfuchs, der seinen Stand und seine Fähigkeiten höher schätzt als alle andern, und hat wohl manche Sünde gegen lebendiges Schrifttum von heut' und ehemals auf dem Gewissen. Aber er ist auch ein ehrlicher Mann und läßt sich überzeugen, und wenn er überzeugt ist, dann tritt er mit derselben ehrlichen Begeisterung für euch ein, mit der er vordem gegen euch geeifert hat. Wenigstens droht der heutigen Dichtung von den Professoren längst keine Gefahr mehr. Aber sie droht ihr von den Literaturkrämern, von den „lateinischen Geschäftsleuten" unter den Verfassern, von den neusprachigen Handelsleuten unter den Verlegern und Theaterleitern, von den verschämten Geldleuten und Selbstdichtern, die infolge von Dramenverhaltung Schmähkritik schwitzen, kurz von den Leuten, bei denen erst das Geschäft und dann das schaffende oder empfangende Vergnügen kommt.

„Herr X. hat sich nach Winkelswerda zurückgezogen, um daselbst an einem neuen, abendfüllenden Stück zu arbeiten."

„Abendfüllend" — ist das nicht bezaubernd? Natürlich stammt das Wort nicht von einem Dichter, sondern von einem

überglücklichen Geschäftsmann. Aber es ist wundervoll bezeichnend für einen mehr und mehr herrschend werdenden Kunstgeist.

„Was hat Ihr Herr Gemahl unter der Feder?"

„Ein abendfüllendes Trauerspiel."

Es ist zum Schreien!

„Seht ihr's?" denken nun die Damen und Herren vom gemäßigten Idealismus, „seht ihr's, wie recht wir taten, wenn wir unser Geld für seidene Unterröcke, Sarotti-Schokolade und Autos ausgaben und uns vorsichtigerweise keinen Reclam kauften? Der Dichter muß arm sein; es ist so wonnig, wenn er arm und dennoch Idealist ist! Ein Dichter darf ja gar kein Geschäft machen! Darum wirkt ja das Schillerhaus so rührend, weil es so armselige Möbeln hat! Man sagt auch, den Dichtern gehe es wie den Kanarienvögeln, wenn sie zu gutes Futter bekämen, sängen sie nicht mehr."

Das aber, meine Verehrten, ist ein Irrtum. Nichts hat der Dichter weniger nötig als Armut. Goethe hatte zeit seines Lebens reichlich zu essen und sang doch für seine Verhältnisse ganz anständig. Und den größten Spaß hab' ich an einem Künstler, der von seiner Nation gebieterisch zu leben verlangt, und gut zu leben, und der solchen Leuten, die ihn nach seinem Steuerzettel und nach dem Marktwert seiner Werke beurteilen, keinen Heller erläßt! Aber wenn er nun einmal arm ist, dann verpflichtet ihn sein Adel, sich trotzdem nicht zu verkaufen, das ist die Meinung! Und ob er arm oder reich ist: wenn er mit seinem Genius allein ist und mit ihm um ein neues Werden ringt, dann gefälligst — procul negotiis! Und wenn ein armer Teufel in einer schwachen Stunde sagt: Jetzt muß ich Geld haben, jetzt will ich so etwas wie „Dolly" oder „Charley's Tante" schreiben, und er kommt auch zwei Tage lang ganz gut vorwärts, dann ist es wunderschön, wenn er plötzlich die Feder hinwirft, „Pfui Teufel!" ruft und nun eine „Minna von Barnhelm" oder dergleichen schafft. Das meinte ich.

Ihr Krokodilsseelen aber, die ihr so tief in ödester Sinnlichkeit steckt, daß ihr eher tausend Mark für eine Abfütterung oder für ein paar Kleider und Hüte ausgebt als drei Mark für das Werk eines echten Dichters und dabei die Stirn habt, in Schule und Haus, Kirche und Landtag, Gesellschaft und Versammlung vom Schillerschen Idealismus der Gesinnung zu schwögen und ihn anderen noch vorzuhalten, weicht um Gotteswillen weit und schnell von diesem großen Schatten, daß ihr ihn nicht beleidigt durch eure zudringliche Brüderlichkeit!

„Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleißig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare — fallen auf die Knie, damit sie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Aug' von dem Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perücke frisiert ist. — Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen, und klatschen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht —"

Das geht auf euch, Verehrteste. Und eure verlogene Schillerei und das ewige hohle Nachtreterpathos jener Dummen, die nie begreifen, daß man einen Großen nicht einholt, indem man ihm nachläuft: die sind schuld daran, daß selbst bessere Köpfe und Herzen unter den Jungen das Schillersche Pathos für unwahre Phrase halten konnten. Ihr habt ihnen den Schiller verekelt, so sehr, daß sie wahres und falsches Pathos nicht mehr unterscheiden konnten.

Wenn etwas wahr gewesen ist von dem, was mein Kinderherz ergriffen hat, so ist es die Schillersche Dichtung gewesen. Ich saß dabei, wenn sie die Bücher aufschlugen, in denen vorn die Brustbilder der Dichter auf Wolken thronten, sah und hörte, wie sie die breitbeschwingten Worte sprachen, Flammen in den Augen, jene jungen Flammen, in denen schon so oft der Plunder einer verdorrten Welt verbrannte. Und ich behielt — wie es in der Bibel so wunderschön heißt — alle diese Worte und bewegte sie in meinem Herzen.

Und eines Sonnabends — es ist mir noch wie heute; ich mochte 13 Jahre zählen — als ich unversehens über den

„Tell" geraten und zur Stauffacherschen Rütlirede gelangt war, einer fast unheimlich aufwühlenden Rede, wie sie nur noch Shakespeare seinem Marc Anton geschrieben hat —: da „riß der Mut mich blindlings fort", ich mußte laut lesen und las das Stück zu Ende, und es mußte auch Wahrheit in meinem Lesen und im Beben meines Herzens sein; denn meine neben mir sitzende Mutter hielt ganz still, und als ich aufhörte und wir beide schweigend vor uns hinsahen, da schlug es halb zwei Uhr in der Nacht.

Und dann fing's an mit dem Vorlesen bei den drei Schulkameraden am Sonntag, den ganzen dramatischen Schiller, den ganzen dramatischen Goethe, den ganzen Shakespeare, und wieder mußte die Kunst dieser Männer und mußte meine Begeisterung echt sein, herzlich echt; denn sie haben mich nie hinausgeworfen, obwohl sie die Stärkeren waren, nein, immer mehr wollten sie hören. Und als mir der Lehrer, der mir aus besonderer Güte und Liebe Privatstunden gab, eines Tages die „Räuber" vorlegte und ich aus meiner fünfzehnjährigen Seele die ganze abgründige Bosheit Franzens heraufholte und meinen heißen Ingrimm über das „schlappe Kastratenjahrhundert", da sah er mich mit seinen großen, altpreußischen Augen an und bat mich ganz besorgt, ich möchte mich nur nicht zu sehr erregen. O ja, es muß so etwas drin sein, in diesem Schiller ...

Dann kam auch die Zeit, da ich meine Sparpfennige in Büchern anlegte. Von einem Karrenbuchhändler — ich lege Wert darauf, zu betonen: kein Jude! — erwarb ich eines festlichen Sonntags Schillers Gedichte für siebzig Pfennige. Ich war glücklich und gerührt. Nun besaß ich sie! Und für siebzig Pfennige! Ist es möglich, daß man solch ein Buch für siebzig Pfennige kaufen kann?! Es war eine Reclamsche Ausgabe; ich blätterte darin und entdeckte bald, daß man dieselbe Ausgabe neu für sechzig Pfennige kaufen könne. Das wahre Pech eines Schillerbegeisterten!

Wenn man auf den tausend Gebieten des Lebens tausend-

mal in tausendfach vergrößertem Maßstabe ebenso „hinein-gefallen" ist, dann kommt eine Zeit, da man die Entzückungen seiner Jugend an Laura und andere Gestalten und Ideale schmäht, verlacht, vielleicht gar haßt und den Schiller nicht mehr mag. Man glaubt dann, man sei schon ein Mann, ist aber nur ein umgekehrter Jüngling. Bei den Philosophischen dauert es aber nicht lange, bis sie *wirkliche* Männer werden. Dann können sie wieder den Schiller lesen und gerade seine *ersten* Gedichte, seine *ersten* Dramen! Bei den pathetischen Verstiegenheiten lächeln sie; aber nicht mit Geringschätzung, vielleicht mit Traurigkeit, gewiß mit Ehrfurcht. Soviel hat der „wirkliche Mann" wenigstens vom Sinn des Lebens *begriffen*: daß Ungestüm und Überschwang der Jugend genau so notwendig und heilig ist wie die Ruhe des Mannes und die Bedächtigkeit des Greises. Ohne Begeisterung geht man nicht freiwillig in den Krieg. Und die Jugend *muß* in den Krieg, in den erbitterten Kleinkrieg gegen die harten, heimtückischen Tatsachen des Lebens, in den Krieg, aus dem wir mit wenigen Ausnahmen zurückkehren, aber keiner ohne Wunden und schmerzende Narben. Wenn die Jugend nicht selbstvergessen hinausstürmt in den Krieg mit dem Leben — dann wehe der Welt!

Aber nicht nur Ehrfurcht vor der Jugend erfüllt den Schiller lesenden Mann, auch Ehrfurcht vor dem größten Pathetiker der Weltliteratur erfüllt ihn. Man kann einen Pathetiker nicht täglich lesen wie Goethe und die Natur. Aber man kann Schiller von Zeit zu Zeit immer wieder lesen. Denn er ist nicht nur der *größte* Pathetiker, sondern ein *großer*. Dies aber ist er, weil in seinem Pathos nicht nur Gefühle, sondern auch Gedanken leben, Gedanken, die eine ganze Seele in Schwingung versetzen. Gefühl ohne Gedanken wird auf die Dauer fade; daß sie *beides* hatten, das machte die großen Dichter groß. Der Dom des Schillerschen Pathos steht noch heute, weil sein herrlich geschwungenes Gewölbe gestützt wird von mächtigen Gedankenpfeilern.

Du aber, Schiller verachtender Mann mit dem „Ernst des Lebens", der das Pathos verachtet, weil es oft vor der Vernunft nicht besteht — was ist denn Pathos? Pathos heißt Leiden. Ich möchte das so verstehen, daß wir pathetisch werden, wenn etwas so groß oder so schön vor unsere Seele tritt, daß wir unter der Gewalt des Eindrucks leiden. Ja, auch das Schöne kann mit so gewaltiger Hand in unser Herz greifen, daß es weh tut. Hast du das je erfahren? Nein? Und dein Herz ist nie ertrunken in seinem eigenen Überfluß? Der quellende Jubel deines Blutes erstickte nie die Sprache deiner Vernunft wie Tränen die Stimme?

Armer Mann! Ich jauchze noch heute mit dem „Lied an die Freude" wie mit einem Sturm, der durch Flammen fährt.

Heimkehr in die Stadt.

(Aus einem Briefe.)

Lieber Edgar!

Wenn ich nun ein Nachbeter und gedankenloser Mensch wäre, so würde ich folgendermaßen anfangen:

„Aus der köstlichen Frische und Schönheit des ländlichen Aufenthalts, aus der Umgebung friedlicher und harmloser Menschen zurückgekehrt in den schwülen, giftigen Brodem der Großstadt mit ihrem gierenden Hasten und Jagen und —" . . .

na — und so weiter.

So pflegt man doch zu schreiben, nicht wahr? Nun, ich denke gar nicht daran, zu „pflegen". Erstens, weil jeder schöngeistige Hausknecht so etwas behauptet, und zweitens, weil es eine niederträchtige Heuchelei ist.

Drei Vierteljahre tun sie sich gütlich an den Freundlichkeiten der Großstadt; dann gehen sie, auf die Großstadt schimpfend, für drei Monate auf die Berge oder ans Meer, springen über Gletscherspalten oder backen Sandkuchen, kehren dann in die Großstadt zurück und wundern sich, daß sie braune Backen haben, die Gänseleber wieder viel besser vertragen als zuvor und so recht mit neuen Kräften auf die Großstadt schimpfen können.

Halt, meine Verehrten: das ist nicht in der Ordnung!

Steigt ein Vierteljahr lang täglich zehnmal auf den Stintfang, rudert dann bis Blankenese hinunter und laßt zur Abwechslung regelmäßig auf dem Heiligengeistfelde einen Drachen steigen, anstatt in Schreibstuben und Nachtkaffeehäusern

zu sitzen, und ihr werdet staunen über eure braunen Backen und eure grünen Triebe!

Scherz beiseite: auch ich finde, daß es doch besser ist, ins Berner Oberland oder ans Nordmeer zu gehen. Ich gebe nicht zu, daß auch nur *ein* Mensch die reine, unberührte Natur und ihre kulturentrückte Größe mit innigerem Herzen liebte als ich. Wenn *einem* das Herz glüht und blüht zwischen Felsenwänden und auf der Meerflut, wenn es *einem* schwillt und sich dehnt im Angesicht der stillen Heidewelt, dann bin ich's. Ich liebe das Gebirge, ich liebe das Meer, ich liebe den Wald, ich liebe vielleicht am meisten den verschwiegenen Weg in Feld und Weide, wo Natur sich zu mir gesellt und ein Stück Weges mit mir wandelt in den Abend hinein . . . ich liebe die Welt und trage ihre sieben Farben in meiner Seele.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib' meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz.
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

sag' ich mit dem Meister Gottfried von Zürich. Also: Ein runder Kranz ist's, nicht ein kleiner Kranzausschnitt von drei Monaten Sommerfrische! Ihr sollt nicht undankbar sein gegen die Großstadt!

Edgar, du, der du an meinem Arme so oft die breiten Blumenpfade der Großstadt gewandelt bist, auch du, Edgar, machtest in deinem letzten Schreiben gewisse Andeutungen von dem „Brodem". Edgar — alter Tartuffe!

Soll ich dir die Schlemmergefühle zurückrufen, mit denen wir auf den dicken Teppichen der Zivilisation umhergeschlendert sind? Sieh, ich kehre eben jetzt aus der Sommerfrische zurück in die runden, weichen Arme meiner Hammonia.

Stelle dir nur vor, du fährst in den Bahnhof einer Groß- stadt ein. Schon die Miene des Dienstmannes, der an der Wagentür wartet, sagt dir: du wirst erwartet, du wirst emp- fangen, du bist willkommen. Deine Koffer werden dir ab- genommen und befördert, wohin du willst. Du siehst dich um: eine ragende, eisendröhnende Halle mit bunten Glas- fenstern, ein weiter, hallender Tempel der raumbezwingenden Gottheit. Du willst ins Freie: die ganze Anlage ist so klar, so einfach, so übersichtlich; zuvorkommende Schilder, höfliche Anschläge zeigen dir so deutlich den Weg, daß alles ängst- liche Irren und Verirren dir erspart bleibt; die allgegen- wärtige Hand der Kultur geleitet dich sorglich hinaus. Du willst in die Stadt fahren —

Freund, gedenke der Fahrgelegenheiten in der Sommer- frische! Du willst mit einem schweren Koffer abreisen; dein Wirt erklärt mit Grinsen, daß er seine Wagen und Pferde schon vergeben habe; die Bauern der nächsten fünf Dörfer bemerken, daß sie ihre Pferde zur Ernte gebrauchen — das ist ihr gutes Recht — aber sie grinsen dabei vor Vergnügen, das ist überflüssig. Du findest endlich einen, der seine Pferde nicht braucht; er fährt dich; du fragst nach dem Preise, und dieser unverdorbene Landbewohner streckt dir die biedere Rechte entgegen und fordert für eine Stunde Weges mit erstaun- licher Sommerfrische nichts als 20 Mark. Er grinst dabei wieder in unnötigster Weise. Du wagst die schüchterne Be- merkung, daß dir der Preis etwas hoch vorkomme, worauf der idyllische Mann mit jener erwähnten Art des Lächelns bemerkt, du könntest ja ein andermal mit einem andern fahren.

Zurück, zurück, teurer Freund, in die Großstadt! Also: du trittst vom Bahnhof ins Freie, du zwinkerst in dem hellen Sonnenlicht einmal mit den Augen, und drei Droschken fahren vor, obwohl du nicht schielst. Du wirst eben auch hier er- wartet. Du mietest nur einen Kutscher und die andern beiden sind wohlerzogen genug, nicht zu schimpfen. Dein

Kutscher bedient dich mit Gewandtheit und Höflichkeit, und die Fahrt geht los. Wie in einem Kahn auf freundlich bewegter Welle fährst du über die Flut des Großstadttreibens wohlig und leicht dahin. Du bist in der Menge — und doch allein in deinem hübschen rollenden Häuschen. Du gleitest über der Menge dahin mit Gefühlen der Unnahbarkeit, und was hindert dich, daß du dich für einen König hältst, der es schon lange nicht mehr nötig hat, zu regieren, und den die Menge nur deshalb nicht grüßt und bejubelt, weil er sich auch ohne das sehr wohl fühlt?!

Du willst aussteigen und bezahlen. Du brauchst dich nicht über eine unverschämte Forderung zu ärgern. Die Wagenuhr zeigt dir, was du schuldest, und grinst nicht. Du zahlst, und während du dem Manne ein Trinkgeld in die Hand drückst, scheint ein Segenswunsch für dich und deine nachgeborenen Geschlechter seine Züge zu verschönen . . .

Hier seh' ich dich wieder spöttisch lächeln über meine Dankbarkeit für gute Behandlung durch Kellner, Kutscher, Schaffner usw. Es ist wahr, wenn ein Schaffner mich mit der echten Höflichkeit des Herzens um meine Fahrkarte bittet, dann werde ich weich, sage: „Hier, mein Herr!", biete ihm meine Zigarrentasche, betrachte während der ganzen Fahrt diesen gebildeten Mann als meinen Freund und begrüße ihn, wo er erscheint, mit einem liebevollen Blick des Einvernehmens. Ich bin so empfindlich gegen „Behandlung", selbst im feinsten Speisehaus ist mir das Erfreulichste eine zarte, geschmackvolle Bedienung, und eine unaufdringliche Zuvorkommenheit kann mich zu sehr guten Weinen hinreißen. Und — gib einmal acht darauf: Je größer die Stadt und je höher die großstädtische Bildung entwickelt ist, desto mehr bildet sich mit Notwendigkeit — eine allgemeine Höflichkeit nicht nur — nein, Freundlichkeit, Milde, fast möcht' ich sagen: Güte heraus, und nur die hoffnungslosesten Gasthofsesel behandeln noch den Gast zu 20 Mark schlechter als den zu 1000 Mark, um recht bald Pleite zu machen. Weil ihre

1000 Mark-Höflichkeit eben auch nicht die echte ist. Du weißt auch, mein Edgar, wie fabelhaft unangenehm ich werden kann bei schlechter Behandlung. Und das halt' ich für das rechte Verfahren im großstädtischen Verkehr. Laßt uns, meine Brüder, wo wir zu Hunderttausenden beisammen wohnen, das schwere Leben uns leicht machen, indem wir einander tragen und ertragen in Höflichkeit und Güte, laßt uns zuvorkommend sein gegen Oberkellner, damit wir Nachsicht von ihnen erfahren; laßt uns aber auch, sobald ein Mensch nur den Versuch zu einer rüpelhaften Miene macht, ihm den schuldigen Taler so nahe unter die Nase halten, daß er die Faust wittert.

Du bist vor einem Wäscheladen abgestiegen, weil du deine Bekleidung in etwas erneuern möchtest — —

Freund! Ruf dir zurück, was es bedeutet, auf dem Lande einen Kragen oder eine Bluse deiner Frau waschen zu lassen! Bedenke, daß die alte Waschfrau, die für die Kurorte des betreffenden Regierungsbezirks die „feine Wäsche" übernimmt, deinem Dienstboten kaltlächelnd erklärt, daß sie Kragen und Blusen in 14 (vierzehn) Tagen schicken werde. Bedenke, daß sie nach 14 Tagen nicht kommen, daß dann deine Frau hingeht, die Wäsche in unverändertem Zustande vorfindet und von der Wäscherin die Versicherung erhält, daß sie sich bemühen werde, die Wäsche ausnahmsweise nach weiteren 14 Tagen zu liefern. Bedenke, daß nach diesen 14 Tagen die Wäsche keineswegs eintrifft, daß du dann selbst hingehst und sie günstigenfalls in eingeweichtem Zustande vorfindest, ungünstigenfalls aber bis zur Unkenntlichkeit gebügelt und mit jenen rostroten Fleckchen gesprenkelt, die den Forellen so gut stehen; daß die biedere alte Waschfrau sich alsdann für Gesteiftes und Ungesteiftes die gleichen steifen Preise bezahlen läßt und dich auf deine ernstlichen Vorhaltungen mit der Bemerkung entläßt, vornehme Leute nähmen überhaupt so viel Wäsche in die Sommerfrische mit, daß sie nicht waschen zu lassen brauchten.

In einer einzigen Straße bietet die Großstadt dir in schim-

mernden Läden alles, dessen du bedarfst. Du magst eintreten, wo du willst: du wirst erwartet, du bist willkommen. Mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt verkaufen dir diese Menschen das beste, was sie haben. Beim Zeus! Ich begreife diese prickelnde Lust der Frauen, zu kaufen, so lange sie Geld in der Tasche oder die Generalvollmacht ihres Mannes im Herzen fühlen! „Ich werde dies nehmen“ oder „Schicken Sie mir das in meine Wohnung“ — das spricht sich so leicht, so angenehm, gerade bei den feinsten Sachen. Wenn es dir Freude macht, so kannst du dich zum Bettler kaufen und brauchst nur ein paar Schritte darum zu gehen, ja brauchst nicht einmal das. Man ladet dich ein, in einem kostbaren Sessel Platz zu nehmen und breitet vor dir die Schätze Ophirs aus. Du machst eine abfällige Handbewegung, und sämtliche Angestellte sind sofort derselben Meinung. Du wirst von lauter Menschen bedient, die denselben Geschmack haben wie du und diesen Geschmack bewundern, die deine Gestalt für die wohlgebildetste halten, die sie je bekleiden durften, und die (und hier mit Recht!) erklären, daß deine Gattin in jedem Kleide aussehe wie eine Königin, in den teuersten wie eine Kaiserin. Vielleicht ist aber doch nicht alles, was du wünschest, im Erdgeschoß zu finden, und du mußt dich schon — so bedauerlich es ist — in ein oberes Stockwerk „bemühen“. Man öffnet die Tür und du besteigst den Fahrstuhl; aber zum Glück sind darin ein üppiges Ruhebett, ein paar unterhaltsame Zeitschriften und ein Spiegel, um Männern und Frauen die Sekunden zu vertreiben. All diese Behaglichkeit ist dein, du hast Anspruch auf sie, du bist Nutznießer aller großstädtischen Erleichterungen des Lebens, und du bist es in Berlin wie in Hamburg, in Wien wie in Stockholm, in London wie in Rom: der Großstädter ist ein Bürger aller Welten. Und selbst wo er nach stundenlangem Suchen nichts kauft, geleitet man ihn mit gemessenen Verbeugungen zum Ausgange und entläßt ihn mit höflichem Gruß. Die Gesichter, die man hinter seinem Rücken macht, sieht er nicht,

und wenn er sie sich vorstellt, so ist es für die gleichmütige Seele des Großstädters nur ein Vergnügen mehr.

Du trittst wieder hinaus auf die Straße und übergibst dich dem Strom der Menge. Ich weiß ja nicht, ob du es auch so machst; aber wenn ich in einer fremden Stadt weile, halte ich mir alle freund- und verwandtschaftlichen Anerbietungen von Führung durch die Stadt mit Nachtherberge, Morgenkaffee, Mittagessen und Abendbrot langgestreckten Armes fern, wenn sich nicht — was noch sicherer ist — ein vollkommenes Unerkanntsein aufrechterhalten läßt. Besonders pflege ich mich in der Erfindung sinnreicher Einwände zu erschöpfen, wenn ich es mit jener Art von Freunden zu tun habe, die den Gast in jeglicher Minute unterhalten zu müssen meinen, selbst während des Mittagsschlafes. Edgar, gibt es denn wohligere Lust, als sich tagelang steuerlos treiben zu lassen auf der ewig bewegten, ewig blinkenden und doch aus der Tiefe ewig geheimnisvoll brausenden Flut des Großstadtlebens? Fühlen wir nicht hier, daß das Element, das sich „Menschheit" nennt, daß es trotz alledem und alledem unser Element ist, und daß wir in ihm leben, weben und sind? Mitten in dieser Menge, die uns in unserer einsamen Zelle so oft ein grausenhaftes Antlitz gezeigt, die uns wie eine millionenfüßige Bestie erschien, wenn blöde Schaulust, blöder Haß und blöde Liebe sie zusammentrieb, ja, der wir geflucht und von der wir uns im innersten Wesen loszutrennen gemeint: mitten in dieser lauten, wirbelnden Menge hebt die einsam dahinwandelnde Seele ein stummes Frohlocken an, und die unbewegten Lippen singen den Jubelgesang: Ja, wir sind doch ein Großes, Starkes und Schönes, wir Menschen, und werden doch einst größer werden und stärker und schöner, und fahren doch zu lichteren Gestaden! Und so viel Gemeinheit in dieser Menge ist, und so viel Dummheit (die eigentliche Gemeinheit im Weltwesen!), und so viel wir selbst in eigenster Person zu wünschen übriglassen: Alles in allem genommen, und alle Toren und alle Weisen, alle Edlen und

alle Halunken, alle Helden und alle Hanswurste mit zwei ehrlichen Armen zusammengefaßt, ist es doch eine liebe Bande, mit der wir durch einen Ursprung und ein Schicksal unlöslich verbunden sind! Und liebtest du in diesen Augenblicken nicht das Gigerl, das sich über die Bügelfalte seiner Hosen freut, wie den Arbeitslosen, der unter einer unsichtbaren, schwermütigen Last dahinschleicht, den „Heldenvater", der mit dem Blick des fluchenden Lear in den Himmel starrt, wie den Kaufmann mit den diebes- und feuerfest schließenden Lippen, der eben zur Börse geht, um große Posten Feuerwaffen nach Griechenland und der Türkei zu verhandeln, und der sich zu dieser Feier mit einem sittenstrengen Zylinder geschmückt hat? Gehst du nicht mit weit geöffnetem, liebendem Herzen durch das Gartenviertel der Stadt, wo die Menschen Sonne, Blumen und Vögel haben, wie durch die schwarzen Arbeiterhöfe der letzten Vorstadt, wo die Kinder bei ihren Abendspielen zuweilen wohl den bleichen Mond, doch nie die tröstlich schöne Sonne sehen — gehst du nicht mit gleich begreifendem Herzen vorüber an donnernden Maschinenhallen und tausendfach bewimpelten Häfen, wo die Arbeit glänzt und klingt gleich einem Feste, wie an den ewig verhangenen totäugigen Palästen des Milliardenviertels, des unzugänglichen Peking, wo der arme, übersatte Reichtum sich selbst anödet und Inzucht treibt? So viel, so viel gibt uns die Großstadt, das mit e i n e r Seele zu umspannen und in e i n Herz zu fassen ist. Kannst du zweifeln, ob die Großstadt uns reicher mache als das ausgedehnteste Rittergut im Kranze meilentiefer Wälder?

Und sehen wir ab von der alles verstehenden Liebe — ist hier nicht Fülle der Schönheit für den Genießenden? Soll ich dich — um nur von den Ländern deutscher Zunge zu reden — an Wien erinnern und an die Ringstraße, diese unbeschreiblich schimmernde Perlenkette am Halse einer Königin? Soll ich dich an München erinnern, daß dir zu jeder Maß Bier ein Edelstück der Gotik, der Renaissance, des Rokoko, des

Barock auftischt, ganz nach Belieben!? An Dresden, das einen großen Garten von Bäumen und einen großen Garten von Palästen hat, die sich im Elbstrom spiegeln, aber zu stolz sind, ihres Spiegelbildes zu achten? An Berlin, dessen festliche „Linden", dessen ganze Friedrichstraße ein Gesicht tragen, als zöge jede Viertelstunde ein großer Friedrich ein nach siebenjährigem Kriege? Oder an unser Hamburg, wo du, vom Hafen heraufkommend, in der Seele noch den Blick in jenseitige Welten, eintrittst in die Vorstadt des schäumenden Vergnügens, die am dunkeln Abend von der herrlichen Straßenbahn wie von einer sieben Stunden langen, in allen wunderschönen Farben glühenden und sprühenden Riesenschlange durchzogen wird? Oder wo in später Nacht, wenn der tote Mond durch tote Straßen geht, jahrhundertalte Kaufmannshäuser und Speicher mit seltsamen Gesichtern in bleiernstille Kanäle hinunterstarren und oben aus den Luken die Winden hervorragen wie lange Prokuristennasen, die nächtlichen Einbruch wittern? Gedenkst du noch, Freund, wie wir siebzehnjährig, achtzehnjährig nächtens so oft durch die eigentümliche Romantik dieser Straßen mit ihren düsteren Kirchen und Patrizierpalästen gewandert sind, aus dem Theater kommend, die Empfängniswonnen von sieben Tragödien und sieben Symphonien in der Brust, und wie wir in jedem schwarzen Schatten, der quer über den Weg lag, einen Dahingestreckten zu sehen vermeinten, einen Mann im schwarzen Domino mit einem Stilett in der Brust? Sage, Freund, können grünere Phantasien und Traumbilder wachsen auf Teich und Anger eines vergessenen Dörfchens, als sie uns gediehen unter den drohenden Steinmassen und den dröhnenden Glocken von St. Petri und St. Katharinen? Unsere Jugend war ein Idyll zwischen Steinmauern und Eisenpfeilern, und noch gestern, als ich durch vertraute Straßen heimwärts schlenderte, genoß ich dieses Idyll in seinen verglühtesten Farben und seinen verlorensten Klängen.

Und als ich wieder daheim war und in meinen alten Stuhl

und in meinen abendlichen Traum versunken war, da klang wieder die Musik aus dem obersten Stock meines Hauses. Eine alte, vornehme, sanfte Dame spielte dort oben. Es ist Musik, wie sie in alten, hohen, dunkeln Patrizierräumen mit langen dunkeln Vorhängen in letzter Dämmerung klingt, in Räumen, in denen ein altes hohes Leid, eine große, adelige Schuld umgeht.

Seltsam, wie solche Musik, durch die Mauern und Böden eines Hauses gedämpft, zu unserer innersten Seele spricht. Hast du's je empfunden? Es ist wie redende Erinnerung. Suchst du mit dringendem Blick das Gesicht der Erinnerung, so stammelt sie abgebrochene Laute und verschwindet; aber wenn du die Augen schließest und sie hinter dichten steinernen Schleiern spricht, redet sie willig und lange zu dir. Ich wohnte einst in einem Hause, in dessen Keller sich eine Fuhrmannsschenke mit einer Spieldose befand. In der Nähe war diese Spieldose gewiß so nichtswürdig wie jede andere ihres Geschlechtes; aber in mein Zimmer hinauf klang sie wie Harfen, die mir das verklungene Lied meines Lebens sangen.

Ich trete auf den Balkon und sehe im Spiegel der Glastür das gewohnte liebe Bild: ein hingehauchtes, schwebendes Bild von einer ernsten Kirche, einem großen Platz und einem breiten Kanal, und über Platz und Kanal und Kirche eine große Ruhe und eine erhabene Freiheit wie nach einem Tag des Sieges. Sage, Freund, wo auf dem Lande kann ich solch eine Glastür haben?

Ich setze mich. Hinter dem kleinen Säulenumgang auf dem Dache des gegenüberliegenden Hauses steht am hellen Himmel der Mond, blaß, tiefäugig und in sich gekehrt wie ein unbeachteter Dichter. Unsere Blicke verketten sich, und ich höre das ewige Brausen der großen Stadt.

Es ist eines Stromes Brausen.

Ihr kleingläubigen Menschen, die ihr euch verlassen wähnt, wenn das Leben weitergeht, die ihr so unnötig jammert und

klagt, wenn das fröhlich kreisende Leben fröhlich gebiert, die ihr Angst, Beklemmung, Tod und Untergang fühlt, während die erfindungsreiche Menschenseele Neues ersinnt, Neues bildet, Neues genießt und aber Neues ahnt! Ist denn Kultur nicht auch Wille der Natur? Sind wir denn nicht Natur und könnten wir etwas gegen ihren Willen? Fürchtet ihr wirklich, der Natur könnten die Gedanken ausgehen, wenn sie so rastlos weiterschafft? Meint ihr, daß sie für Glück nicht freieres Glück hätte, für Frieden nicht tieferen Frieden, für Treue nicht echtere Treue, für Reinheit nicht lichtere Reinheit? Überallhin bringt das Menschenherz seine Dichtung, der Menschengeist seine heitere, trauliche Flamme mit. Auch im Wirbel des Großstadtlebens ist Ruhe und Schönheit, Reinheit und Friede, Glück des Besitzes und der Hoffnung.

Ihr habt den ganzen Tag das Rauschen der Großstadt im Ohre und hört es nicht. Schließt einen Augenblick die Augen und tut die Ohren auf. Hört ihr's nun?

Es ist eines Stromes Brausen. Es ist kein sinnloser Wirbel und Schwall: es ist ein rastloses Vorwärts, ein ununterbrochener Drang ins Weite. Er trägt uns von dannen und trägt uns einst ins Meer. Ins freie Meer . . .

Der Pudding.

Was ist ein Pudding?

Das Wörterbuch sagt: „Eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter."

Unsinn. Ein Pudding ist ganz was anderes. Ich will versuchen, darzustellen, was ein Pudding ist, wenigstens eine annähernde Vorstellung zu geben von dem, was ein Pudding ist.

Es hat damit folgende Bewandtnis:

Eines Tages, so um zwölf Uhr, wenn ich in meinem Arbeitszimmer, tief in meinem Stuhle sitzend, auf den Bergen meiner Träume wandle, wo die Freiheit ist; wenn der „Zutritt Unbefugten strengstens untersagt" ist — und Befugte gibt es in diesem Bezirke nicht — dann wird mit stürmischer Gewalt die Tür aufgestoßen, daß sie gegen die Wand schlägt, ein Purzelchen mit krallblauen Augen springt mit beiden Füßchen zugleich herein, ruft mit der schönen Dreistigkeit des dritten Lebensjahres in meine Weltentrücktheit hinein:

„Du — heute diebt es Puddich!" und ist wieder weg. Die Tür läßt sie natürlich offen.

Also heute gibt es Pudding. Das stößt allerdings die Ordnung des Tages um. Ich wollte eigentlich heute den Grund zur modernen Tragödie legen oder auch einige sehr neue und aufhellende Gedanken über das Verhältnis der Erscheinung zum Ding an sich formen; aber da es Pudding gibt, muß ich in die Küche. Das ist ein unumstößlicher Brauch, dessen Bruch so ungereimt erscheinen würde wie etwa der Einfall, bei meinem eigenen Begräbnis fehlen zu wollen. Die

Bereitung eines Puddings ist nach dem Gefühle meiner Kinder eine Handlung, der auch das Familienoberhaupt durch Anwesenheit seine Achtung zu bezeigen hat. Ich gestehe, daß ich diesen Zoll der Ehrerbietung mit Freuden bringe. Einmal habe ich eine aufrichtige Achtung vor einem guten Pudding; ich hoffe noch Gelegenheit zu finden, mich wegen dieses Geschmackes zu rechtfertigen. Sodann habe ich aber eine noch viel, viel größere Achtung vor der Freude eines Menschen, besonders eines Kindes, und ganz besonders von fünf Kindern.

Am Tage des Puddings werden in der kleinen Küche nicht nur diese fünf Kinder, sondern sogar der Gatte geduldet. Die Mama, die sonst die Topfguckerei nicht liebt — was ihr jeder Künstler nachempfinden kann — sie erweitert, von der feierlichen Größe dieses Tages gehoben, ihre unendliche Geduld auf das Dreifache der Unendlichkeit. Daß dieser Aufwand nötig ist, das wird jeder zugeben, der da weiß, daß Kinder nicht nur sehen wollen, wie die für den Pudding bestimmten Mandeln enthäutet werden, sondern daß jedes der fünf genau sehen will, wie jede der Mandeln enthäutet wird, daß sie nicht nur sehen wollen, wie Eiweiß zu Schneemus geschlagen wird, sondern daß sie jede Stufe der Entwicklung mit sämtlichen Übergängen eingehend beobachten wollen — und sich somit — diejenige der Mutter eingerechnet — gleichzeitig sechs Nasen über der Schüssel befinden.

Es tut mir leid; aber ich muß hier ausholen zu einer „theoretischen Erörterung". Ich sehe nämlich auf den Gesichtern einiger Leser ein erhabenes Staunen darüber, daß man einem Pudding eine solch' angespannte Teilnahme entgegenbringen kann. Diese Leser gehören — mit Erlaubnis — (ich nenne ja keine Namen!) — zu jenen nicht seltenen Mündigkeitspharisäern, die ihre eigene Kindheit vergessen haben. Ich erkläre es geradezu für eine der allerbeständigsten Naturerscheinungen, daß Kinder zu solchen Dingen wie Schokolade, Marzipan, Zuckerstangen, Puddings, Apfelstrudeln, Schlagsahne und Limonaden eine unvergleichlich größere Zu-

neigung haben — ich sage nicht: als zu ihren Schulaufgaben; wir wollen uns nicht mit Selbstverständlichkeiten aufhalten — aber als zu solchen Genüssen wie Paprikaschnitzeln, Gulasch, Rollmöpsen, Pfeffergurken, Grätzer Bier und Doppelkümmel. Und allerdings ist nun die mit den Jahren der Reife anhebende Entwicklung von der Zuckerstange zur Salzstange, von der Mandelmilch zum Grog von Arrak eine ebenso regelmäßige Erscheinung. Aber ich vermag in solcher Entwicklung durchaus keinen Grund zu erkennen für einen Hochmut, der fast an das Selbstbewußtsein eines Menschen mit modernem Geschmack erinnert, der alle diejenigen verachtet, die sich nach fünfstündiger Wanderung auf einen Stuhl niederlassen, der kein Empirestuhl ist. Um so weniger soll man sich auf seine Geschmackswarzengewöhnung etwas einbilden, als — wie wiederum eine unzweifelhafte Erfahrung lehrt — in späteren Jahren gewöhnlich eine Rückentwicklung zur Zuckerstangen- und Marzipanweis', zu jener auch von Fritz Reuter betonten „Süßmäuligkeit" der Greise eintritt und sich also — entsprechend dem Gleichlauf in der Entwicklung der Einzelseele und der Weltseele — schon in den Grenzen eines Lebens jener Kreislauf der Erscheinungen vollzieht, der dem Kulturgeschichtschreiber den Stoff und den Anlaß zu einer „Geschichte des Geschmacks" gibt. Wir leiden alle — ein so vortreffliches Holz das Mahagoni ist — unter der unduldsamen, blindwütigen Mahagonie gewisser Kunstgewerbler; die Rechtgläubigkeit des Salzstangentums ist aber kaum weniger abgeschmackt. Die überlegenen, allseitigen Persönlichkeiten haben sich auch immer darin bekundet, daß sie den Manieren und Moden ihrer Zeit nicht mit Hochmut nachliefen und diese ununterbrochene Beschäftigung als ununterbrochenen Fortschritt auffaßten, sondern das Echte, Starke und Schöne aus allen Zeitläuften der Welt und ihres eigenen Lebens (den gegenwärtigen eingeschlossen) erkannten, liebten und genossen. Und darin immerhin glaube ich Vorbild zu sein, daß ich Grog und Kuba-Importen vertrage und schätze und mir gleichwohl

eine schöne, kindliche Unbefangenheit bewahrt habe gegenüber der Schlagsahne und dem Rosinenpudding. Seien wir wenigstens hierin Renaissancemenschen!

Zum Punkte Rosinenpudding! Die Bereitung dieses Meisterstückes der Kochkunst ist auch darum für die ausführende Künstlerin mit starken Schwierigkeiten verknüpft, weil sie fortgesetzt unter dem fühlbaren Druck einer die umgebende Luft erfüllenden Spannung arbeiten muß. Die Anziehung zwischen den Rosinen und Mandeln einerseits und den Mäulern andrerseits wächst von Sekunde zu Sekunde; positiver und negativer Pol nähern sich einander immer bedenklicher, und jeden Augenblick kann an irgend einer Zungenspitze eine Entladung stattfinden. Die Kleinen bekommen nämlich ihren Zoll von den Rosinen, den Mandeln, dem Zitronat und allen sonstigen im rohen Zustande genießbaren Bestandteilen. Es ist sehr wohl möglich, daß ohne diesen Umstand die Anteilnahme des Kreises minder stark wäre. Auch wir Erwachsenen pflegen ja an solchen Handlungen erhöhten Anteil zu nehmen, bei denen etwas für uns abfällt. Ich weiß, meine Herrschaften, ich weiß. Sie ist erzieherisch verdammenswert, diese Vorwegnäscherei. Ich hoffe, Sie dadurch zu befriedigen, daß ich Ihnen darin sofort recht gebe, Ihnen erkläre, daß Sie mir aus der Seele sprechen und daß Ihr Standpunkt der meine sei, voll und ganz. Aber sie eine Stunde lang zuschauen lassen und ihnen kein Bröckchen hinwerfen, das würde uns genau so herzlos erscheinen, wie wenn man vor den Raubtierkäfigen eines Tiergartens ein offenes Schlachthaus errichtete und die schönsten Ochsen vor den Blicken der Tiere zerlegte, oder wie wenn man vor den Augen eines unparteiischen englischen Kabinetts ein Stück Land aufteilte.

Ich weiß, welche Gefühle die Brust eines Menschen bewegen, der der Bereitung irgend eines leckeren Puddings beiwohnt, von dem er zuweilen vorher, zuweilen nachher und zuweilen überhaupt nichts bekommt. Ich bin ein Kenner in

solchen Zuschauergefühlen. Ich weiß zum Beispiel mit voller Bestimmtheit, daß der Junge in diesem Augenblick, als seine Mutter die 12 Eidotter, die 5 Löffel Zucker, das Pfund Rosinen, die 30 Mandeln und den Zitronat in einem Asch durcheinanderrührt, daß er denkt: „Das so auslöffeln dürfen! Diesen Inbegriff, dieses reinste Wesen des Puddings so allein in sich aufnehmen können!" (Natürlich hat er diese Worte nicht; aber er hat den Begriff.) So wie der Junge denke ich nun nicht; wenigstens könnte ich es nicht ohne Schaudern; aber ich verstehe ihn; denn einst, o Wunder, war auch ich ein Knabe. Daher verstehe ich auch so gut, was das eine von den Mädeln meint, als es angesichts des fertigen Teiges seine Mutter fragt, ob nun wohl eigentlich so dieser Teig auch schon eßbar sei. Sie gibt sich dabei die anerkennenswerteste Mühe, der Frage durchaus ihren rein wissenschaftlichen, rein akademischen Charakter zu wahren, indem sie ein ausschließlich geistiges Gesicht macht; aber dank jenem eigentümlichen Blicke, mit dem wir um die Ecke und hinter ein rein geistiges Gesicht zu sehen vermögen, erkennen wir auch sogleich, daß auch dieser theoretischen Frage, wie so vielen anderen, ein praktischer Wunsch zugrunde liegt, der Wunsch nämlich, das schrecklich zeitraubende Verfahren des Kochens unnötig zu machen.

„Aber Irene!" ruft meine Frau. „Welche Idee! Den rohen Teig wolltest du essen?"

„Ich?! — Nein, Mama, ich ganz gewiß nicht; ich meine nur, ob man ihn essen kann, wenn man es will; ich will es natürlich nicht!"

Aber es hilft alles nichts; er muß doch erst auf den Ofen. Sobald er im Topf und der Deckel geschlossen ist, fragt das Kleinste:

„Is er nu ferdig?"

Diese Frage wiederholt es während der nächsten halben Stunde etwa fünfundzwanzigmal, bis es die Geduld verliert, zu weinen und endlich zu strampeln anfängt („Ich will aber

Puddich hab'n — n — n — n — n usw.“), in eine Stube für sich kommt, sich ausweint, den Daumen in den Mund steckt, den Kanarienvogel gewahr wird, sich in ein Gespräch mit ihm vertieft und den Pudding vergißt. Vorübergehend wenigstens.

Die andern müssen an die Erledigung ihrer Arbeit gehen. Sie tun es mit einem letzten, langen Blick nach dem inhaltschweren Topfe.

Der Pudding, und zwar sowohl der eigentliche, schwerere Pudding, als auch seine leichtere Abart, der Flammeri, ist in rein geistiger Beziehung kein besonders zuträgliches Gericht, solange er noch nicht gegessen ist. Er zeigt bei lernenden Kindern die Neigung, sich unter die Formeln der Raumlehre, unter die Klassen des Linnéschen Systems und sogar unter die deutschen Kaiser zu mischen, und so ist es verständlich und daher verzeihlich, daß mein Junge einmal in der englischen Stunde das Gewieher der ganzen Schulklasse auf sich gezogen hat durch die Konjugation

I am putting
you are putting
he is putting
wir essen Pudding
ihr . . .

Weiter ist er nicht gekommen. Es war einer jener bösen Fälle, die man in der Seelenkunde als „sich kreuzende Vorstellungsreihen“ bezeichnet und die bei den Lernenden mit Recht berüchtigt sind. Daß andrerseits der Pudding in spe über manches hinweghelfen kann, zum Beispiel über die Wechselrechnung, über die Kongruenzsätze und selbst über die Geschichte der sächsischen Kaiser, indem er alle diese Dinge in eine gleichmäßig versöhnende und verschönende Stimmung hüllt, das ist nicht zu leugnen; aber eben dies sind Wirkungen, wie sie die Lehrer im allgemeinen nicht wünschen. Dagegen ist die sittliche Bedeutung des Puddings

über jeden Zweifel erhaben. Er wirkt vortrefflich, wenn man ihn als Lohn für anständiges Verhalten bekommt; er wirkt aber einfach unvergleichlich als Strafmittel, wenn man ihn nicht bekommt.

„Du weißt doch, daß es heute —"

Das genügt vollkommen. Das wirkt veredelnd wie Ceres im „Eleusischen Fest". Vorausgesetzt natürlich, daß man im Ernstfalle seine Drohung wahr macht. Andernfalls ist unter „Erziehung" bekanntlich überhaupt eine anhaltende stürmische Heiterkeit zu verstehen, die sich die Kinder auf Kosten der Eltern gestatten. Die öftere Bereitung eines Puddings ist somit schon aus Gründen der Erziehung zweckmäßig und geboten. Er bändigt Tigernaturen und macht Menschen aus Kindern.

Freilich kann es einem auch geschehen, daß der Spieß umgedreht wird. Wenn ich die Kleinste — sie heißt Lore; aber weil sie sehr rote Wangen, sehr blaue Augen und eine sehr umstürzlerische Gemütsart hat, so nennen wir sie die Trikolore — also wenn ich die Trikolore auf meiner Schulter reiten lasse und nicht ununterbrochen Galopp laufen will, erklärt sie einfach:

„Denn triegst du heut' Mittag tein' Puddich!"

Wenn ich dann aber das nächtliche Klagegeheul eines frierenden Steppenhundes anstimme, nimmt sie ihre Drohung, im Innersten ergriffen, schnell zurück.

Die Stunde rinnt auch durch den rauhsten Tag, und auch der größte Pudding wird einmal gar, trotz aller Kinderreden, die auf den seltsamsten Umwegen immer wieder auf ihn zurückkamen und ihn wohl in seiner Werdestimmung hätten stören können. Die Enthüllungsfeier findet wieder unter ungeheurem Andrang des Publikums statt. Einen Augenblick drückt bangende Erwartung auf die Gemüter.

Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Aber nein: jubelnder Zuruf begrüßt ihn, der sich „blank und eben aus der Hülle schält“ wie ein frisch von der Fabrik gekommenes Kriegerdenkmal!

Dann folgen noch leidige 20 Minuten. Warum die Menschen eigentlich Suppe, Fleisch und Gemüse essen, wenn sie Pudding haben können, das ist unerfindlich. Und diese Erwachsenen scheinen nicht einmal zu heucheln; dergleichen Dinge scheinen ihnen wirklich zu schmecken.

Unsere Kinder haben heute gar keine Eßlust, weder auf Suppe, noch Fleisch, noch Gemüse.

„Kinder, euch allen scheint heute nicht wohl zu sein; ihr solltet lieber keinen Pudding essen.“

Der Politiker wird wissen, was ein Entrüstungs- und Proteststurm ist. Nur ist die Erregung bei geistigen Fragen nie so grundaufwühlend wie bei stofflichen. Die Teller tanzen auf dem Tisch.

Endlich kommt der Augenblick von einschneidender Bedeutung. Wenn sie Fische wären, würden sie in diesem Augenblick jene schnalzende Bewegung mit dem Schwanze machen, die bei diesen Tieren einen Höhepunkt der Lebenskraft bedeutet. Jedes bekommt sein Teil vorgelegt, und dann — tritt Schweigen ein.

Schweigen, wie es sonst nur bei großen tragischen, bei den erhabensten und erschütterndsten Wirkungen eintritt.

Auch mein Griffel — für solche Fälle ziemt sich das feierliche Wort „Griffel“ — soll nicht versuchen, die Gefühle der Kinder zu beschreiben. Ich werde mein bißchen literarischen Ruf nicht aufs Spiel setzen, indem ich die Dinge zu schildern unternehme, die die größten Meister mit kluger Selbstbeschränkung umgehen.

Erst nach einer beträchtlichen Weile löst sich von einem Paar Lippen ein zärtlich gehauchtes

„Mutter, wie schön!“

Und erst ganz allmählich greift eine unbefangene Betrachtung Platz, die schließlich zu einer vergleichenden Geome-

trie des Puddings führt, indem man feststellt, wer noch das größere Stück übrig hat, wie viele Rosinen darin sind, welche Figuren diese bilden usw., bis ihnen endlich der Pudding nur noch „eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter ist" oder philosophisch gesprochen: ein „Ding an sich".

Aber was ist er ihnen inzwischen gewesen?! Was war er uns?!

Eine Verbesserung unserer schlechten Lehrpläne, ein Zuchtmittel zum Guten, ein goldener Schlüssel zum Kinderherzen, ein Tag voll drolliger Einfälle und Purzelbäume, ein Festtagsglanz in fünf Kinderseelen, zurückgestrahlt in die Herzen zweier Eltern, die sich immer wieder heimlich ins Kinderparadies zurückstehlen, sich dort ganz klein machen und mittun, bis ein komisch würdevoller Büttel, der sich „Ernst des Lebens" nennt, sie doch entdeckt und mit Geschimpfe wieder hinausjagt.

Ich habe noch nie zu einem Tage des Puddings „diem perdidi" gesagt. Er befestigt immer wieder meine Anschauungen über die Realität der Erscheinung und die Objektivität des Subjektiven. Eine „Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter" ist nichts, gar nichts; aber ein Pudding, wie wir ihn verstehen und wie meine Frau ihn macht — ja, das ist was.

Womit beileibe nicht gesagt sein soll, daß Pudding meine Lieblingsspeise wäre. Ich könnte zwanzig, dreißig Gerichte nennen, die ich lieber esse, z. B. Rebhühner mit Savoyerkohl. Aber wenn ich mir einmal etwas besonders Gutes vergönnen will, etwas absonderlich Zartes und Apartes, etwas Ergötzendes, Erfrischendes und Stärkendes, dann nehme ich meine Frau auf die Seite und sage:

„Du, mach' mal wieder 'n Pudding!"

Humor und Erziehung.

Düstere Bestien hat Goethe die Deutschen genannt. Das ist hart; aber leider ist viel Wahres daran. Nicht, daß wir nicht ganz gerne lachten, o ja; aber nachher wollen wir's nicht wahr haben, daß wir gelacht haben; wir schämen uns des Lachens; wir haben nicht den Mut, uns zur Heiterkeit zu bekennen. Wenn wir im Theater einen übermütigen Schwank sehen, so lachen wir vielleicht so herzhaft wie irgend ein anderes Volk; aber schon in der Kleiderablage leugnen wir's ab und schimpfen. Wir brauchten ja den Schwank nicht künstlerisch wertvoll zu finden; aber daß wir gelacht haben, das sollten wir eingestehen. Ludwig Fulda erzählte mir einmal, er habe eines Abends im Theater einen Berliner Kritiker gesehen, der sich über das aufgeführte Lustspiel vor Lachen schüttelte, und am anderen Morgen habe derselbe Kritiker geschrieben, er sei schon beim ersten Akte eingeschlafen, und es habe schwere Mühe gekostet, ihn am Schluß der Vorstellung wieder aufzuwecken. Das war eine allgemein menschliche Lüge; aber sie hatte ein deutsches Aroma. Nicht weil es uns an humoristischen Begabungen, nein, weil es diesen Begabungen an dem hellen, freudigen, offenen Nachhall gefehlt hat, haben wir Deutschen eine verhältnismäßig arme humoristische Literatur. Wenn der Deutsche seine klassischen Lustspiele aufzählen soll, so braucht er zwei und einen halben Finger; er nennt „Minna von Barnhelm", den „Zerbrochenen Krug" und fügt dann mit einem Achselzucken hinzu: „Na ja, ‚Die Journalisten'." Was heiter ist, das nimmt er nicht ernst.

Wie kämen ihm nun gar zwei Dinge zusammen wie „Er=

ziehung" und „Humor"! Die Erziehung ist ihm (gottlob!) eine sehr ernste Sache, darum meint er, sie nur mit ernstem Gesicht und ernster Gebärde betreiben zu dürfen, ja, diese erscheint ihm kaum auf einem anderen Gebiete so selbstverständlich und untrennbar vom Beruf wie hier. In der landläufigen Vorstellung vom deutschen Erzieher erscheint ein gewisser trockner, steifer, ja finsterer Ernst als ein ständiges Merkmal. Muß das so sein? O nein, das muß durchaus nicht sein!

Nun möcht' ich um alles nicht mißverstanden werden. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß es mit unseren Schulen, hohen wie niederen, sehr, sehr viel anders werden muß, und allem, was dem abscheulichen toten Gehirnballast, dem kasernenmäßigen Drill, der Vergewaltigung der Einzelseele, dem Gemüts- und Gewissenszwange, der Weltentfremdung unserer Schulen zu Leibe rückt, allem, was dahin strebt, aus der Lernschule eine Lebensschule zu machen, dem stimme ich nicht nur zu, nein, das ist meine eigenste Sache. Meine Hamburger Freunde und ich wollten mit unserer Forderung der künstlerischen Erziehung nicht mehr und nicht weniger als eine Renaissance der Pädagogik in jenem Sinne. Aber ich verhehle mir nicht, daß es hier (wie überall und immer) Verstiegene gibt, die bei ihrem Verlangen nach Heiterkeit und Freiheit das Maß aller Dinge vergessen. Man kann den Kindern nicht alles leicht und angenehm machen, und man kann ihnen, da sie doch unvernünftige Wesen sind, nicht jeden Zwang ersparen und jede Freiheit gewähren. Ich habe des öfteren Kinder gesehen, die nach anarchistischen Grundsätzen erzogen waren; in modernen Künstler-, Schriftsteller- und Gelehrtenkreisen hat man Gelegenheit genug dazu. Ich kann nicht behaupten, daß ich auch nur in einem einzigen Falle von den Ergebnissen erbaut gewesen wäre; ich kann wenigstens nicht entzückt sein, wenn ein Töchterchen, das von seiner Mutter einen Auftrag erhält, dieser Mutter, einer gutherzigen und freundlichen Dame, antwortet: „Ach was, tu's doch selbst!" — ich find' es abscheulich, wenn Eltern ihre Kinder tyrannisieren; aber ich ver-

mag in dem Gegenteil keinen Fortschritt zu erblicken. Ich habe wahre Ungeheuer von Ungezogenheit, Frechheit und allgemeiner Verdorbenheit in solchen Familien beobachtet; aber ich habe, was noch mehr sagen will, Theoretiker gefunden, die solch eine „vorurteilslose Erziehung" verteidigten. Das sind die Philosophaster ohne Verantwortlichkeitsgefühl, die immer weit gefährlicher sind als die Rückschrittler. Ja, es hat sich etwas von diesem falschen Freiheitssinn der Allgemeinheit mitgeteilt; in Nordamerika beherrscht der jugendliche Flegel die Straße, und es gibt bei uns sehr vernehmbare Anzeichen einer ähnlichen Entwicklung. Also dieses Maß und diese Art von Freiheit und Fröhlichkeit verherrliche ich nicht.

Und man kann auch nicht jeden Unterrichtsstoff in Zuckerbrot und nicht jede Lehrstunde in eine Spielstunde verwandeln. Trotz aller gegenteiligen Versicherungen lernt man keine Sprache ohne Regeln und Einprägung des Wortschatzes (wenn man sie nicht unter ganz gleichen Bedingungen lernt wie seine Muttersprache); zur Geschichte gehören Zahlen, zur Naturgeschichte ein System, und aller Wissenschaften und Künste Anfang ist schwer und ermüdend. Aber allerdings bin ich der Meinung, daß es an den wirklich unumgänglichen Schwierigkeiten und Lästigkeiten gerade genug ist für ein Kind, daß man alle Mühe und allen guten Willen dransetzen soll, jede unnütze Last den Schultern der Kinder abzunehmen, und daß in dieser Hinsicht noch viel, sehr viel zu tun übrigbleibt. Den Lobrednern des Bestehenden, die die frische Bewegung in unserer Pädagogik lahmlegen möchten und mit Eifer versichern, all diese neuen Forderungen seien entweder übertrieben oder längst erfüllt, sei von vielem nur das Wenige vorgehalten: Warum fordern unsere Prüfungsgesetze von jedem Schüler mathematische Leistungen, da doch jeder Einsichtige weiß, daß es vollkommen unmathematische Menschen gibt, und daß man ein ausgezeichneter Kopf sein und ein großer Mann, eine Zierde seines Volkes werden kann ohne alle Mathematik? Warum verlangen sie von allen ohne Unterschied,

die die Universität beziehen wollen, fremdsprachliche Kenntnisse, da man doch ohne solche Kenntnisse ein durchaus gebildeter Mensch sein kann? (Für Bösartige bemerke ich nebenbei, daß mir weder fremde Sprachen noch Mathematik jemals Schwierigkeiten bereitet haben.) Ich nenne es Vergewaltigung, wenn man einem naturwissenschaftlichen Talent den Weg zur Hochschule verlegt, weil es den Cäsar nicht übersetzen kann. Und solch eine Vergewaltigung, solch eine Qual setzt sich durch die ganze Zeit der Kindheit und des ersten Jünglingsalters fort! Natürlich ist Vielseitigkeit der Bildung ein schönes, erstrebenswertes Ziel; aber Vertiefung ist noch erstrebenswerter. Man ist viel gebildeter, wenn man seine Muttersprache gründlich kennt, als wenn man sieben Sprachen halb kennt. Und vor allem darf man nicht einem jungen Menschen die Prüfungspistole auf die Brust setzen und sagen: Mathematik oder das Leben! Daß man das immer noch tut, ist nur ein Beweis dafür, wie blind und stumpf unsere Pädagogik noch immer gegen die Leiden einer jungen Seele ist.

Also man kann die unregelmäßigen Zeitwörter nicht unmittelbar zu einem regelmäßigen Vergnügen machen; aber man kann unendlich viel dazu tun, ihre Behandlung zu einem Vergnügen zu machen, und da ist gewiß einer der mächtigsten und willigsten Helfer der Humor. Gleich wird mir einer einwenden: Wenn einem nun aber die Gabe des Humors nicht verliehen ist?! Ach, es bedarf ja nicht einmal des eigentlichen Humors, es bedarf nur der Heiterkeit, und heiter kann jeder Mensch sein, wenn nicht Krankheit oder anderes schweres Leid ihn bedrücken. Die Kinder sind ja mit so wenigem zufrieden, sie lachen ja so gern und leicht; ihr Leben ist ja noch ein Lachen, das man nicht ohne Not unterbrechen soll. Hier kommt es wahrhaftig nicht auf die Güte des „Witzes“ oder gar auf genialen Humor an; nur daß der Erfolg erzielt werde, darauf kommt's an; daß Heiterkeit die Klasse durchscheine, das ist das Ziel, aufs innigste zu wünschen; denn sie ist das Sonnenlicht, in dem alles gedeiht. Eine krause Nase oder der-

gleichen wird ja wohl jeder machen können, und eine krause Nase ist für Kinder schon ein wundervoller „Witz“. Freilich, wenn der Herr Magister glaubt, daß dergleichen seiner unwürdig sei, dann ist keine Hoffnung. Aber er möge versichert sein, daß er sich irrt.

Als ganz junger Lehrer hatte ich u. a. mit sieben- bis achtjährigen Knaben das Einmaleins zu behandeln. Wie jeder Fachmann weiß, ist das so eine Aufgabe, bei der man im verwegensten Sinne mit „Reproduktion durch bloße Koexistenz der Vorstellungen“ rechnen muß, und die man nur durch lange, fortgesetzte Übung des mechanischen Gedächtnisses, sagen wir also ruhig: durch Pauken lösen kann. Hier und da kann man wohl die Sätze des Einmaleins in kleine humoristische Geschichtchen einkleiden, aber das bringt nicht vorwärts und kann darum nur sehr sparsam geschehen. 7×9 aber, das wird man zugeben, ist kein Witz, es läßt sich auch keiner daraus machen. So half ich denn den Kindern und mir — schon aus eigenem Heiterkeits- und Abwechslungsbedürfnis — über diese Stunden hinweg, indem ich eine Lustigkeit entwickelte, die mit 7×9 nicht notwendig zusammenhängt; ich gab komisches Entsetzen vor bei verkehrten Antworten, beispiellose Wonne bei richtigen, ich stellte meine Aufgaben mit allen erdenklichen Abwandlungen in Ton und Geschwindigkeit, ja, ich gestehe es ohne jede magisterliche Scham, ich machte in geeigneten Augenblicken Luftsprünge, Zappelbewegungen und Fratzen. Die Folge war, daß meine Jungen anerkanntermaßen gut das Einmaleins lernten und mich und die Rechenstunden ohne Schauder herankommen sahen. Mit den notwendigen Abänderungen übte ich die gleiche Art bei den vorgerückteren Jahrgängen; wo der Stoff keinen Anlaß zu Heiterkeit gab, wo er aber gleichwohl Heiterkeit vertrug, da trug ich so viel eigenen Frohsinn hinein, wie mir recht und möglich schien. Ich habe es immer wieder erfahren: nur ein einziges helles und allgemeines Lachen — und die ganze Stunde stand unter einem freundlichen Stern. Solch ein

Lachen läuft wie ein frischer Quell, wie ein duftiger Wind- und Waldeshauch durch die Seelen. Heiterkeit ist zwar kein Lernen; aber es ist Stimmung zum Lernen. Und Heiterkeit ist die Schwester des Vertrauens. Noch immer erscheint der Lehrer dem Kinde — ich will nicht das schlimmste Wort „als Feind" gebrauchen — aber doch viel zu oft noch als Bedränger, als Antreiber, als finsterer Mahner, kurz, als eine Art Plagegeist; ein Gefühl der Spannung und des Gegensatzes ist häufiger, als es die Natur der beiden Teile erfordert. Aber wer mit uns lacht oder weint, mit dem trinken wir das Leben aus einem Becher; wenn der Magister lacht, so sagt sich auch der zaghafteste und verschlossenste Schüler: „Er ist ein Mensch", und empfängt die Gaben des Lehrers nicht mehr wie Danaergeschenke, die nur Angst und Mühen mit sich bringen. Die Schule ist zwar kein Kasperletheater und keine Lustspielbühne; aber ein Weinberg ist sie, der reichlich Sonne braucht und der bei mangelnder Sonne nur saure Früchte bringt.

Ja, ich bin überzeugt, daß es auch der sittlichen Erziehung zugute kommt, wenn das Kind empfindet, daß sein Erzieher Humor hat und Vergehungen des Übermuts, der Unbedachtsamkeit und des Leichtsinns nicht strenger auffaßt, als unbedingt nötig ist. Ich will an einem Beispiel zeigen, wie ich das meine: Ich habe das mit dem alttestamentlichen Richter Eli gemein, daß ich von Natur etwas zur Fülle neige, und als ich eines Tages auf dem Schulhofe zwischen den spielenden Kindern in meiner Leibesfülle auf und ab ging und ein Glas Milch zum Frühstück genoß, stürzte ein Neunjähriger mit allen Zeichen der Erregung auf mich zu und rief: „Herr Lehrer, Paul Lehmann hat eben gesagt: Der Dicksack trinkt noch Milch!" Ich ließ mir Paul Lehmann kommen. Paul Lehmann nahte schlotternd und bleich; denn er kannte mich noch wenig. Aber bald genug mochte er meinem Gesicht anmerken, daß ich mich in meiner Ehre nicht getroffen fühlte; er machte wenigstens gar nicht erst den Versuch zu leugnen, und das war schon ein Gewinn. Wir stellten dann gemein-

sam fest, wie ich wirklich hieße und daß ich keineswegs „Dicksack" hieße, und dann zog er mit einem Lächeln der Beschämung ab. Dem Ankläger erging es natürlich wesentlich schlechter; er wurde mit Satire behandelt und ging mit einem sehr geronnenen Lächeln von dannen. Paul Lehmann aber hat mir jene Gerichtsverhandlung nie vergessen, und als er später in meiner Klasse saß, benahm er sich, obwohl er sonst der beste Bruder nicht war, für seine Verhältnisse geradezu vornehm. Der Humor, oder sagen wir weniger anspruchsvoll: die Heiterkeit, der Frohsinn nehmen uns Erziehern und Eltern das Kurulische, das Kathedrale, das Katonisch-Zensorische, und das ist einer wahrhaft freien, nicht anarchistischen Erziehung wohl nur von Nutzen. Der vorerwähnte Würde-Magister wird natürlich in den Bart murmeln: „Der Herr mag eine nette Zucht in seiner Klasse gehabt haben." Nun, da er mich zur Ruhmredigkeit zwingt, so will ich ihm erwidern, daß ich trotz alledem nach einwandfreiem Zeugnis sogar höhere Töchter in den Flegeljahren (auch höhere Töchter haben ihre Flegeljahre, wo sie zu Hyänen werden) gebändigt habe. Wer weiß, was das bedeutet, der wird es staunend würdigen.

Es kommt natürlich darauf an, daß Erzieher und Zögling ein Gefühl für die unsichtbare Grenze haben, daß die Fröhlichkeit nicht ins Läppische und Alberne, die Freiheit nicht in Zügellosigkeit übergehe. Imperium et libertas. Und das stille, selbstverständliche, heimliche Imperium ist stärker als das laute und scheinende. Ich will wieder an einem Beispiel zeigen, wie ich mir's denke. Mein kleinstes Töchterchen verehrt mich sehr, weil ich „immer so'n Jux mache", und sie hat schon wiederholt erklärt: „Wenn ich zwanzig Jahr bin, geh' ich los und nehm' mir einen Mann, und der muß auch immer solchen Spaß machen wie Vater." Nun haben die kleinen Kinder eine Art von Neckreimen, an denen sie sich vergnügen; sie sagen z. B.

„Gib mir mal die Hand"

und wenn es der andere tut, sagen sie:

„Du bist ein Elefant"

oder:

„Magst du gern Kaffee?"

und wenn man ahnungslos „Ja" sagt, fahren sie fort:

„Du bist ein Affe,"

ein Spiel, das wiederum zeigt, wie leicht Kinderhände gefüllt sind. Auch mit mir trieb eines Tages mein Töchterchen dies hinterlistige Spiel; sie erklärte mich für einen Elefanten, was ich mir, da der Elefant ein sehr annehmbares und begabtes Tier ist, gern gefallen ließ. Als ich dann die Frage nach dem Kaffee bejaht hatte, rief sie:

„Du bist — — —"

aber weiter kam sie nicht; sie wurde über und über rot und verstummte. Sie hatte das Gefühl: „Affe" geht zu weit, das kannst du ihm nicht bieten. Ich hätte den Affen wahrscheinlich noch hingehen lassen; aber sie fühlte: hier ist die Grenze. Solch ein Gefühl für die Grenze, mein' ich, muß erhalten bleiben, sonst lösen sich die Bande frommer Scheu.

Es gibt Leute, die da sagen: Selbst wenn man den Kindern ihr ganzes Dasein leicht und heiter gestalten könnte, dürfte man's doch nicht tun; denn man erzieht für das Leben, und das Leben ist ernst und schwer. Von diesem Einwand halte ich wenig oder nichts. Eine frohe Kindheit macht stärker fürs Leben als eine ernste. Die Freuden der Kindheit sind ein ersparter Schatz, der bis ans Lebensende Zinsen trägt, und zwar um so mehr Zinsen, je größer der Schatz ist. Es glaubt ja auch kein Kind an den Ernst des Lebens, bevor es ihn an sich selbst erfahren hat. Man darf es vielleicht überhaupt sagen; aber gewiß darf man's mit Rücksicht auf die Kinder sagen: Was sie gehabt haben, haben sie gehabt; was nachkommt, weiß niemand. Ich habe nach meiner körperlichen Veranlagung ziemlich viel Sinn für Feierlichkeit und Würde, und den Photographen mach' ich immer ein viel zu ernstes Gesicht;

aber mir ist selten feierlicher zumute gewesen, als wenn ich mit meinen Zöglingen und Kindern Scherz und Possen getrieben habe.

Warum ich tanz' vor meinem Sohn und singe
Und wie ein Harlekin Grimassen schneide?
Daß einst ein heimlich Lachen ihm gelinge,
Wenn er verlassen steht im Lebensleide . . .

Laßt mich nur tanzen und Grimassen schneiden,
Daß er sich meiner Liebe noch erlabe,
Daß er ein lächelndes Erinnern habe,
Wenn ich versunken längst mit meinen Leiden.

Sonntag eines Deutschen.

Als Knabe kannte ich einen armen Mann, der aus freien Stücken jeden Sonntag arbeitete und dafür am Mittwoch Feiertag hielt. Ich hab' es nie verstanden und nie geglaubt, wenn er mir lachend versicherte, das komme doch auf eins heraus.

Bildet ihr euch wirklich ein, ihr könntet aus jedem ruppigen Montag oder Mittwoch einen Sonntag machen, indem ihr ihm den Arbeitskittel auszieht und einen schwarzen Gehrock anlegt? Habt ihr's wirklich nicht bemerkt, daß der Mittwoch auch im Frack und Zylinder ein Plebejer bleibt und der Sonntag auch in einer Maurerbluse als ein schöner, feiner Mann dasteht? Nein, meine Freunde, der Sonntag hat sein lichtes Angesicht nicht nur daher, daß er nicht arbeitet. Gewiß geb' ich euch mit Freuden zu, daß jeder Tag ein anderes Gesicht zeigt, wenn er mit Musik und Fahnenwinken an unser Bett tritt und ruft: „Auf zur fröhlichen Fahrt in die Maienflur!" als wenn er morgens um 4 Uhr in der Gestalt eines Unteroffiziers die Tür der Kasernenstube aufreißt und brüllt: „Auffffstehn!!! In zehn Minuten feldmarschmäßig auf'm Kasernenhof!" und uns mit einer achtstündigen Felddienstübung bei 24 Grad Réaumur winkt. O, dieser Unterschied ist mir sehr klar, so klar, daß mir daraus eine Lebensregel aufgeleuchtet ist. „Wie," sagte ich eines Morgens zu mir, „wie! In brennender Hitze einen ausgereckten Tag lang über Berg und Tal laufen, tanzen, springen, schreien, erschlaffenden Alkohol trinken und dabei schwitzen wie eine fette Gans am Bratspieß — das kannst du! Warum? Weil es eine

Vergnügungsfahrt ist! Aber wenn du nur die Hälfte davon im Dienste deiner verdammten Pflicht und Schuldigkeit tun sollst, dann ziehst du ein Maul und hast dich wie ein armes, geplagtes Menschenkind! Spitzbube, hab' ich dich?" Und von nun an, wenn es mit voller Bepackung in Staub und Sonne über Hecken und Gräben dahinging, sagte ich zu mir: „Denk', es wär' ein Vergnügungsausflug!" Und dann ging es. Und so in weiterer Ausdehnung: wenn es heiß und schwer wurde auf dem Lebensmarsche, dann sagte ich zu mir: „Denk', es wär' eine Lustfahrt, dann kannst du's, du Schlingel!"

Also das weiß ich sehr genau, daß ein Rast- und Lusttag anders aussieht als ein Arbeitstag. Aber deshalb ist ein Ruhetag noch lange kein Sonntag.

Seht, ich kann es euch ja auch aus dem Gegenteil beweisen. Ich mußte als Jüngling so viel arbeiten, daß ich des Sonntags zur Arbeit nicht entraten konnte. An den Sonntagnachmittagen, bis in den Abend hinein, schrieb ich meine Schulaufsätze. O heilige Tage, heilige Zeit! Nie hab' ich reineren Feierglanz getrunken als damals! Meine Gedanken stiegen wie Säulen um mich empor; meine Schlüsse wuchsen wie Kuppeln daraus hervor; mein Gefühl schwebte wie Orgelweisen, und mein Anschauen war wie Licht, das durch bunte Fenster brach. Wenn der Lehrer mir meinen Aufsatz zurückgab, sagte er wohl: „Gut, gut, nur mitunter zu feierlich, zu hochfliegend, zu pathetisch." Das war der Sonntag in meiner Arbeit.

Durch Arbeit ist er nicht zu verscheuchen. Ernste Arbeit, an der das Hirn und das Herz und alle Sinne mit feurigem Geiste wirken, liebt er sogar. Denn sie ist heilig wie er. Ernste Arbeit, die nach Hohem ringt, und Werke der Liebe macht er zum Gottesdienst. Und ich weiß, daß er selbst Arbeit aus Not und Mangel zuweilen mit einer milden Heiterkeit beglänzt. Aber eine Sorte von Arbeitern verträgt er freilich nicht. Das ist die, von der Th. Storm erzählt:

„Am Weihnachtssonntag kam er zu mir,
In Jack und Schurzfell, und roch nach Bier,
Und sprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Zinsen und von Kapital;
Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr'!
Hat keinen Festtag im ganzen Jahr."

Vor solchen Kerls verfliegt der Sonntag wie Rosenduft vor altem Käse.

Aber vor Tod und Krankheit flieht er nicht. Hast du einmal auf dem Krankenbette gelegen und die freundlich streichelnde Hand des Sonntags auf deiner Stirn gefühlt? „Haha, kein Wunder!" wird der blanke Vernünftler rufen, „das geputzte Zimmer, die reine Wäsche, der Besuch der Freunde und die Blumen, die sie bringen, oder die Erwartung alles dessen, die stimmen den Kranken heiterer." Natürlich tun sie das. Aber daheim oder im Krankenhause kannst du das alles auch an anderen Tagen haben; frag' einmal den Kranken, ob darum aus einem Mittwoch ein Sonntag wird. O, es gibt Schrecken und Schmerzen der Krankheit, denen der Sonntag weichen muß; denn er ist ein zarter Geselle, und wenn an einem Sommersonntag Musik und Singen fröhlich wandernder Scharen ins Krankenzimmer herüberwehen, wie sollte ich leugnen, daß dann das Herz doppelt weh tun kann? Aber wenn du die große Geduld zum Leben erfaßt hast, dann wirst du erkenntlich sein für allen Trost, den Schönheit gibt, und der Sonntag ist ein schöner Genius. Wenn alle Besucher ausbleiben — dieser kommt, dessen sei gewiß. Als du noch schliefst, ist er leise hereingetreten, und wenn du erwachst, sitzt er schon an deinem Bette. Und er bleibt bis zum Abend, bis deine Seele in sanfteren, stilleren Gedanken zur Ruhe geht. Denn der Sonntag ist die Freude, der Friede, die Genesung, die nach sechs Tagen der Hoffnung kommt. Er ist der Genius der Erfüllung; denn nach sechs Tagen der Sehnsucht und des Ringens ist er da.

Und nicht vor dem Tode flieht er. Nein, er wandelt den widrigen Knochenmann in einen schönen, ernsten Knaben mit

gesenkter Fackel, in einen Bruder des Schlafes. Ein Begräbnis am Sonntag ist trostreicher als eines am Alltag, wie ein Begräbnis an einem Tage voll Sonnenschein und Vogelsang dem Herzen sanfter ist als eines in Regen, Sturm oder Schnee. Warum kleidet ihr Menschen den Tod nicht in freundliche Farben statt in ein hämisch-gehässiges, menschenfeindliches, erbarmungsloses Schwarz? Feiert der Herbst nicht Sterben und Vergehen mit einem flammenden Farbenopfer und kleidet der Winter nicht den Tod in ein lieblich flimmerndes Weiß, zu dem die Kinder jauchzen?

Sterben ist der Anfang des großen Feiertags. Das singt der Sonntag leise an alten und frischen Gräbern. Am Sonntag geht es auch zerrissenen Herzen sanfter ein, daß der Friedhof ein Hof des Friedens und der Tod ein großer Sabbat ist.

Ein zarter Gesell ist der Sonntag, sagt' ich. Du mußt ihm helfen, ihn ermuntern, ihm die Stätte bereiten, ihm offene Arme ausbreiten und lächelnd ihn locken, damit er seine ganze Liebenswürdigkeit entfalte, wie denn alle Freuden des Lebens inniger und heller dir entgegenlachen, wenn über deinem Herzen steht: „Willkommen, Freude!" Da versehen es nun viele Menschen gleich am frühen Morgen. Wenn sie erwachen und den Sonntag am Bett stehen sehen, stöhnen sie: „Gott sei Dank!" drehen sich nach der Wand, kehren also dem holden Genius die ausgesprochene Rückseite zu und genehmigen sich noch zwei oder drei Stunden Schlafs. Da hatte ich einen vertrauten Freund, der es ganz anders machte. Wenn er wochentags um acht Uhr erwachte, dachte er: „Ich muß aufstehen, wenn ich noch rechtzeitig ins Amt will," drehte sich nach der Wand und schlief weiter. Wenn er Sonntags um sechs Uhr die Augen aufschlug, rief er: „Donnerwetter, höchste Zeit!" fuhr in die Hosen und bald darauf ins Gebirge. Ich will ja nun diesen Mann nicht gerade als Muster hinstellen, wenigstens sechs Siebentel von ihm nicht, und ich ehre mit frommer Scheu den Sonntagsschlaf des sechsmal in der

Woche geplagten und gehetzten Arbeitssklaven; aber das muß ich doch sagen: wer den Sonntagmorgen ohne Not verschläft, der ist ein Sabbatschänder von der Wurzel aus. Jeder Morgen ist heilig; denn der Morgen ist die Unschuld des Tages, ist unberührtes Leben. Aber der Sonntagsmorgen ist dreimal heilig.

Gibt es ein verdrießlicheres Geschäft als das Ankleiden am Morgen, ausgenommen für junge und alte Mädchen? Und wenn es in zehn Minuten erledigt ist, so währt es eben zehn Minuten zu lang. Aber am Sonntag ist es eine feierliche Handlung; denn du legst mit dem Festgewand einen festlichen, reineren Menschen an. Das Wort „Kleider machen Leute" ist in einem viel tieferen Sinne wahr, als man es gewöhnlich braucht. Kleider machen nicht nur Leute nach außen hin, sie wirken auch nach innen. Hängt einem Schneiderlein einen Mantel von einem Meter Weite um, und er spricht wie ein Kerl von einem Meter Durchmesser. Zieht dem reich gewordenen Metzgermeister eine weiße Weste an, und er versucht sich auf dem Gebiete der Aristokratie. Als ich konfirmiert wurde, bekam ich einen Rock mit Schößen, und während ich sonst mein Sacktuch aus der Hosentasche geholt hatte, zog ich es jetzt hinten aus dem Rockschoß. Ich zog es hundertmal am Tage und fühlte mich hundertmal ein Mann. Der Handwerksmeister, der den Th. Storm besuchte, scheint freilich ein ganz verfilzter Alltagsmensch gewesen zu sein; aber wenn seine Frau ihm einen Sonntagsrock angezogen hätte — wer weiß, ob er das Gespräch von Zinsen und Kapital nicht auf den Montag verschoben hätte. Selbst der ungebildetste Hausvater, wenn er nicht ganz verroht und verwildert ist, verfährt säuberlicher mit Weib und Kindern, wenn er, mit der Hand über den Ärmel fahrend, ein weicheres Tuch fühlt als Blauleinen und englisches Leder.

Und wenn auch deinem Morgenputz ein Erdenrest von Chlorgeruch und eingelaufenen Strümpfen anhaftete — reine Freude taut herab auf dein erstes Frühstück. Wenn du auch

noch so eifrig Arbeit und Pflicht liebst, es ist doch zweierlei, ob dein Nachtisch „Arbeit" oder „Ruhe" heißt, ob du mit den Augen auf der Uhr einsam deinen Morgentrunk tust, oder ob du dich mit den Blicken ruhig in den Augen deiner Lieben niederläßt und denkst: „Wir haben Zeit, uns anzuschauen und uns einander zu erfreuen." Zu einem richtigen deutschen Sonntag gehören Mann, Weib und Kinder, zum mindesten Mann und Weib. Ich will beileibe nicht leugnen, daß auch ein begabter Junggeselle oder dergleichen Jungfrau herrliche Sonntage feiern könne; aber zu einem ganz vollständigen Sonntage gehört Familie. Familie und morgens ein Klöben. Dabei kommt es natürlich nicht auf den Klöben selbst an (es muß z. B. auch dicke Butter darauf sein), sondern das ist das Entscheidende, daß der Sonntag seine eigene Speise, daß er etwas Besonderes, etwas Auszeichnendes habe. Das meinte ich mit dem „dem Sonntag entgegenkommen und ihm eine Stätte bereiten".

Auch durch Trank und Speise müßt ihr ihn aus der Reihe der grauen Erdentage herausheben, er lohnt es euch durch ein helleres Lächeln. Denn wie die Kleider Leute machen, so machen die Speisen Feste. Am Sonntag, wenn nach dem Fleisch eine süße Speise zu erwarten steht, brennen von Anfang bis Ende sechzehn Feierkerzen um meinen Tisch. Das sind die sechzehn Augen meiner Tischgemeinde. Zu den Zeiten, da auch in den Patrizierfamilien Hamburgs noch plattdeutsch gesprochen wurde, pflegte wohl am Sonntagabend eine Bowle auf den Familientisch zu kommen, und angesichts dieser Bowle wurde hochdeutsch gesprochen. Auch kannte ich einen alten Schiffszimmermann, der viele Jahre nach China gefahren war und hauptsächlich drei Sprachen redete: Plattdeutsch, Matrosen-Englisch und norddeutsches Hongkong-Chinesisch. Alle diese Sprachen waren ihm geläufiger als Hochdeutsch. Und nun höre man: jeden Sonntagnachmittag, wenn er auf seinem Sofa saß, aß dieser Mann, der den stärksten Tabak kaute und sich eine Handvoll Pfeffer in die Suppe zu werfen

pflegte, süße Kringel und sprach dabei zu Weib und Kindern hochdeutsch. Es war ein Opfer, das er brachte; vor jedem hochdeutschen Satze öffnete er dreimal lautlos den erstaunlichen Mund, als wenn zum Hochdeutschen sehr viel Luft gehöre; aber durch die festliche Speise der süßen Kringel entlockte die Kraft des hehren Tages auch diesem rauhen Herzen das andächtige Opfer eines frommen Sinnes.

Um nun aber „vollends schlagend darzutun“, daß ich den sonntäglichen Speisezettel nicht um sinnlicher Lüste willen empfehle — denn ich merke wohl, daß die reinen Spiritualisten, die heimlich Rindsstücke mit Spiegeleiern essen, mir nicht trauen — will ich noch einen Beweis aus meinem eigenen Leben anführen. So gewiß die Tangente eines Kreises die mittlere Proportionale zwischen den Abschnitten der schneidenden Sekante ist, so gewiß gab es in meinem Elternhause am Sonntag Fleischsuppe mit Fleischklößen und dicken Reis mit Rosinen. Und nun ist es ganz klar, daß nicht die Fleischbrühe mir das Heilige am Sonntag war; denn als Kind mochte ich gar keine Fleischbrühe. Aber wenn um zehn Uhr des Morgens der Geist des Herrn Justus v. Liebig sich erhob und durch die Räume des Hauses wandelte, wenn der altvertraute liebliche Duft hinaufstieg in die Dachbodenkammer, wo ich zwischen alten Büchern und Bildern kramte, dann hob der würzige Hauch mein Herz empor, und ohne daß es an Fleisch und Fleischeslust gedachte, schwamm es friedselig in festlichen Düften wie ein frommes Kirchenkind im Weihrauch. Noch heute genügt ein Achtel Näslein voll von diesem Dufte, um mir einen ganzen Kindheitssonntag zurückzurufen mit allem stillen Klang und aller stillen Freude, wie denn ja Düfte mit ganz besonderer Kraft Erinnerungen aus dem Dunkel ziehen. Wohl weil die Erinnerung selbst ein Duft ist, der Duft, der nachbleibt, wenn unser Leben an der Sonne verdampft.

Freilich, das muß ich sagen, um ganz ehrlich zu sein, daß ich dicken Reis mit Rosinen für mein Leben gern aß. Aber

wer sagt denn auch, daß der Weg zu weihevollem Geistesweben nie und nimmer durch das Stoffliche gehen dürfe? Ein Philosoph hat sogar unumstößlich behauptet, daß nichts im Geiste sei, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen wäre. Es war ein Mann aus dem Lande des Plumpuddings und des Sommernachtstraumes.

Wenn du nun mit den Deinen das Frühstück gefeiert hast, so geh', wie das Herz dich treibt, in Feld und Wald oder in die Kirche oder ins Land der Kunst oder in dich selbst oder irgendwohin, wo Stille des Herzens ist. Sammle mit deinen Kindern einen Blumenstrauß für die Mittagstafel, lehre sie Flug und Gesang der Vögel, Gestalt und Weise alles bewegten und unbewegten Daseins kennen; aber vor allem lehre sie das ruhige Angesicht schauen, das aus Wald und Weide, Berg und Gebüsch mit ewigen Augen blickt. Dann werden sie sich in den Jahren der Vernunft und des Leidens erinnern, daß einem zerrissenen Herzen in den Armen der großen Mutter auch an Werktagen Ruhe und Feier bereitet ist. Vor meinem Geiste wird, solange ich lebe, ein Sonntagmorgen aus meiner Kindheit stehen. Glaubt nicht, ich hätte eine Geschichte erlebt. Ich wanderte allein hinaus ins Freie, bis die Glocken der Dorfkirche nur noch so leise klangen, daß ihr Schall mit dem Summen der Bienen verschwamm. Und nun stand ich auf einem einsamen Feldweg zwischen hohen Hecken ganz allein. Es war nur ein schmales Grasfleckchen zwischen Haselhecken und war doch ein Erlebnis. In diesem Augenblick war die Welt und mein Leben rein von allem, von allem, was traurig und häßlich ist. Die höchsten Zweige der Haselstauden standen in wonnigem Bangen still und blickten unverwandt und immer zum Himmel hinauf, immer zum Himmel hinauf. Am Himmel war Sonntag. Und im Gewirr und heimlichen Schatten der Büsche war Sonntag. Um mich auf dem Rasen war Sonntag; im Kelch der Anemonen und Ranunkeln war Sonntag. Damals habe ich den Sonntag gesehen. Und wenn ich in meinem Leben sonst nichts Gutes erfahren hätte, um jenes

Morgens willen könnt' ich mit Kindern und Kindeskindern aus vollem Herzen singen:

„O, wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein."

Wenn du aber in die Kirche gehst, dann höre nicht nur auf die Rede des Predigers, sondern auch auf die ragenden Worte der Säulen und Wölbungen, sieh das Sonntagsmorgenlicht, das durch farbige Fenster auf Estrich und Altardecke fällt, und folge mit den Augen dem Sturmesflug und Engelreigen des Orgelklanges. Denn Sonntag ist das Fest der Stille, und die Stille ist dir gegeben, damit du in deinem Herzen alle Schönheit des Lebens sammeln kannst. Wenn du zu Hause in der Bibel liest, so lies die Erzählung von Eliesers Werbung am Brunnen, oder das Buch Ruth, oder die Bergpredigt, oder den Gang nach Emmaus, oder die Geschichte vom See Genezareth, da Jesus den Petrus dreimal fragte: „Simon Johanna, hast du mich lieb?" und der Jünger endlich wie aus schluchzendem Herzen rief: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe!" In solchen Geschichten ist ewiger Sonntag. Welches Buch du aber auch am Sonntag hernehmen magst: wenn du es aufschlägst, liegt ein besonderes Licht auf seinen Blättern, und wär' es auch ein Rechenbuch oder eine Pandektensammlung. Denn der Sonntag leuchtet hell auf vor Freuden, wenn er sieht, daß du nicht vom Brot allein lebst, sondern auch ein Leben im Geiste führst. Und wenn du einen üppigen Sonntag feiern willst, wenn du schwelgen, schlemmen und verschwenden willst, dann lies am Sonntag Goethe. Die Werke dieses Mannes sind Sonntag an sich; sie machen jeden Wochentag zum Feiertag, jede Arbeit zum Feste; wenn man sie daher am Sonntag liest, so ist es wie Sonntag und Pfingstfest an einem Tage. Das macht: auf dem Seelengrunde dieses Sonntagskindes lag wie ein Blumenteppich der Sonntag einer neuen, freien und schönen Menschenwelt, die einmal für alle kommen soll und kommen wird.

Ja, Sonntag ist das Fest der Stille. Darum ist es kein übler Gedanke der Engländer, die rauschenden Feste und Vergnügungen auf den Sonnabend zu verlegen, schon um deswillen nicht übel, weil ein halber Feiertag mehr dabei herauskommt. Nur wollen Gott und seine Heerscharen unsern deutschen Sonntag vor Muckerheiligkeit und Zwangsfeierlichkeit in allen Gnaden bewahren! Der Sonntag ist kein Mucker, der heimlich Whisky und öffentlich scheinbar Soda trinkt; ich hab' ihn oft genug in geselliger Runde fröhlich mit den Fröhlichen gesehen und aus Liedern des Übermuts und der überschäumenden Lebenskraft seine reine, klare Stimme herausgehört. Aber das sollen wir wissen, mein' ich, daß der Sonntag solcher Dinge nicht braucht, um schön und heiter zu sein, nein, daß er schon ein herrliches Fest ist, wenn wir ganz ruhig auf einem Stuhle sitzen und uns schweigend und regungslos am Glanz und Frieden der Stunde freuen.

Das sollen wir wissen, daß er vor allem ein Tag der Stille ist, der Stille, in der wir die Menschen unserer Umgebung wieder erkennen. In Kampf und Hast des Alltags schwirrt und flimmert unserer Lieben und Getreuen Bild an uns vorüber; in der Ruhe des Sonntags sehen wir sie wieder. Am Wochentage spricht Mund zu Mund, Auge zu Auge, Hand zu Hand — am Sonntag, wenn die Oberfläche unseres Wesens sich geglättet hat, sehen wir bis zum Grund, und Seele spricht zur Seele. Am Werktag verdrängen und beherrschen die Dinge zu oft nur den Menschen; am Sonntag besinnt sich der Mensch auf seine Hoheit und hängt sich den Purpur um. Am Sonntag erkennen wir den wunderreichen Schatz, den wir in der liebenden Güte unserer Lebensgenossen und Freunde besitzen, empfinden wir Hand in Hand und Aug' in Auge die Schönheit des Menschen in der Ruhe.

Schaff' sonntägliche Stille um dich und sammle das hundertfältige Glück einer Sekunde in e i n Gefühl. Lehne dich zurück in deinen Stuhl und fühle die weiche Hand deines Kindes in der deinen, sieh dein Weib gegenüber am Fenster

sitzen und merke, wie eure Blicke sich auf dem Haupte des Kindes begegnen und umschlingen, sieh, wie der Sonnenschein von der Wand des Nachbarhauses rötlich glüht gleich wildem Wein im Herbste, sieh die leuchtenden und sanften Farben des Teppichs zu deinen Füßen, sieh den göttlichen Adel um die Lippen des belvederischen Apoll, der auf deinem Schreibtisch steht, denk', wie das Werk deiner Arbeitstage sich rundet und wächst, fühle den ruhigen, warmen Fluß deines Blutes und das leichte Spiel deiner Muskeln und hör' aus einer schönen Stunde der Vergangenheit eine sonnige Stimme singen:

„Unter blüh'nden Mandelbäumen,
An der Loire grünem Strand —"

halt den Atem zurück, und laß alles, alles Glück des Augenblicks vereint in deine Seele strömen. Das ist das Unglück der Menschen, daß sie aus alter, furchtsamer Gewohnheit ihr Herz selbst dem Glücke nur fingerbreit öffnen und es nicht weit und willig auftun wie zwei zum Himmel erhobene, ausgebreitete Arme, daß ihr ungeübtes Ohr nur verwehte Töne des Glückes erhascht. Öffne der Stille des Sonntags weit und weiter das Herz, und du hörst die Harmonien des Glücks. Eine glückliche Stunde ist ein Kunstwerk Gottes, in dem alles zum herrschenden Gefühle stimmt und immer noch Schöneres zum Schönen kommt, je tiefer du hineinschaust.

Und sieh, in der Stille des Sonntags steigt selbst die tiefste Frage unseres Herzens empor, die Frage: „Lohnt es sich? Lohnt sich das Werk deiner Wochen? Lohnt sich dies Hasten und Ringen und Mühen deines Alltags?" O wir würden weiser sein, wenn wir öfter und inniger diesen Tag der Besinnung feierten. Er ist ein Tag des Rückblicks und Umblicks, und sonderlich sind die Sonntagsstunden zwischen Tag und Abend besinnliche und nachdenksame Stunden. Einsamkeit am Sonntag ist von lichten Gedanken begnadet. Wandle in deinem Zimmer auf und ab, und wenn du Cajus heißest, so werden die Cajusse deiner vergangenen Sonntage aus den Wänden hervortreten wie eine Ahnengalerie und wundersame

Zwiesprach mit dir pflegen. Wehe dem, der der Welt den Sonntag nimmt! Und wehe der Welt, die den Sonntag verloren hat! Wehe der Welt ohne Rast und Andacht!

Und nun will ich auch noch das Allerschönste vom Sonntag nennen. Wißt ihr, was das Allerschönste am Sonntag ist? Das Allerschönste am Sonntag ist der Sonnabend. „Sonnabend" — hier ist das norddeutsche Wort einmal schöner als das süddeutsche „Samstag". „Samstag" heißt einfach Sabbatstag, Ruhetag. Aber „Sonnabend", das ist wie ein stilles Ineinanderlegen der Hände und ein lächelndes Schauen in die zur Ruhe gehende Sonne. Und der ganze Tag wird Abend genannt, wie der Weihnachtsabend, der Fastelabend, der Osterabend. Den ganzen Tag fühlt der Deutsche als einen großen Abend, der einem großen Morgen vorangeht. Das ist nun einmal dem Menschen bestimmt, daß ihn Erfüllung selten so hoch erfreut wie Hoffnung. Nichts ist reiner als diese Abendfeier vor dem Sonntag, dieser kaum gefühlte, aber tief geglaubte Anhauch nahender Düfte, dieser Traum der Augen vom kommenden Licht. Wie klar steht vor meinem Blick das sonnabendlich geputzte, „gründlich gereinigte" Elternhaus mit dem frisch gestreuten, gelben Sand auf den Dielen. Wie gern setzt' ich mich dann mit einem Buch ans Fenster und schaute doch mehr in die blinkende Stube, die ich tausendmal gesehen, und mehr in den dämmernden Himmel, als in das Buch. Das geliebteste Buch war dann nicht so stark wie diese Gewalt der mich ganz umfangenden Erwartung. Die Blumen draußen standen stillbereit, der Sonne des Sonntags ihre Kelche zu öffnen, eine Drossel übte mit heiligem Eifer ein sonntägliches Lied, und die scheidende Sonne stand im Zauber dieser Stunde still, als zögerte sie nach solchen Seligkeiten selbst vor der Erfüllung ...

Laßt siebzigtausend kalte Vernünftler kommen und sagen: „Die Welt sieht am Sonntag und Sonnabend genau so aus wie an jedem andern Tage; was ihr Besonderes, Feierliches, Heiliges seht, das seht ihr hinein, das ist eure Einbildung."

Ja? Ist's wahr?

Dann staunende Bewunderung dem unsichtbaren Stäubchen im Auge, das das weiße Licht des Tages in Millionen Farben bricht, die der Regenbogen nicht kennt. Dann grenzenloser Dank und Anbetung dem holden Genius der Menschheit, der das Meer zur Wohnstatt der Nereiden, den Wald zur Stätte der Dryaden, die ganze Körperwelt aber zur Wohnung der Seelen macht! Jeden Sonntag und Sonnabend soll die Flamme unseres Herzens stark und still emporstreben, ihm zu einem freudigen Opfer!

Von der Gastlichkeit.

Deckt mir überreich den Tisch
Für die lieben Gäste;
Aber aus dem Keller holt
Mir das Allerbeste!
Daß sie lächelnd sich gesteh'n,
Wenn sie heimwärts schweben:
Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.

Wonnig lacht mir deutscher Wein,
Wonniger das Leuchten,
Wenn der Zecher Augen sich
In Entzückung feuchten.
Ist ihr stammelnd Zeugnis doch
Feinste Frucht der Reben:
Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.

Nach dem Weihnachtsfeste schützt uns kein Gott mehr vor den „gesellschaftlichen Verpflichtungen". Während der ersten Hälfte des Winters kann man sich noch an der Riviera herumdrücken oder wenigstens den Anschein aufrechterhalten, daß man „im Süden" sei; auch daß man sich während der Weihnacht auf Haus und Familie beschränkt, wird allenfalls noch entschuldigt. Aber dann geht es los. Der Neujahrstag ist die liebliche Einleitung. „Deutschland steht an diesem Tage im Zeichen der Verrücktheit", schrieb mir mein Freund Liliencron, und recht hat er. Es ist der Tag der „Glückwünsche". Nicht unsere Herzensfreunde beglückwünschen uns; die wissen, daß wir ihnen und sie uns das ganze Jahr hindurch Gutes gönnen, auch wenn wir gar nicht aneinander denken; die

wissen, daß auch sonst Gelegenheit genug zu einem herzlichen Wort und Gedenken ist — nein, Herr August Meyer und Fräulein Anna Schulze, die uns genau so gleichgültig sind wie wir ihnen, die uns aber irgendwo einmal vorgestellt worden sind — sie halten es für ein „Gebot der Höflichkeit" oder „des Anstands" oder „der guten Sitte", uns einen herzlich gedruckten „Glückwunsch zum Jahreswechsel" zu senden, was wir dann natürlich „der Höflichkeit" oder „des Anstandes" oder „der guten Sitte" wegen mit einem innigst lithographierten „Dankegleichfalls" vergelten müssen. Jahre hindurch habe ich schäumend und zähneknirschend herzliche Danksagungen geschrieben und mit einem Fluch in den Briefkasten geschmissen — jetzt ist meine Geduld erschöpft. Und ich sage es Ihnen ausdrücklich, Herr August Meyer und Fräulein Anna Schulze: ich bin grenzenlos dankbar für jedes echte und aufrichtig teilnehmende Gedenken; aber pflichtmäßige Neujahrswünsche sind mir schnuppe, wurscht, pomade — nein, sie sind mir widerwärtig und verhaßt. Punktum. Sela. Warum glückwünscht ihr nicht auch zum Hemd- und Kragenwechsel? Da könntet ihr ja noch viel mehr „Höflichkeit" und „Aufmerksamkeit" und „guten Ton" hervorbringen!

Aber wie gesagt: das ist ja nur die Einleitung.

Es kommt die Zeit, da Herr Emil Müller und Frau aus heiterem Himmel und heiler Haut versichern, daß es ihnen ein unsagbarer Genuß sein würde, uns an dem und dem Tage bei ihnen zum Essen erblicken zu können, und wir einige Wochen später mit derselben gottvergessenen Schamlosigkeit beteuern, daß es uns eine Wollust sein werde, an dem und dem Tage Herrn Emil Müller und Frau bei uns speisen zu sehen; es kommt die Zeit, da Mann und Weib in entgegengesetzten Richtungen das Zimmer durchmessen und eins von beiden abschließend ausruft: „Aber zu diesen greulichen Hackenschmidts geh' ich diesmal nicht!" und das andere achselzuckend erwidert: „Dscha — wir werden doch wohl müssen!" oder eins von beiden schmerzvoll aufstöhnt: „Was?

Diese schauerliche Senfmüllern müssen wir auch einladen? Mit dem ungeölten Türangelorgan? Quod non!" und das andere seufzend antwortet: „Dscha — wir werden wohl nicht umhin können." Man weiß ja, wie das tragische Verhängnis sich entwickelt. Man ist seit einem halben Jahre mit Herrn Butendik zusammen im Vorstand eines Vereins, einer Stiftung, im Aufsichtsrat einer Aktiengesellschaft. Dieser Herr Butendik hält es eines Tages für ein Gebot des „guten Tones", uns mit seiner Frau einen Besuch zu machen. Natürlich werden sie freundlich aufgenommen; denn Gäste sind immer heilig. Nun wär' es der allerbeste „Ton", den Besuch, wenn man nicht das Bedürfnis dazu empfindet, ihn zu erwidern, unerwidert zu lassen und jedes unwahre Verhältnis in der Wurzel zu ersticken; aber wenn man dies tut, ist man angeblich ein Barbar, ein Knote oder etwas ähnlich Angenehmes. Man stattet also dem Butendikschen Ehepaar einen Gegenbesuch ab, und was schließen Butendiks daraus? Daß sie uns einige Wochen später zum Essen einladen müssen. Ich hab' es ja versucht und in solchem Falle geschrieben: „Unsere Zeit und unsere Körperkraft erlauben uns leider nicht, den Kreis unserer gesellschaftlichen Beziehungen noch zu erweitern — nehmen Sie's uns um Gottes willen nicht übel — wir schätzen Sie darum nicht minder" — oh, oh, oh, was waren die Folgen! Natürlich versicherten sie, uns gar nichts übelzunehmen, i Gott bewahre; aber auf Umwegen vernahmen wir, was wir für grenzenlos hochmütige und „taktlose" Menschen seien und wie schrecklich viel wir uns einbildeten. Wir Ärmsten! Wir hatten es für taktvoll gehalten, einer gesellschaftlichen Mißbildung um beider Parteien willen rechtzeitig vorzubeugen — ist es da ein Wunder, daß man gelegentlich immer wieder schwach wird und bei Butendiks Masthuhn mit Eingemachtem und Salat und bei Klappenbeks Salat mit Eingemachtem und Masthuhn und bei Süßenguths Eingemachtes mit Masthuhn und Salat ißt und sich beim Weggehen noch obendrein bedankt? Und ist man den Butensüß und

den Klappendiks einmal aufs Eingemachte gegangen, so sitzt man fest wie die Fliege im Himbeermus, man muß sie wieder bitten; man steht mit ihnen im „gesellschaftlichen Verkehr“ und jedes Aufhören ist ein „Bruch“.

Noch vor kurzem gestand mir eine Dame, daß sie manches Mal unter Tränen ihr Gesellschaftskleid anlege, wenn es gelte, wieder einmal einer völlig sinnlosen gesellschaftlichen Verpflichtung einen Abend zu opfern, den sie weit, weit lieber ihren Kindern und einer heilsamen Beschäftigung gewidmet hätte, und ich gestand ihr dagegen, daß zu den schwersten Rätselfragen des Daseins, die ontologischen und kosmologischen Probleme nicht ausgenommen, für mich die Frage gehöre: „Warum hast du gestern bei Buhmanns zu Abend gegessen, anstatt bei dir selbst?“

„Und warum, meine Gnädige,“ fuhr ich fort, „warum lassen wir uns gerade von denen die ‚Gesetze des guten Tones‘ vorschreiben, die vom ‚guten Ton‘ die beschränkteste Auffassung haben?“

„Man kann nichts dagegen ausrichten,“ meinte sie.

„Ich glaube, man kann es doch. Man muß sich eben weigern, mitzutun. Freilich werden die Leute ‚afterreden und bösen Leumund machen‘, wie es bei Luther heißt; aber es ist eine Selbsttäuschung, zu meinen, daß sie das nicht täten, wenn wir ihre Einladung annehmen. Natürlich tun sie das; der ganze Unterschied besteht darin, daß sie so lange schweigen, wie sie mit uns beim Masthuhn sitzen.“

„Aber vereinsamen will man schließlich auch nicht,“ sagte die Dame. Sie meinte sehr schmeichelhaft, ich könne vielleicht die Menschen entbehren, aber das sei nicht jedermanns Sache.

Ich erwiderte sehr entschieden, daß ich die Menschen weder entbehren könne noch wolle.

O nein, selten bin ich glücklicher, als wenn ich Gäste um mich sehe, und Wirt sein ist mir eine königliche Lust. Nur will ich eine natürlich gewachsene Gemeinschaft um mich haben, nicht ein Sammelsurium, das das gesellschaftliche Her-

kommen zusammengeleimt hat, nicht ein Fünfminutengemengsel, sondern eine chemische Seelenverbindung. Die Menschen, von denen ich mir — sei es beim ersten, sei es nach öfterem Begegnen — beim Scheine der unsichtbaren Diogeneslaterne sage: „Das ist einer!" und in deren Augen bei meinem Anblick derselbe Ausruf aufblitzt, die will ich um mich versammeln, und so oft solch einer über meine Schwelle tritt, begrüße ich seinen Eintritt wie eine gute Gabe des Himmels, freu' ich mich an seinem Gesicht wie ein Kind am Weihnachtsbaum. Und darin liegt, glaube ich, das Geheimnis der Gastlichkeit: dem Gast darf auch nicht einen Augenblick das Gefühl kommen, daß sein Wirt sich einer „Pflicht" entledige; vielmehr muß er die Empfindung haben, daß er dem Wirt durch seine Anwesenheit eine Wohltat erweise. Ich kenne eine Dame, die dem Besucher nach einer Stunde zwar mit gewinnendstem Lächeln ein Glas Wein anbietet, aber stechende Augen macht, wenn er annimmt, und niemals ermuntert sie zu einem zweiten Glase. Da pflege ich mir nun zwar die Flasche heranzuholen und mir so lange einzuschenken, als noch etwas drin ist, und gewiß ist es mir ein absonderes Vergnügen, den Geiz, das niedrigste aller Laster, zu bestrafen; aber die wahre Freude eines Gastes ist das nicht.

In schnurgeradem Gegensatz zur Großherzigkeit dieser Dame steht die Gastfreundschaft einer anderen Dame, der Hamburg-Amerika-Linie. Ich war bei einem Festbankett, das diese Dame vor manchen Jahren gab, und wurde erinnert an die Gastmähler im alten Rom. Man hatte das Gefühl: hier hat die Gastfreundschaft keine Grenzen. Ich bitte nicht mißzuverstehen: natürlich hatte sie eine Grenze, natürlich muß jede Gastfreundschaft eine Grenze haben; aber diese Grenze muß der erzogene Gast ziehen, nicht der Wirt. Der Wirt — dieses Gefühl muß den Gast erwärmen — der Wirt ist allgütig und unendlich wie der Schöpfer aller Dinge. Und abermals muß ich bitten, mich nicht falsch zu verstehen: er soll nur allgütig und unendlich sein im Umkreis seiner Kräfte. Für einen feinfühligen Gast

gibt es nichts Peinlicheres als einen Wirt, der sich überanstrengt, und Kaviar mit Pleitengeruch oder Ragout von der Masse sind ungenießbare Gerichte. Der Reiche soll für seinen Gast ein Stück Butter mehr in die Pfanne tun, der Arme ein Stück Schmalz, das aber sollen sie auch. Nicht sollen sie's nach der Art der stark verbreiteten Hausfrau machen, die den geladenen Gast bei der Suppe mit säuerlichem Lächeln versichert, daß sie „gar keine Umstände gemacht habe". Ei, das soll ihr der Teufel danken, daß sie einen Menschen zu Gaste lädt und dann „keine Umstände" macht! Wenn ich unerwartet komme und speise, so werde ich mich dankbar an einem Teller voll Reis erfreuen (vorausgesetzt, daß der Reis richtig gekocht ist, was nur wenige verstehen); wenn ich aber geladen bin, so erwarte ich allerdings, daß die gnädigste Frau ein übriges tue. Beim Himmel, es gibt Hausfrauen, die imstande wären zu bitten:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast —
aber Umstände machen wir deinetwegen nicht!

Sehet da die wunderschöne Seele des frommen Landmanns, der den Heiland zum nächsten Sonntag an seinen bescheidenen Tisch lädt. Er ist nur ein armer Teufel; aber

„Frau, hebt er an, nimm aus dein bestes Huhn,
Bereit' es kräftig, fege Flur und Haus,
Stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß;
Putz' unsre Kinderlein, mach' alles rein,
Der werte Gast will wohl empfangen sein."

Und als nun statt des Herrn ein armer alter Bettler kommt, ruft da etwa der Bauer: „Ach so, dann brauchen wir ja keine Umstände zu machen!" und schließt etwa die Bäuerin das weiche Huhn und die fette Suppe in den Schrank? O nein:

„Da eilt der Vater: ‚Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht!
Komm, labe dich, du kommst noch nicht zu spät.'

Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan:
‚O Kinder, seht! In diesem Ärmsten ist
Heut unser Gast der Heiland Jesus Christ!'"

Und so ist in jedem, der an unserm Tisch und an unserm Herde weilt, wenn auch nicht ein Gott, so doch mindestens ein König unser Gast. O, die Heiligkeit des Gastrechts und der Gastfreundschaft ist ein tiefer Gedanke! Alle sind wir Gäste, weil wir alle Pilger sind.

Unser Dichten, unser Tun
Richten Pharisäer;
Rückt indessen um den Tisch
Näher nur und näher!
Will nun mit erhöhter Kraft
Nach dem Ruhme streben:
Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.

Schon als Knabe konnt' ich nicht begreifen, warum „Timon von Athen" nicht eines der beliebtesten und meistbegehrten Shakespeareschen Dramen war. Mit schwärmerischer Liebe schloß ich diesen Helden in mein Herz, und nirgends erschien mir die Masse der Menschen — ein Ratten- und Hamster-, Schakals- und Pelikansgeschlecht — verächtlicher und hassenswerter als in diesem wirklichen Trauerspiel. Gewiß: ich wußte schon damals, daß die verschwenderische Gastlichkeit und Freigebigkeit des Atheners eine Torheit war; aber sie schien mir eine rührende, königliche Torheit, weit königlicher als die des alten Lear! Jetzt, da ich ein Mann bin und die Undankbarkeit der Menschen, d. h. unsere Undankbarkeit wahrhaft erkannt und gefühlt habe, jetzt bin ich noch mehr überzeugt, daß mein Liebling ein Tor war, aber ein Tor, liebenswerter als hundert Weise, die ich gesehen! Traun: ich werde mich nicht durch Tafelfreunde zum Bettler machen lassen, und wenn sie sich eines Tages von mir zurückzögen, in der Meinung, daß ich mich bloßgegeben hätte, so würden

sie merken, daß ich genug zurückbehalten hätte, um ohne Freunde, in Frieden lachend leben zu können. Aber wenn ich ein Narr sein möchte, so möcht' ich's noch heute am liebsten nach der Weise Timons sein. Das lieb' ich so sehr an meinem Norden, daß er gastlich ist. Er mußte es werden; je unwirtlicher die Natur, desto wirtlicher mußten die Menschen sein. Die Skandinavier gar sind Künstler der Gastfreundschaft, und die Pflege des Gastes wird bei ihnen zum Kultus.

Der Wirt muß ein Künstler, ein Gastmahl muß ein Kunstwerk sein, aus den rechten Stoffen geformt, von einer beherrschenden Idee getragen, in kunstvoller Steigerung aufgebaut und zum harmonischen Abschluß führend. Der Wirt muß die Bestandteile seiner Gesellschaft richtig mischen; nicht alle Menschen, die zu ihm passen, passen zueinander. Er muß nicht Generalsuperintendenten und Chansonetten, feudale Großgrundbesitzer und Anarchisten zusammenbringen. Ich leugne gar nicht, daß das anziehend sein kann; es wird aber leicht zu anziehend. Allerdings passen die Herrschaften sich ja gewöhnlich an: der Generalsuperintendent vertritt aus Galanterie galante Weltanschauungen, und die Chansonette widerlegt ihn durch ehrbare Grundsätze; aber sie tun es nicht gern, besonders die Chansonette nicht. Wenn das Symposion nicht unter einem günstigen Sterne steht und von selbst in einer einheitlichen Stimmung zusammenhält — und es gibt gottverlassene Tage, an denen die „Leutnants" regimenterweise „durchs Zimmer fliegen" —, dann muß der Wirt die große Kunst besitzen, die auseinanderfallenden Geister immer wieder unauffällig um ein gemeinsames Feuer zu versammeln. Wenn unter seinen Gästen einer ist, der den Anwesenden durchaus den spinozistischen Substanzbegriff klarmachen oder vor dem Auseinandergehen noch die Geschichte der Diadochen in möglichst eingehender Behandlung erledigen möchte, oder einer, der mathematisch beweisen will, daß Wagner der größte aller Tondichter gewesen sein muß — dann muß es der Wirt verstehen, ihm in so liebenswürdiger Weise das Wort abzuschnei-

den, daß er es selbst nicht merkt. Ich bin ein großer Freund philosophischer Beschäftigung; aber Kant, der es auch war, lud zu seinen Gastmählern Kaufleute, Oberförster und Bankdirektoren und unterhielt sich mit ihnen nicht über Philosophie. Grillparzer sagte zu einer gastfreundlichen Wirtin: „Ich bitt' schön, gnädige Frau, setzen S' mich nit neben den Hebbel!" „Warum nicht?" fragte die Dame, „sind Sie bös mit Hebbel?" „Ah na, des net," versetzte jener, „aber schon bei der Suppen wird mich der Hebbel fragen: ‚Was ist Gott?' Und des kann i ihm net sagen." — Der Wirt muß sich darauf verstehen, seine Gäste niemals warten zu lassen; beim vergeblichen Warten bildet sich Kohlensäure, in der alle Lichter und Flammen der Freude ersticken. Er muß es verstehen, alle die Leute, die nicht spielen, singen und vortragen können, die es infolgedessen durchaus wollen, an die Kette zu legen und die schüchternen Könner ans Klavier zu lotsen; aber selbst in der Aufstachelung wirklicher Künstler muß er sehr, sehr behutsam sein, sonst kann es ihm geschehen, wie es einstmals irgendwo geschah, daß sich ein großer Künstler ans Klavier setzt und von 11 Uhr abends bis 3 Uhr morgens Bach spielt. Was hilft es ihm, einen solchen Dauerschwärmer wegen Freiheitsberaubung zu verklagen! Sein Gastmahl ist einfach erschlagen. Er muß seine Gäste gleich zu Anfang in eine wohlige Stimmung einzuwickeln verstehen, wenn nicht anders, so durch einen geeigneten Wein, einen Verführer, der mild und harmlos auch den Damen schmeckt, sie aber nach einem Glase schon leicht und unhörbar emporträgt; er muß die Reize seines Festes zu steigern verstehen bis zuletzt, und wenn ein Gast, auf die Uhr blickend, bestürzt ausruft: „Himmel, es ist zwei Uhr, und ich denk', es ist zehn!" dann muß er ebenso bestürzt ausrufen: „Was? Sie wollen doch nicht schon gehen? Nach dieser Stippvisite?" und er muß dabei in seinem Herzen nicht etwa denken: „Will denn diese Bande heute gar nicht weichen?!" sondern er muß genau das meinen, was er sagt. Dann wird sein Fest verklingen in dem allgemeinen Bedauern, daß es zu

Ende sei, und seine Gäste werden mit rückgewandtem Gesicht und schwer sich lösenden Händen von ihm Abschied nehmen.

Und nach einem solchen Feste wird er noch eine köstliche halbe Stunde haben. Mit einer frischen Zigarre wird er durch Zimmer und Garten wandeln und wird um die Tische in Lauben und Nischen noch die stoff- und schwerelosen Gestalten seiner Gäste sitzen sehen, wird sehen, wie sie ihm zutrinken und zulächeln wie aus einem seligen Schattenreiche. „Tafelfreunde?“ wird er sich fragen. Ei, wenn sie gesellige Gaben besitzen und uns frohe Stunden schenken können, warum sollen wir nicht Tafelfreunde haben, wie man hübsche Vögel oder Eichkätzchen hat? Ich werde für ein Gastmahl nicht verlangen, daß sie mir das Leben retten, wenn ich am Ertrinken bin, oder mir hundert Mark leihen, wenn ich sie brauche. Ich werde meine Freunde nicht schätzen nach einem Lächeln beim Wein.

Und immer wieder durch Saal und Garten wandernd, das verklingende Gelächter, die verglimmenden Farben des Festes in Ohren und Augen, wird er eine Handvoll veratmender Rosen von einem Tische nehmen und ihren letzten Duft einsaugen. Und wenn er immer noch angeheitert ist, wird er den Tag gar mit Versen beschließen und lächelnd vor sich hinsprechen:

Mag euch nun der Misanthrop
„Tafelfreunde“ schelten —
O, ich weiß, ihr werdet einst,
Was ich gab, vergelten!
Klagend wird's an meiner Gruft
Euer Herz durchbeben:
„Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.“

Und in meiner sichern Truh'
Werd' ich leise lachen,
Weil Freund Hein es nicht gelang,
Ganz mich totzumachen.
Wird ein Tropfen meines Bluts
Doch im Sprüchlein leben:
„Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.“

Vom Rauch- und Brandopfer.

Immer wenn eine Tabaksteuer begründet werden soll, sagen die Minister: Der Tabak ist kein unentbehrliches Genußmittel; Tabakrauchen ist Luxus. Ja freilich, indem ich auf meine schreibende Hand sehe, empfinde ich, daß der Ring an meinem Finger auch Luxus ist, und nicht minder die Manschette, die unter dem Ärmel hervorschaut, und selbstverständlich auch die silbernen Knöpfe, die sie zusammenhalten. Die Alpenveilchen auf meinem Schreibtisch und der Bronzeleuchter und die bronzene Goethebüste — alles Luxus. Daß meine Frau mir zum Frühstück ein Brot mit Schinken und echtem chinesischen Tee hereinbringt, ist Luxus; ein Haferaufguß und ein Brot mit Butter oder vielmehr Schweineschmalz oder richtiger Margarine tun angeblich dieselben Dienste. Die Haydnsche Sonate, die mir mein Töchterchen, während ich schreibe, auf einem guten Flügel vorspielt, ist kein unentbehrliches Genußmittel; ich kann ja singen, und wenn ich nicht singen könnte, könnte ich ja pfeifen und auf den Fensterscheiben trommeln. Und so gelangen wir denn mit dieser Philosophie, wenn wir sie durchhaltend, wie es Philosophen geziemt, verfolgen, in wenig Schritten zum Zyniker von Sinope. Oder auch weiter. Eine Tonne, ein Mantel und ein Brotsack — wer will denn beweisen, daß sie notwendig wären? Ist etwa das Leben ein unentbehrliches Genußmittel? „Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran?" Nichts.

Aber ein Gift ist der Tabak. Ei freilich ist er das. Ist die Rechnung, die mir mein Schneider schickt, kein Gift? Ist es kein Gift, wenn mein Dienstmädchen mir die kostbare alte

Standuhr in Trümmer schmeißt? Ist es kein Gift, wenn mein namhafter Schuldner Xaver Ypsilanti Konkurs anmeldet? Wenn mein Stück bei elender Darstellung einen unbestrittenen, großen Erfolg hat und einer der landesüblichen Selbstdichter und Preßdramatiker an die Zeitungen drahtet, es sei trotz glänzender Darstellung ausgepfiffen worden, so ist das wohl kein Gift? Wenn ich sehe, daß selbst ein Spinoza die Zweiheit der res extensa und der res cogitans durch den angeblichen „Parallelismus" nur zu umschreiben, nicht aufzulösen vermag und die Zweiheit des betrachtenden Subjekts nicht hinweggrübeln kann — ist das vielleicht kein Gift? Der Fall Faust zeigt, daß solche und ähnliche Fragen unmittelbar zur Vergiftung führen können. Wenn Verleumder deinen Garten unterwühlen, und es dir nicht gelingen will, den heimlichen schwarzen Gesellen mit dem Spaten das Genick zu durchstoßen — ist das Gift? Wenn du unweigerlich einen Zylinder tragen mußt und dieser Zylinder rechts und links wackelt, weil er dort zu weit ist und vorn und hinten auf die nichtswürdigste Weise drückt, weil er dort zu eng ist — ist das Gift? Wenn der Bahnhofsvorsteher „Abfahren!" ruft und der Hausdiener mit deinem Gepäck noch nicht zu sehen ist; wenn dir dann bei 25 Grad Sommerhitze im Wagen ein großer, dicker Kerl gegenübersitzt, der kein Fenster geöffnet sehen will; wenn du ein Rembrandtsches Bild malen möchtest und es nicht kannst; wenn die Londoner „Times" von deutschen Friedensstörern reden und eine Flasche Rotspon, die du dir zehn Jahre lang aufgehoben hast, nach dem Kork schmeckt — ich frage, ob das alles Gift ist oder ob das kein Gift ist. Und ist vielleicht eure Nahrungschemie so weit fortgeschritten, daß ihr wißt, welche Menge und welche Beschaffenheit Meyer nützt und Müller schadet? Nein, nein, glaubt es mir, wir schlucken ununterbrochen eine Unmenge von leiblichen und seelischen Giften, besonders seelische, und irgend jemand hat gesagt, der Mensch, der im öffentlichen Leben stehe, müsse sich daran gewöhnen, jeden Morgen eine Kröte

zu verschlucken. Der Mann war ein Schönfärber; denn die Kröte ist ein getrüffeltes Rebhuhn gegen das, was der Mann der Öffentlichkeit schlucken muß. Aber schlucken müssen wir alle, die wir geboren sind — ach, an der Erde Brust sind wir zum Schlucken da — dann aber will ich wenigstens zu dieser Volksküchenmahlzeit auch meine Zigarre haben.

Und zwar wünsche ich viele verschiedene Sorten in meinem Schranke zu haben; denn die innerlichsten Reize der Zigarre kommen erst durch den Gegensatz zur Erscheinung. Wenn Freunde mich besuchen, so lieb' ich es, als Nikotinprotz aufzutreten und durch Darbietung von mindestens zehn verschiedenen Kisten Staunen zu erregen. Und da ich in einer Zigarrenfabrik aufgewachsen und seit meinem achten Jahre Gewohnheitsraucher bin, so vertrauen sie meiner Kennerschaft unbedingt. Wenn sie wissen wollen, was eine Zigarre wert sei, so geben sie mir eine zur Probe; ich sage ihnen dann auf den Pfennig genau, was sie kosten darf, und in der Regel haben sie dann auch mehr dafür gezahlt. Sie fallen immer wieder auf Äußerlichkeiten hinein, die Guten, auf schöne „Leibbinden" und prunkvolle Deckelbilder und vokalreiche spanische Aufschriften. Du lieber Himmel, Vasco da Gama und Christobal Colon und schöne Weiber kann man leicht in eine Kiste hineinkleben, und goldene Ehrenzeichen haben sie alle schockweise. Ein einziges handgroßes Stückchen Stanniol hat mir schon manche Freude gemacht. In dieses Stanniol wickle ich eine Sechspfennigzigarre (eine Hamburger Sechspfennigzigarre ist immerhin so, daß eine unmittelbare Gesundheitsschädigung nicht vorliegt) und die so zubereitete und veredelte Zigarre stecke ich in meine Zigarrentasche. Wenn ich dann im Kreise der Freunde diese Tasche herumreiche, so findet sich immer einer, der mit hämischer Freude im Blick, etwa als wenn er sagen wollte: Ich kann mir ja denken, daß es einem nicht angenehm ist; aber ich bin so frei — die silbern Funkelnde aus dem Versteck hervorzieht. Ein leises Zucken um meinen Mundwinkel bestärkt ihn in seinem Jubel. Aber wenn er sie

dann mit peinlichster Sorgfalt enthäutet hat und die ersten Duftwolken mit leise bebenden Nüstern einzieht, dann fühlt er gewöhnlich das Bedürfnis, mich zu entschädigen und mir zu bestätigen, daß ich doch ein ganz abgefeimter Kenner und Feinschmecker sei.

Ja, sie glauben alle an mich; nur einer wollte nicht glauben. Es war ein seelenguter Mensch und ein aufopfernder Freund, nur seine Zigarren waren mangelhaft. Ich sagte ihm das wiederholt mit der Aufrichtigkeit, mit der man seinem Freunde auch seine Fehler zeigen muß; aber er bestritt diese Schwäche und erklärte, ich verstünde nur nichts vom Tabak. Eines Tages waren wir mit mehreren Freunden bei ihm versammelt, und als er auf einen Augenblick hinausgegangen war, entnahm ich vor Zeugen seiner Kiste eine Zigarre und steckte sie ein. Nach einer Weile, als er wieder eingetreten war, bot ich ihm diese Zigarre dar und sagte: „Da, rauch' einmal die, damit du mal erfährst, wie eine wirkliche Zigarre sein muß." Ich hatte mich nicht verrechnet; er steckte sie an und begann sofort zu schimpfen. „Nun also," sagte ich, „jetzt sagst du's selbst," und dann klärten wir ihn auf. Dabei waren seine Zigarren diesmal wirklich gut.

Überhaupt: ein selbst rauchender Mensch bietet immerhin noch eine gewisse Gewähr (wenn er nicht gerade auf einem abgelegenen Dorfe wohnt), schlimm sind dagegen die Zigarren der Nichtraucher, jene Zigarren, die als notwendiges Übel für rauchende Gäste in irgend einem lieblosen Winkel, zum Beispiel in Kleiderschränken mit Naphthalin oder Kampfer aufbewahrt werden. Ein richtiger Zigarrenhändler weiß natürlich schon nach zwei Worten, wen er vor sich hat, ob einen Raucher von Qualitäten oder einen Raucher schlechtweg oder einen Nichtraucher, der „Colorado" für eine Tabaksorte hält. Darum, wenn man zu einem Nichtraucher geladen ist, soll man sich, bevor man das Empfangszimmer betritt, durch einen tastenden Griff vergewissern, daß man das eigene Rauchbesteck im Frack habe; es findet sich dann schon eine Gelegenheit, die

freundlichst dargebotene Nichtraucherzigarre unvermerkt gegen eine eigene umzutauschen. Wirklich gefährlich wird der Nichtraucher erst da, wo er so unter dem Zauber seiner Gattin steht, daß er erst bei der Verabschiedung seiner Gäste mit einem krampfhaften Lächeln ausruft: „Ach, nun hab' ich wahrhaftig ganz vergessen, den Herren eine Zigarre anzubieten! Na — wir haben uns ja auch so sehr gut unterhalten, hähähähä."

Ja, ja, mit den Frauen im allgemeinen — gottlob nicht mit allen! — liegen wir Raucher leider in einem stillen Kampfe — das Wort „still" mit Vorbehalt zu verstehen. Ich will unsere lieben Feindinnen nicht reizen und gern und schleunig zugestehen, daß ein vollgequalmtes Eisenbahnabteil schrecklich und der in Kleidern und Polstern haftende sogenannte „kalte Tabakrauch" über alle Begriffe scheußlich ist. Aber dagegen gibt es ein köstliches Mittel, meine Damen: Luft, Luft und abermals Luft, eine Gottesgabe, die noch immer erschreckend wenig geschätzt wird, vermutlich weil sie nichts kostet. Und in vielen Fällen — gestatten Sie mir diesen Männerstolz vor Frauenthronen — in vielen Fällen ist die Entrüstung über den mäßig verbreiteten Rauch einer guten Zigarre doch wohl, sprechen wir vorsichtshalber lieber in Fremdwörtern — so etwas wie Sensibilitätskoketterie, hm? Schon der Rauch einer einfachen Sumatra- und Brasilzigarre riecht zweifellos besser als viele Salben und Wässerchen, belästigt die Atmung nicht entfernt so schwer wie ein Schnürleib und hat außerdem bekanntlich eine erhaltende Kraft. Ich kenne auch vornehme, geschmackvolle und zart veranlagte Damen genug, die, wenn der Gatte sich eine Zigarre anbrennt, entzückt ausrufen: „O, wie riecht die Zigarre schön!" ganz zu schweigen von den vielen Damen, die selbst rauchen. Natürlich kann es trotzdem vereinzelte Frauen geben, die keinen Tabakrauch vertragen — wie es Männer gibt, die keine Salben und Wässerchen vertragen — und was in solchem Falle die Pflicht eines Ritters ist, ist ja selbstverständlich. Aber ich habe Damen beobachtet, die über die ersten zarten Wölkchen einer wunder-

baren Havana empört die Nase rümpften, die aber halbe Stunden lang den Qualm der Lokomotive ins Wagenfenster schlagen ließen, obwohl so eine Lokomotive doch eine wesentlich aufdringlichere Sorte raucht als unsereiner.

Aber ich berufe mich trotzdem nicht auf den Geruchssinn der Frauen und nicht auf die Widerstandskraft ihrer Lungen und Nerven; ich wende mich — weil das immer weit mehr Erfolg verspricht — an ihre duldsame Güte, an ihre mitleidsvolle Liebe zum andern Geschlecht.

Uns Männern nämlich ist doch wohl — ich sage nicht die schwerere, aber — die rauhere Arbeit im Lebenskampfe zugefallen. Wenn die rechte Frau den rechten Mann hat, so ist seine Aufgabe doch wohl härter, widriger, gefahrvoller und unerquicklicher als die ihre. Ich weiß, ich weiß: die Frau, die sich im Hause rührt und die Verantwortung fühlt, das Werk des Mannes zu ergänzen, sie hat harte und widrige Arbeit genug. Aber das Leben da draußen, meine Damen, ist für den Mann, der Ehre, Glück und Bestand seines Hauses mit Fäusten und Zähnen erst erwerben und dann Tag um Tag verteidigen muß, das Leben, meine Damen, ist doch viel wirrer und bedrohlicher und schmutziger als Ihr Hauswesen in seinem ungeputztesten Zustande! Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich hier die denkbar bekanntesten Verse von Schiller anführe; aber ich bedarf ihrer durchaus zur Veranschaulichung dessen, was ich meine. Es sind natürlich die Verse:

> Der Mann muß hinaus
> Ins feindliche Leben,
> Muß wirken und streben
> Und pflanzen und schaffen,
> Erlisten, erraffen,
> Muß wetten und wagen,
> Das Glück zu erjagen . . .
> Und drinnen waltet
> Die züchtige Hausfrau,
> Die Mutter der Kinder,
> Und herrschet weise
> Im häuslichen Kreise

Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn usw.

Und nun frage ich jede billig denkende Frau: Wer von den beiden hat den Tabak nötiger? Trotz aller Sorgen und Mühen bewegt sich das Leben des Weibes in sanfteren, weicheren, runderen Linien als das des Mannes, das über Höhen und Tiefen, durch Distel und Dorn, über Schroffen und Schrunden geht und das wenig Tage hat, wo er sich nicht das Schienbein an einem möglichst kantigen Stein stößt. Und das ist ja eben das Wesen des sanften, narkotischen Rausches, daß seine Wolken auf Viertel-, auf halbe, auf ganze Stunden die gähnenden Klüfte des Lebens ausfüllen, seine wilden Zacken und Schroffen dem Blick verhüllen, seine ruhelosen Unebenheiten ausgleichen und glätten zu einem blauen See der Träume. Die leise und doch so wohltätige Betäubung rundet die Ecken und Kanten der Welt und verdeckt die bösesten Gerüche des Lebens; den Mann der Öffentlichkeit macht sie unempfindlicher gegen die täglich dreimalige Vivisektion. Von Personen, die dem Blick der Sterblichen entrückt wurden, werden Sie gelesen haben, meine Damen, daß eine Wolke sie hinwegnahm; auf älteren Stichen sieht man die Bilder großer Männer von Wolken umgeben; auf Wolken thronen die ewigen Götter. Und das ist es: der Rauchende ist von aller Qual und Kleinheit des Lebens durch Wolken geschieden; weiche Wolken wiegen ihn wohlig über Gipfel und Schlünde dahin:

Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt;

aber er erblickt sie doch und erblickt sie klar genug; sie verwirrt sich ihm nicht; sie verkehrt und verdoppelt sich ihm nicht wie dem Alkoholtrunkenen; sie umkreist ihn nicht; vielmehr er ist in göttlicher Ruhe über sie erhoben, und leichter

erledigen sich selbst die traurigsten Geschäfte von solchem Wolkensitze aus. Darum bot Bismarck dem Jules Favre bei den Friedensvorverhandlungen zu Versailles eine Zigarre an, mit dem Bemerken, bei einer Zigarre verhandle sich's immer leichter und ruhiger. Freilich: Jules Favre lehnte ab, und darin kann ich ihm nicht unrecht geben. Über das Unglück seines Vaterlandes dampft man sich nicht hinweg, und solche Berge und Täler sucht man nicht durch die Wolken einer Zigarre zu verhüllen.

Mit einer beweglichen Anrufung der Frauen hoff' ich in ihrem weichen Herzen die Überzeugung befestigt zu haben, daß die Seelenheiterkeit des Mannes mehr wert ist als zwölf Paar teuerste englische Tüllvorhänge. Übrigens glaub' ich im stillen, daß in vieler Frauen Herzen eine geheime Stimme für den Tabak spricht, weil der Wohlgeruch des Tabaks ein ausgesprochen männlicher ist. Ja manche Männer bedürfen geradezu der Zigarre, um männlich zu wirken. Jedenfalls, wenn manch eine beim Eintritt in ein Zimmer, wo geraucht worden ist, mit gerümpftem Näschen ruft: „Hier riecht es nach Männern!" so ist es nicht immer in ablehnendem Sinne gemeint, und was den Kuß des rauchenden Mannes betrifft, so kann ich mich auf die Autorität meiner Tocher Appelschnut berufen. Als sie jüngst bereits eine Stunde in ihrem Bettchen gelegen hatte, rief sie dem leise vorübergehenden Dienstmädchen zu: „Anna, sagen Sie bitte mal Papa, ich möchte noch einen Kuß von ihm haben, und wenn er nicht kommen will, dann geben Sie ihm von mir einen tüchtigen Kuß; wenn es 'n bißchen nach Tabak schmeckt, das schadt nix, daran gewöhnt man sich." Anna hat es dann doch nicht getan; aber das beweist nichts gegen den Tabak.

Gegen eine so gute Sache wie den Tabak gibt es überhaupt keine Beweise. Wenn jener hinterhältige Barbar, jener feige Schurke, der am Schlusse der Gesellschaft sagte: „Ach, nun hab' ich ganz die Zigarren vergessen!" wenn er die gesellschaftliche Bedeutung der Zigarre kennte und wenn er

wüßte, daß ich jener unterschlagenen Zigarre wegen niemals wieder zu ihm komme, so würde er sie vielleicht nicht vergessen haben. Daß das Beste an einem Essen die nachfolgende Zigarre ist, ja, daß sie, wenn das Essen sehr gut war, erst recht das Beste ist, das weiß man, und ich brauche es nicht zu wiederholen. Aber sie kann sogar mit einem schlechten Essen, sie kann mit dem Fehlen einer Mahlzeit und, was mehr als alles das bedeutet, sie kann mit einer langweiligen und unerfreulichen Gesellschaft versöhnen. Es klingt wohl nicht gar zu anmaßend, wenn ich wie jener Staatsmann von mir sage, daß ich mich nie in meinem Leben gelangweilt habe, daß mich höchstens andere gelangweilt haben. Wenn ich aber eine Zigarre habe, dann will ich denjenigen sehen, der es fertigbringt, mich zu langweilen. Dann kann ich liebevoll mit dem ledernsten und widrigsten Patron sprechen, weil ich mich unterdessen mit meiner Zigarre gut unterhalte. Um sich aber mit einer Zigarre unterhalten zu können, muß man ihre Seele erwecken.

Um aber die Seele einer Zigarre aufzuerwecken, muß man sie recht entzünden und langsam erglühen machen. Da gibt es Menschen, die eine Zigarre anzünden wie eine Talgkerze oder wie eine Rakete und dann brennen lassen, was brennt. Ob sie links oder rechts oder oben oder unten schief brennt, ob die Außenseite ganz bleibt, während das „innere Feuer" schon auf der Zunge brennt, das ist ihnen alles gleich. Andere „Menschen" gibt es, die sie so gründlich anzünden, daß sie fast bis zur Hälfte verbrennt und die erhabensten Augenblicke der Zigarre, ihre ersten, reinsten, jungfräulichen Düfte untergehen im Gestank des Streichholzes. Dann vergessen sie über Dingen, die vermeintlich wichtiger sind als rauchen, zu ziehen, und die Zigarre wird zum Kohlenmeiler und entwickelt wirklich sehr giftige, kopfschmerzverursachende, abscheulich riechende Kohlengase; plötzlich erwacht das Pflichtgefühl des Rauchers wieder, und er beginnt zu ziehen wie zehn gepeitschte Ackergäule, bis das Feuer an einer unglaublichen Stelle die Wand der Zigarre durchbricht usw. Wozu sich durch die Ausmalung

solcher Greuel quälen? Der Anblick solcher Barbareien schneidet ins Herz. Der Raucher von Erziehung zündet eine Zigarre genau so weit an, wie zum gleichmäßigen Weiterbrennen nötig ist, nicht weniger und nicht mehr. Und dann zieht er langsam und regelmäßig. Und wie Goethes Sänger drückt er die Augen ein; denn das ist wahr: die ersten Liebkosungen einer schönen Zigarre sind die zartesten, und ein Dankbarer genießt sie mit innerster, frommer Sammlung. Das ist der verbreitetste Fehler der Dilettanten, daß sie zu schnell rauchen, daß sie „paffen" wie die Lokomotiven. Die Zigarren gleichen jenen vornehmen und zarten Frauen, die vor rohen, stürmischen Anträgen sich scheu und verletzt zurückziehen und verschließen und der langsamen, ehrfurchtsvollen Werbung alles gewähren in stetig wachsendem Erglühen. Ja, das ist es: die Liebe, die im ersten Ansturm das Höchste verlangt und das Höchste gewährt, sie kann nur abnehmen; die langsam werbende und erworbene Seele wächst von Minute zu Minute. Gewiß, das erste Glück des Rauchers ist das zarteste und das duftigste; aber die heißesten und berauschendsten Geheimnisse enthüllt doch erst die voll entbrannte Zigarre, und wie die Liebe eines wahren Weibes mit einem wahren Herzen süß bleibt bis zum Schlusse, so währt der Zauber einer edeln und recht gerauchten Zigarre bis zum letzten Ende, gewisse schwere und allzu heftige Importen ausgenommen.

„Langsam rauchen," das ist gemeint, wenn man, einem Dilettanten eine edle Zigarre reichend, hinzufügt: „Die müssen Sie mit Verstand rauchen," eine Bedingung, die unbegreiflicherweise jeder zu erfüllen verspricht. Durch langsames Rauchen kann man einer Achtpfennigzigarre Offenbarungen abschmeicheln, die man nicht in ihr gesucht hätte, und durch Paffen kann man die herrlichste Upman zu einer Stinkrakete herabwürdigen. Es kann einen Hund jammern, wenn man eine üppige, in edelster Farbeneinheit prangende Murias oder Garcia geschändet sieht von Menschen, die aus einer Zichorienwurzel genau dasselbe Vergnügen heraussaugen würden.

Indem ich mir so die köstlichsten Stunden mit all den braunen Freundinnen, die an meinen Lippen vergingen, vergegenwärtige, muß ich wieder an Fatima denken, an Fatima, meine Lieblingssklavin, die ein braver Händler mir zuführte, die ich zwei Jahre lang besaß, die dann aber ausging und die ich nicht wiederfinden kann. Das war die stärkste, feinste, geschmeidigste, hingebendste, feurigste, geheimnisreichste, vornehmste Seele, die je in einem braunen Leibe gewohnt hat. Ich habe in meinem Schranke gute, brave Kinder, die sich beeifern, mir Fatimen zu ersetzen: da ist eine Igualdad (was so viel heißt wie „Gleichheit"), die in jedem Stück mit anderen Schönheitsmalen gefleckt ist und so eine feine Verspottung der Gleichmacher darstellt; sie ist stark und feurig wie Fatima; aber Fatimas Adel und Lieblichkeit fehlen ihr; da ist eine stille, feine Habanera; sie ist vornehm und gediegen wie Fatima; aber Fatimas rassige Kraft und ihre tiefen Rätsel sind ihr nicht gegeben; da ist eine verteufelte kleine Flor de Silvela, ein launenhafter, temperamentvoller Racker; aber Fatimens Keuschheit fehlt ihr; da ist vor allem meine liebe, gute, prächtige, tägliche Lucida, voll und freundlich wie das Indianerweib auf dem Deckel der Kiste, immer treu und zuverlässig, immer heiter und gleichmäßig gut, immer sanft und voll, sozusagen — ohne Vergleich gesprochen — eine Christiane Vulpius, die für meine Gemütlichkeit sorgt; aber so lieb sie ist, Fatima war mehr. Es sind auch noch andere da: zum Beispiel eine kolossale, mastige Rothschild; sie trägt mich durch dicke Aktenbündel und schwere philosophische Wälzer hindurch; dann ein zierlicher schwarzer Cigarillo „El Diamante"; er hilft mir Epigramme feilen; eine etwas charakterlose Blondine, namens Ribera, für die Straße, wo man nur raucht, um etwas zwischen den Fingern zu haben und Qualm zu machen, was sie sich auch phlegmatisch gefallen läßt; ferner eine Triangularis, eine eckige, kantige, großknochige Dienstmagd, die in der Eisenbahn alle unangenehmen Nebenbuhlerinnen niederschlägt usw.

Vielleicht hat sich schon manch einer gewundert, daß ich gar nichts von Zigaretten sage. Ich rauche keine Zigaretten. Ich halt's mit einem meiner Freunde, der da sagt: „Verbranntes Papier stinkt immer, und wenn's Tausendmarkscheine sind." Vielleicht ist das ein großes Loch in meiner allgemeinen Bildung und meiner Begabung. Aber ich halte es für richtiger, in einer Sache Bewundernswertes zu leisten, als auf allen Gebieten zu stümpern. Und die Erforschung der Zigarre fordert einen ganzen Mann.

Auch der Pfeife bin ich nicht zugetan. Alle drei Jahre einmal kauf ich mir eine kurze Pfeife und rauche ein paarmal daraus. Aber das ist etwas für Schiffer und Seesoldaten mit geteerten Geschmacks- und Atmungsorganen. Und nun gar erst die lange Pfeife! Könnt ihr euch einen Dichter mit langer Pfeife denken? Könnt ihr euch den Schillerschen Jüngling auf dem Flügelroß —

> Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken,
> Kaum fühlt das Tier des Meisters sichre Hand,
> So knirscht es in des Zügels Band
> Und steigt, und Blitze sprüh'n aus den beseelten Blicken . . .

könnt ihr euch diesen Jüngling mit einer langen Pfeife denken? Und doch — doch — so wunderbar sind die Wege der Kunst — Ausnahmen gibt es auch hier. Einen feinen, vornehmen Dichter kenn' ich, bei dem ich mir's denken kann. Wilhelm Raabes Romane könnten bei der langen Pfeife geschrieben sein.

Auch über Weißdornblätter, Kirschbaumblätter, Rohrstock, Roßhaar und Seegras als Rauchstoffe kann ich nichts Maßgebliches sagen; denn ich rauchte als Knabe die Zigarrenreste meines Vaters. Mein Vater hatte die Gewohnheit, nur wenige Züge aus einer Zigarre zu tun und sie dann wegzulegen. Meine Mutter hatte sich wiederholt beklagt, daß überall Zigarrenstummel herumlägen. Da hatte ich ein Einsehen.

Dagegen kann ich über nikotinfreie Zigarren berichten. Ich kann bezeugen, daß es dergleichen gibt; ich hab' eine geraucht. Kein Zweifel, man kann sie rauchen. Nur gehören dazu ein

vegetarisches Linsenkotelett und ein Glas alkoholfreien Weines, beides kredenzt von einer Dame ohne Unterleib.

Nein, nein, wir mögen uns im Leben wenden und drehen, wie wir wollen; um das Gift kommen wir nicht ganz herum. Im Sprechsaal einer Zeitung lese ich gerade jetzt einen Artikel, dessen Einsender zornmütig ein staatliches Verbot des Tabakrauchens fordert. Allerdings: das wäre ein Weg. Wenn man das Trinken und das Rauchen verbietet, dann werden die Menschen enthaltsam wie in Amerika und England. Dann bekneipen sie sich, wie Sonntags in Amerika, nur noch hinter geschlossenen Läden, oder sie brauen sich wie die Eskimos in den alkoholfreien grönländischen Missionen den Kaffee so stark, daß sie hinreichend besoffen davon werden.

Jaaa, Leute, die solche Forderungen erheben, die brauchen allerdings nicht zu rauchen. Die spüren nichts von den Qualen und Kleinheiten, von den Schroffen und Kanten und den bösen Dünsten des Lebens; denn zwischen ihrem Kopf und dem Leben ist etwas, was viel dicker und undurchlässiger ist als die Wolken einer Havanna, als die süßen Seufzer Fatimens . . .

Fatima! Kehre zurück; alles ist vergeben und vergessen!

Dein

Otto Ernst.

An die Zeitknicker.

Ich war ehemals Beamter. Beamte, Soldaten, Schüler und dergleichen pflegen gegen den Morgen hin am schönsten und innigsten zu schlafen. Es bleiben ihnen daher für den dornigen Weg zur Tagespflicht nur die unumgänglich notwendigen Minuten und Sekunden. Meinen Weg zur Pflicht kreuzte damals an einer bestimmten Stelle eine Straßenbahn, und auf diese Bahn setzte ich immer und immer wieder die letzte Hoffnung eines gewissenhaften Beamten, der gern schläft und doch rechtzeitig zum Dienst kommen möchte.

Die Polizei hatte damals die Verfügung getroffen, daß die Straßenbahnen nicht wie früher nach, sondern vor Kreuzung einer Straße zu halten hätten. Wer die gekreuzte Straße heraufkam, wußte daher nicht, ob ein Wagen in der Nähe sei; wenn er ihn aber sah, dann war's zu spät. Das heißt: ich, ich wußte es ganz genau, daß die Bahn hinter der Ecke lauerte, wenn ich die lange Humboldtstraße heraufkeuchte. Deutlich sah ich sie im Geist, wie sie horchend dastand, mit tückisch funkelnden Laternengläsern. Jetzt — jetzt hatte ich nur noch eine Minute bis zur Ecke, dann —

„Bing, bing, bing, bing!" Und siehe da: mit festlichem Geläute fuhr sie dahin und spuckte Feuer vor Vergnügen.

Es ging mir ja immer und überall so. In unsern großen Postämtern gibt es viele Schalter, damit das Publikum schnell abgefertigt werden könne, z. B. drei oder vier Schalter für Postanweisungen! Sie sind allerdings immer bis auf einen geschlossen, und vor diesem einen pflegt sich eine größere Volksmenge zu stauen. Wenn ich eine Postanweisung oder

einen Einschreibebrief anbringen wollte, so pflegte ich an fünfundzwanzigster, vielleicht auch einmal an vierundzwanzigster Stelle Aussicht aufs Drankommen zu haben, und sicher war unter meinen glücklicheren Vorgängern der Bote eines Geschäfts, das heute siebenundfünfzig Einschreibesendungen eintragen ließ, und mit tödlicher Sicherheit klappte der Beamte, sobald die Reihe an mich kam, den Schalter zu, um erst eine größere und schwierigere Zahlensäule zusammenzuzählen, einen zusammenfassenden Jahresbericht zu machen oder sonst dergleichen.

In allen diesen Zufällen lag eine Absicht, das war mir klar. Es ging mir ja genau so bei Steuerkassen, bei polizeilichen und militärischen Meldungen, bei meinen jährlichen Besuchen auf dem Standesamt. Wenn ich ein Kind anmelden wollte, dann hatte alle Welt Kinder gekriegt oder wollte eine dahinzielende Verbindung eingehen. Wenn ich eine Eisenbahnstrecke befahren wollte, wo die Züge stündlich verkehren, so erwischte ich regelmäßig den Zug, der achtundfünfzig Minuten nach meinem Eintreffen auf dem Bahnhof abzugehen bestimmt war, usw. usw.

Ich wurde verbittert. Als gerecht empfindender Mensch konnte ich ja nicht leugnen, daß ich auch schon einmal eine Straßenbahn rechtzeitig erreicht hatte, daß ich auch schon einmal allein am Postschalter gestanden hatte; aber das geschah so lächerlich selten, daß aus solchen Zufällen die Tücke, die hinterlistige Absicht des Schicksals, mich zu foppen, erst recht deutlich erkennbar wurde; solche Glücksfälle gewannen mir denn auch nur ein Lachen bittersten Hohnes ab.

Mein Zustand wurde bedenklich; mein Sinn umdüsterte sich mehr und mehr; ich drohte mit dem Leben zu zerfallen; es erschien mir endlich wie ein einziger verfehlter Anschluß.

Ich dachte, ich sann, ich grübelte, wie dieser immerwährenden Pein zu entrinnen wäre.

Und siehe, mir kam ein Einfall von verblüffender Genialität. „Wie," dachte ich, „wenn du am Abend zehn Mi-

nuten früher zu Bett gingest und dich am Morgen um ebenso viele Minuten früher erhöbest?"

„Aber woher die zehn Minuten nehmen?" sagte ich mir. „Du bist ein über und über mit Arbeit beladener Mann und schläfst kaum soviel, wie du solltest! Laß sehen! Schlag nach im Buche deines Tagewerks —"

Und ich schlug nach, und ich fand hier fünf Minuten, die ich unnütz verbrachte, und dort zehn und da sieben und da drei und — ja, was war denn das? Ich fand trotz all meiner Arbeit und all meinem Fleiße hier und da ganze Abende, ganze Nachmittage, die ich totschlug.

Ich stand also zehn Minuten eher auf. Die Wirkung war erstaunlich. Ich erreichte am andern Morgen nicht nur den Straßenbahnwagen, auf den ich es abgesehen hatte, sondern schon den vorhergehenden. Ich hatte meine morgendlichen Verrichtungen mit Ruhe vollführt und war deshalb früher fertig als je.

Ich wandte das einmal bewährte Verfahren auf Eisenbahnen an, auf Konzert- und Theatergänge, auf Vorstandssitzungen — es klappte. Wenn ich an einen zwanzigfach belagerten Postschalter kam, so überlegte ich, ob ich meine Sendung nicht ebensogut ein paar Stunden später oder am folgenden Tage oder bei einem andern Postamt aufgeben könne, und siehe, der Verkehr an den Postschaltern nahm zusehends ab.

Die Zahl der polizeilichen Meldungen, der Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle ging offensichtlich zurück. Die Beförderungsmittel änderten ihr Benehmen gegen mich vollständig. Sie wurden dienstfertig, entgegenkommend, liebenswürdig. Ich brauchte nur eine oder zwei Minuten zu warten, so kamen sie daher, ja, oft erschienen sie gleichzeitig mit mir an der Straßenecke, wie zu meinen persönlichen Diensten bestimmt, ja, ihre Freundschaft ging so weit, daß, wenn ich dennoch einmal zu spät kam, auch sie die erforderliche Verspätung hatten.

Da fiel es wie Schleier von meinem ganzen Wesen.

„Ha," riefen meine Gedanken, „solltest du früher in deiner Reizbarkeit und Krittlichkeit nur die unglücklichen Zufälle verallgemeinert, die glücklichen aber übersehen haben? Solltest du übersehen haben, daß du selbst die Schuld an der Unrast des Lebens trugst? Hat sich etwa die Welt geändert? Um deinetwillen gewiß nicht. Also hast wohl du dich geändert? So ist es. Du hast das große Geheimnis eines ruhevollen Lebens gefunden: wenn man sich Zeit nimmt, dann hat man Zeit. Lerne nur, dir Zeit zu nehmen; so viel Zeit ist immer da — so könnte man das Goethesche Wort vom Glück ändern, zumal ja Glück und Ruhe des Gemüts fast genau das gleiche sind. Du warst nicht nervös, weil du keine Zeit gehabt hättest, sondern du hattest keine Zeit, weil du nervös warst. Das ist's.

Und in meinem großen Herzen gedachte ich mitfühlend der Leiden meiner Mitmenschen.

Zu Millionen und Abermillionen sah ich sie ringsumher an Fernsprechern stehen und in nervösen Krämpfen an der Sprechschnur zappeln wie Maikäfer, die ein grausamer Dämon an einen Faden gebunden hat, sah sie zucken und zappeln, weil die Herstellung des Anschlusses zwei, man entsetze sich: zwei Minuten dauerte; ich sah sie in Eisenbahnen sitzen und bei einer Verspätung von fünf Minuten über „diese skandalöse Bummelei" fluchen; ich sah sie beim letzten Ton eines Konzerts, beim letzten Wort des Schauspielers mit der Geschwindigkeit neuzeitlicher Geschosse in die Kleiderablagen flitzen, sich wie bei einer Panik in die Ausgänge quetschen und die Straßenbahn überfallen wie eine ausgehungerte Festungsbesatzung einen Lebensmittelwagen, obwohl sie viel gescheiter täten, zu Fuß zu gehen und die Eroika unter einem Sternenhimmel ausklingen zu lassen — ich sah das alles, und ich mußte fragen: warum? warum?!

Mißversteht mich nicht! Ich weiß wohl, daß wir das Zeitmaß unseres Lebens nicht zurückschrauben können auf das Zeitmaß unserer Großeltern oder auch nur unserer Eltern; die fortschreitende Beschleunigung aller menschlichen Geschäfte,

selbst der Totenbestattung, geschieht wohl auch nach einem Gesetz der Entwicklung. Ich weiß auch: ein Leben kann so wertvoll und so berechnet sein, daß jede Minute kostbar ist, obwohl das ein äußerst seltener Fall ist und im allgemeinen nicht die größten Lebenswerke in der Hast geschaffen wurden; ich weiß auch, daß jeder von uns in die Lage kommen kann, um eines unnützen Aufenthaltes von einer Minute willen alle Gestirne des Himmels durch den Hauch seiner Flüche zu verdunkeln. Im allgemeinen aber — es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, meine Herrschaften — erinnert mich die Eile der Reisenden und Fernsprechenden, der Straßenbahnfahrer und Konzertbesucher an ein Spiel der Kinder, die zuweilen bei Tische den Einfall kriegen: „Wer zuerst seinen Teller leer hat!" und dann wie unsinnig zu löffeln anfangen, um des Glückes willen — zuerst fertig zu sein. Findet ihr auch einen Spaß darin, mit dem Gericht des Lebens zuerst fertig zu sein? Wie ein seuchenartiger Wahnsinn erscheint mir oft diese allgemeine Hast, wie eine Narrheit, von der selbst ganz vernünftige, philosophisch angelegte Menschen ergriffen werden, z. B. ich.

Ich hatte einen tiefglücklichen Abendspaziergang am einsamen Elbufer hinter Blankenese gemacht und wollte nun mit der Eisenbahn nach Hamburg zurückkehren. Als ich den Bahnsteig betrat, erscholl das Zeichen zur Abfahrt. Und obwohl ich durchaus nichts zu versäumen hatte, obwohl es mir vollkommen gleichgültig sein konnte, ob ich mit diesem oder mit dem eine Viertelstunde später fahrenden Zuge heimkehrte, stürzte ich auf den schon in Bewegung befindlichen Zug los. Ich ergriff die Handhabe neben der Tür eines Durchgangswagens und wollte aufs Trittbrett springen, sprang aber fehl und hing nun an dem fahrenden Wagen; überdies wollte sich die Tür nicht öffnen lassen, kurz: ich befand mich in einer bedenklichen Lage, bis ein Schaffner mir half. Zum Glück hatte ich dann den Wagen ganz für mich allein, so daß ich, nun mit einem Male wieder ein ganz vernünftiger Mensch,

mir mit lauter Stimme all die Schmeicheleien sagen konnte, die mir rechtmäßig zukamen.

Wäre ich bei dieser Gelegenheit zu Tode gekommen und hätte mich im Jenseits einer gefragt: „Aus welchem Grunde hast du dein Weib zur Witwe und deine Kinder zu Waisen gemacht?" so hätte ich ehrlicherweise nur antworten können: „Aus vorübergehender, aber vollkommener Blödsinnigkeit."

Zeit ist nicht nur Geld, sie ist viel mehr und viel Besseres als Geld, und darum soll man sie nicht verschwenden. Aber noch viel weniger soll man ein Zeitfilz, ein Zeitknicker sein und die Sparsamkeit mit der Zeit ins Kleinliche und Schäbige treiben. Die Athener nannten den hastigen Gang des Gerbers Kleon einen „unanständigen Gang", und sie hatten recht. Diese ewige Unrast und Eile, dieses Knickern mit Sekunden gibt unserem ganzen Leben etwas Würdeloses, Gemeines und Lächerliches. Wir machen es mit der Zeit wie mit dem Geld: wir sparen sie am falschen Ort. Hier wenden wir ein Nickelstück zehnmal um, bevor wir es hergeben, und dort werfen wir Goldstücke zum Fenster hinaus. Prüft einmal ernstlich euren Verbrauch an Zeit, prüft z. B. einmal das Fach „Gesellschaftliche Verpflichtungen" und überlegt euch, wieviel Zeit ihr für sinn- und reizlose Abfütterungen, für eine vollkommen wertlose, rein herkömmliche Geselligkeit vergeudet, und ihr werdet euch wundern, staunen werdet ihr, wieviel Kleingeld und Scheidemünze zur glatten Abwicklung eurer täglichen Geschäfte ihr daraus machen könnt!

Ich hatte einst einen gescheiten Mitschüler, der, wenn er antworten sollte, sich vor Eile stets verhaspelte und gewöhnlich eine Dummheit hervorstotterte. Einer unserer Lehrer aber sagte jedesmal, bevor er den Stotterer reden ließ: „Ruuu—hig, nur immm—mer ruuu—hig," und dieser Zuspruch war von so bezwingender Gewalt, daß der Gefragte glatt und ohne Anstoß und ohne verhängnisvollen Zeitverlust die richtige Antwort gab.

Wir machen es wie jener Schüler. Wir stottern ohne Not

unser Leben hervor, anstatt es ruhig zu veratmen. Wir sollten uns einen würdigen Papagei mit einer Baßstimme halten, der uns jeden Morgen, wenn wir aus dem Bette steigen, zuriefe: „Ruuu—hig, nur immm—mer ruuu—hig!" Wir sind ja so entsetzlich nervös — nur aus Nervosität. Nichts befördert nämlich die Nervosität mehr als Nervosität. Das klingt wie der Satz, daß die Armut von der pauvreté herrühre, hat aber doch etwas mehr Sinn. Regt euch nicht auf um Lappalien, wütet nicht über den Verlust von Minuten und Viertelstunden, wenn's nicht durchaus nötig ist; beginnt euer Tagewerk mit ruhiger Hand und ruhigem Auge, als wenn es wirklich und wahrhaftig auf anderthalb Minuten mehr oder weniger gar nicht ankäme, und ihr werdet euch wundern, wie sanft der Tag verfließt, ihr werdet bald entzückt sein, welch eine Ruhe, welch ein Behagen euer ganzes Nervengeflecht durchrinnt.

Freilich gibt es noch ein besseres Mittel, ein unfehlbar wirkendes: das ganze Leben nicht allzu ernst nehmen! Wenn man genug zu essen hat, sich selbst durch Gewinn oder Verlust von 10 000 Mark oder 100 000 Mark oder noch viel mehr nicht aus der Fassung bringen lassen! Wenn man Freude im Wirken und Schaffen findet, nicht danach fragen, ob der „Ruhm" nach zehn Jahren oder nach dreißig oder erst nach dem Tode oder überhaupt nicht komme! Sich immer gegenwärtig halten, daß man seines Glückes Schmied ist, insofern als das Glück, dieses spinnwebzarte Goldfiligran, nur in der eigenen Brust geschmiedet wird! Das ist ein wunderbares Mittel! Wer das anwendet, dem klingt es aus allen Bäumen und Büschen, aus Licht und Dunkel, aus Höhen und Tiefen: „Ruuu—hig, nur immm—mer ruuu—hig! Dieses Mittel heilt alle Nervenschmerzen. Unter Garantie! Es hat nur einen schlimmen Fehler, das Mittel. Es ist furchtbar selten.

Vom grüngoldnen Baum

Das vierbeinige Geschenk.

Auch ein Tagebuch.

Sie besitzt bereits einen ganzen Tierpark, unsere Jüngste, Tiere von Holz, Stein, Leder, Papiermasse und Metall, kurz aus allen möglichen Stoffen und in jeder erdenklichen Herstellungsart; endlich aber läßt sich der Drang nach dem Lebendigen nicht mehr zurückhalten, und zur nächsten Weihnacht will sie einen wirklichen Hund haben.

Roswitha, welch ein Begehren!

Ich habe die Hunde gern, soweit sie vier Beine haben, und soweit sie vier Beine haben, scheinen sie diese Zuneigung auch zu erwidern; diese Tiere haben wie die kleinen Kinder einen Instinkt für das Wohlwollen — aber einen Hund als Hausgenossen —? Mein Weib und ich erheben die ernstlichsten Sauberkeits- und Gesundheitsbedenken.

Wir erschöpfen unsere Einbildungskraft in der Ausmalung ungeheurer Unannehmlichkeiten und Gefahren, die ein Hund mit sich bringen kann; Roswitha sieht auch alles ein, wie es sich für ein ehrerbietiges Kind geziemt, und wenn wir sie dann fragen, was sie sich also statt eines Hundes wünsche, dann sagt sie: „'n Hund."

Wir versuchen es anders herum: wir breiten vor ihrer Phantasie die wunderbarsten Dinge aus: Ganze Puppenhäuser mit Wasserleitung und Zentralheizung, prachtvolle Parks mit Springbrunnen und lustwandelnden Paaren, die man aus einer einzigen Schachtel hervorzaubern kann, vollständige Eisenbahnen mit sämtlichen modernen Verkehrserschwerungen, kurz: alles, was ein kindlich Herz erfreuen kann, und artig und

folgsam erklärt Roswitha denn auch endlich: Ja, das alles möchte sie gern haben, und außerdem natürlich einen Hund.

* * *

Er ist da. Der Hundeseelenverkäufer hat den Judaslohn eingesteckt und ist gegangen. Es ist ein Dackel; er steht da und sieht sich ratlos im Kreise um wie ein Untersekundaner in der ersten Tanzstunde. Roswitha ist nicht zugegen. Wir lassen sie unter irgend einem gleichgültigen Vorwande rufen. Sie kommt, und nun ereignet sich ein Wunder. Das Tier springt mit einem jauchzenden Bellaut an ihr hinauf und will ihr das Gesicht belecken. Roswitha ist hochbeglückt und fragt: „Wo kommt der her? Wem gehört der?"

„Der gehört dir."

Das Weitere ist nicht zu beschreiben. Es gibt eine Freude, bei der dem Zuschauer die Tränen ins Auge treten. Menschenfreude ist so ergreifend wie Menschenleid.

* * *

Es ist kein Zweifel mehr, Roswitha und Männe sind durch Schicksalsschluß von Ewigkeit her füreinander prädestiniert. Er spielt auch gern mit den andern Kindern; er zeichnet mich aus, indem er, wenn er unter meinem Schreibtisch liegt und schläft, sich mit schmeichelhafter Vertraulichkeit auf meine Füße bettet, deren lebendige Wärme ihm sehr brauchbar scheint; er schätzt meine Frau noch höher; denn sie, nur sie, reicht ihm regelmäßig das Futter, und wenn er seine Schüssel leer geleckt hat — „nicht jedes Mädchen hält so rein" — so schenkt sie ihm einen prachtvollen Knochen; wenn die lieblichsten Düfte der Küche in ihren Kleidern hängen, so folgt er ihr, wohin sie will, und auch sonst gehorcht er ihr nicht selten (für einen Dackel eine erstaunliche Leistung) — und doch: wenn diese Frau zum Schein die Hand gegen Roswithen erhebt, als wolle sie sie schlagen, so blafft er sie wütend an

und schnappt nach ihrer Hand! Der edle Grundsatz: „Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe," gilt bei den Hunden nicht. Ich möchte wissen, wer auf die törichte Idee gekommen ist, das Wort „Hund" als Schimpfwort zu gebrauchen. Ich will's gewiß nicht wieder tun.

* * *

Sobald das Dienstmädchen am Morgen seine Kammer geöffnet hat, rast er — zeigt mir einen Menschen, der mit so krummen Beinen so rasend laufen kann! — rast er die Treppe zu Roswithens Schlafzimmer hinauf. Ich weiß nicht, wie ich dies Rennen bezeichnen soll — etwa wie wir ein Zündholz anreißen: rrt! — ist er oben und winselt vor ihrer Tür. Wenn ihm das Mädchen die Tür geöffnet hat, läuft er an Roswithens Bett und schaut hinein, und wenn sie schläft, legt er sich still auf den Bettvorleger nieder und wartet. Sowie sie erwacht und sich leise regt, springt er an ihrem Bett empor, reißt den Mund auf bis an die Ohren und lacht.

Beim Ankleiden und beim Frühstück weicht er nicht von ihrer Seite, und wenn sie zur Schule fährt, begleitet er sie zum Bahnhof. Wenn er die Mittel hätte, würde er ihr jeden Morgen einen Veilchenstrauß in den Wagen reichen. Anfangs wollte er mitfahren; aber bald hat er eingesehen, daß das nicht möglich ist, und hat verzichtet. So ein Dackel kann entsagen wie ein Philosoph. Nur daß er dem Zuge wehmütig nachschaut, bis er den Bahnhof verlassen hat. Roswitha winkt mit dem Taschentuch und will bemerkt haben, daß er mit den Ohrlappen zurückwinke. Dann steht er noch einen Augenblick versunken da, das Haupt auf die Seite geneigt und mit einem Blick — einem Blick! — ich muß immer an den Vorgeiger einer Zigeunerkapelle denken, der mit geneigtem Ohr die schwermütig-schmelzenden Töne seiner Geige einsaugt. Dann tappt er heimwärts. Das Leben hat vorläufig keinen Sinn und Zweck mehr als den, verschlafen zu werden. Zu jeder ihm passenden Zeit kratzt er an meine Tür, ob ich dichte oder nicht,

und ich oder jemand anders macht ihm auf; denn ich habe die Weisung gegeben:

„Dieser Ritter wird künftig ungemeldet vorgelassen.“

Er geht geradeswegs unter meinen Schreibtisch, legt sich mit schwermütiger Unverschämtheit quer über meine Füße und schläft. Schläft und schnarcht wie ein Nachtwächter im Dienst. Stunde auf Stunde. Wenn er gar zu heftig zu meinen Versen schnarcht, versetz' ich ihm aus verletzter Dichtereitelkeit einen Stoß und rufe: „Männe! Mäßige dich!“ Dann hört das Schnarchen für eine Minute auf, um dann mit neuer Kraft zu beginnen. Wer so schlafen könnte! Wer die Zeit dazu hätte! Die Türklingel mag läuten und die Haustür mag gehen, so oft sie will — er schläft und schnarcht. Verrückt, so etwas „ein Hundeleben“ zu nennen!

Aber Männe könnte wie der Mann des Seidl-Löweschen Liedes singen:

Ich trage, wo ich gehe,
Stets eine Uhr bei mir —

Gegen zwei Uhr wird sein Schlaf unruhig. Von Zeit zu Zeit zucken seine Ohren — es wetterleuchtet in seinen Zügen, wie ein ordentlicher Romanschreiber sagen würde — plötzlich hebt er den Kopf, rast — rrt! — nach der Tür, kratzt und winselt: „Aufmachen, aufmachen!“ — rrt! an die nächste ebenfalls geschlossene Tür und heult: „Aufmachen, schneller, schneller!“ — rrt! an die Haustür und bellt: „Diese ekelhaften Türen!“ saust wie ein abgeschossener Dackel durch den Garten und in die Arme seiner vergötterten Herrin! Er hat sie gehört, gespürt, geahnt, mit zweitem Gesicht gesehen, bevor wir nur das Geringste hörten. Wie sie sich begrüßen, wie sie miteinander durch den Garten tollen — ja, das ist Liebe! Er lacht Tränen vor Wonne, und sein Schwanz, das Perpendikel seines Herzens, macht zehn Schwingungen in der Sekunde. Wenn sie ihre Schularbeiten macht, wenn sie mit ihren Puppen spielt — er liegt selig blinzelnd zu ihren Füßen. Wehe, wenn ein anderer das Zimmer betritt! „Wer wagt es,

in den Dunstkreis meiner Herrin zu treten!“ fährt er grollend auf und beruhigt sich nur langsam, wenn es ein Mitglied oder ein Freund des Hauses ist. Er erlaubt uns, mit Roswithen familiär zu verkehren, läßt aber durchblicken, daß ihm diese Vertraulichkeiten im Grunde seines Herzens nicht gerade angenehm sind.

* * *

Einmal aber kam sie nicht nach Hause, weil sie gleich von der Schule zu ihrer Freundin auf Tag- und Nachtbesuch gegangen war. Um zwei Uhr lief er an die Haustür, horchte und witterte und dachte: „Nanu?!“ Er setzte sich nieder und wartete bis drei, bis vier, bis fünf. Er aß nicht, kauerte sich zusammen und verfiel in einen unruhigen Halbschlummer. Er fuhr empor, sobald er draußen etwas hörte — und sank traurig wieder in sich zusammen. Um sieben Uhr saß er noch auf dem Vorplatze,

> und das Antlitz noch, das bleiche,
> nach dem Fenster sah.

Dann begriff er: sie kommt nicht, und suchte, ohne gegessen zu haben, mehr kriechend als gehend, sein Lager auf.

In der Nacht begann er zu heulen, daß wir erwachten und nicht wieder einschlafen konnten. Ich stieg im verwegensten Nachtkleid die Treppen hinunter und machte ihm beruhigende Vorstellungen, schüttelte ihm sein Lager zurecht und lud ihn ein, wieder Platz zu nehmen und wohl zu ruhen. Nach solchen Ausflügen empfindet man die Bettwärme besonders wohltuend. Ich hatte kaum drei Minuten gelegen, als Männe wieder zu heulen begann wie ein besserer Schloßhund. Diesmal entfuhr ich schneller dem Bett, eilte die Treppe hinunter und wurde in meinen Worten sehr unangenehm, in meiner Stimme äußerst drohend. Ich sah nach dem Futter- und dem Wassernapf — es war alles in Ordnung, stellte ihm das Ulti-

matum: jetzt Ruhe oder Prügel! und flüchtete klappernd wieder in mein Bett.

„Na, jetzt scheint er sich ja —“

„Zu beruhigen,“ wollte meine Frau sagen, kam aber nicht dazu, weil der Herr Dackel wieder das Wort genommen hatte.

„Vielleicht will er hinaus,“ meinte meine Frau. Ich zog mich also an, ging hinunter, schloß die beiden Haustüren auf und sagte: „Hinaus!“

Rrrrt! war er draußen.

Ich schloß wieder zu, ging nach oben, entkleidete mich und schlüpfte tief aufatmend und zufrieden ins Bett. Da heulte und bellte er draußen, und schlimmer als zuvor.

„Jetzt weckt er auch die Nachbarn auf,“ sagte meine Frau.

Ich zog mich abermals an, diesmal aber lag in der Art, wie ich die Hosen heraufzog, entschlossener Ingrimm. Ich nahm einen gehörigen Stock zur Hand, ging hinunter, schloß wieder zweimal auf, rief den Hund mit wohlwollend gefärbter Stimme ins Haus — rrt, lag er wieder in seinem Korb — und schloß wie ein bedächtiger Henkersknecht wieder zu. Dann ging ich zu dem Hunde und hob den Stock — aber das Tier sah mich mit einem Paar Augen an — nie hab' ich in menschlichen Augen eine so ergreifende Angst und Traurigkeit gesehen. Aus der Tiefe seines dunkleren Daseins herauf fürchtet sich ein Tier vielleicht noch mehr, als ein Mensch sich fürchten kann. Ich warf den Stock hin, redete dem Tiere wieder begütigend zu und ging wieder nach oben. Wir mußten uns endlich entschließen, auch trotz Hundegeheuls einzuschlafen, und wenn man muß und will, kann man auch das.

Als Roswitha nächsten Tages heimkehrte, ließ Männe eine Art Bellheulen hören, das man nicht näher bezeichnen kann; es schien ein wirres Gemisch von Bellen, Weinen, Jauchzen, Heulen, Schluchzen und Hurrarufen, und in seiner Begeisterung rannte er so heftig gegen sie an, daß sie sich wider Willen „bums“ auf den Rasen setzte. Diese Gelegenheit benutzte Männe wider alles Verbot, ihr immer abwechselnd Hals

und Gesicht zu belecken. Sein Schwanz machte diesmal fünfzehn Schwingungen in der Sekunde.

* * *

Inzwischen ist es Frühling, ist es Sommer geworden, und Männe zieht Feld und Garten dem Aufenthalt zu meinen Füßen bei weitem vor. Wenn Kinder im Garten sind, vor allem, wenn Roswitha dabei ist, bevorzugt er den Garten vor allen anderen Plätzen. (Auch ein Beweis für Männes feinen Instinkt, daß ihm die Kinder lieber sind als die Erwachsenen.) Er erlaubt dann gütigst, daß man ihn spazieren fahre. Die Kinder setzen ihn in den Blockwagen, bedecken ihn bis an den Hals mit Birken-, Erlen- und Weidenkätzchen, so daß nur der interessante Kopf hervorschaut; zweie ziehen und eines geht hinterher und hält den Sonnenschirm über ihn. Er aber blickt um sich mit dem lässigen Behagen eines feinen Mannes, der mit dem schicksten Gespann der Welt durch den Tiergarten fährt.

Wenn keine Kinder da sind, bin ich ihm gut genug, ja, wenn ich Miene mache, nach den Stiefeln zu greifen, macht er die halsbrechendsten Versuche, mich zu küssen. Ich brauche von dem Worte „ausgehen" nur die erste Silbe zu sprechen, so steht er schon wonneheulend an der Haustür. Es ist der Forscherdrang, der ihn hinaustreibt. Denn unterwegs gibt es keinen Garten und kein Gehöft, keine Tür und keine Pforte, durch die er nicht eindränge, um eine gründliche Ortsuntersuchung vorzunehmen, so daß ich mir schon gedacht habe, er sei im Stillen mit der Abfassung eines Adreßbuches für Hunde beschäftigt. Man kann nie wissen, was in so einem Dackel steckt und was er vorhat.

Wenn weder die Kinder noch ich zu seiner Unterhaltung verfügbar sind, liegt er auf dem Rasen in der hellsten und heißesten Sonne. Es ist nicht zu sagen, was solch ein Tier an Sonne in sich aufnehmen und an Faulheit hervorbringen kann. Dackel sind der schlagendste Beweis gegen die Lehre, daß

Wärme sich in Bewegung umsetze. Männe nun gar hat die Faulheit zur Genialität entwickelt. Der trägste Maurersmann ist eine Biene im Vergleich zu ihm, und wenn Otto der Faule ein Denkmal erhalten hat, so verdient Männe eine ganze Siegesallee. Halbe Tage lang liegt er, den Kopf auf die Vorderpfoten gestreckt, in der Sonne und schlürft das Dasein in sich ein als ein Schlemmer, der die ewige Seligkeit durch einen Strohhalm einsaugt.

Nur zuweilen steht ihm der Sinn nach anderem Vergnügen. Dann kommt niemand, auch der harmloseste Spaziergänger nicht, an unserm Garten vorbei, ohne daß ihn Männe ohne allen Grund und Zweck auf die heftigste Weise angebellt und angeschnauzt hätte. Er bleibt wohlweislich hinter dem Gitter; aber er schnauzt wie toll: „Was haben Sie hier zu suchen! Scheren Sie sich augenblicklich fort, oder —!" Ich denke mir, daß er in einem früheren Dasein Polizeibeamter gewesen ist, und daß es sich nur um gelegentliche Rückfälle, um eine Art Atavismus handelt.

Wenn er auch dieses Vergnügens müde ist und sich gar nichts anderes mehr bietet, trottet Männe nach dem Hintergarten und holt aus einem Versteck den ewigen Knochen hervor. Es ist ein vollkommen abgenagter, steinharter, gebleichter Knochen, von dem auch nicht das Geringste mehr herunterzubeißen ist; aber was will man dazu sagen? Man kann daran nagen und kauen. So hat der Mensch die Erinnerung . . .

* * *

In Alexander Dumas wundervollem Lügenroman „Der Graf von Monte Christo" gibt es einen alten Mann namens Noirtier, der so schwer vom Schlage gerührt ist, daß er weder sprechen noch ein Glied rühren kann; aber Augen hat er, Augen, in denen sich sein ganzer Lebensrest gesammelt hat. Mit alleiniger Hilfe dieser Augen unterhält er sich, macht er Testamente, entlarvt er Giftmischerinnen, führt er Liebende zusammen — ich erinnere mich nicht, ob er auch Klavier spielt;

aber Dumas würde auch das auf sich nehmen — kurz: macht der alte Herr Sachen, bei denen im Vollbesitz ihrer Kräfte befindliche Menschen in Schweiß geraten würden. An die Augen des Noirtier muß ich jedesmal denken, wenn ich in Männes Augen schaue. Auch er macht und sagt mit den Augen alles. Es gibt nichts Klügeres und dabei Unergründlicheres als Dackelaugen, nichts Ausdrucksvolleres, Wechselvolleres als ein Dackelgesicht; denn der Dackel ist derjenige unter den Hunden, der ein wirkliches Gesicht hat. Manchmal, wenn ich ganz allein bin und keinen andern Gesellschafter habe als ihn, spreche ich stundenlang mit ihm die tiefsten Dinge über die heutige Literatur und Kritik. Oft sind wir verschiedener Meinung: so schwärmt er z. B. für einen Bogen aus einer expressionistischen Gedichtsammlung; allerdings ist einmal Wurst darin eingewickelt gewesen. Wie köstlich sind auch seine Antworten, wenn er sich in meiner Abwesenheit eine Wurst vom Frühstückstisch geholt hat!

„Ach bitte, verehrter Männe, komm doch mal her!"

Seine ganze Rückwirkung besteht darin, daß seine Ohren leise zucken.

„Männe!"

Er hebt langsam den Kopf von den Pfoten.

„Hörst du nicht, Männe?"

Er erhebt sich langsam und streckt sich in den Vorderbeinen.

„Hierher, Männe!"

Er wiederholt dieselbe Freiübung in den Hinterbeinen.

„Na?!"

Jetzt läßt er sich langsam herbei.

„Wo ist die Wurst geblieben?"

„Wie meinen?" versetzt er, indem er mit sanftem Augenaufschlag den Kopf auf die Seite legt.

„Wo die Wurst geblieben ist, will ich wissen."

„Sie verzeihen, ich höre auf diesem Ohr nicht gut," erklärt er und neigt den Kopf auf die andere Seite.

„Wer hat die Wurst hier weggenommen?"

„Gestatten Sie eine Frage: Was ist Wurst?“ erwidert er.

Ich ziehe ihn an seinem Halsband an den Tisch, stelle ihn auf einen Stuhl und deute auf den Teller, um ihm seine Schandtat durch die Sinne in Erinnerung zu bringen.

„Ich danke,“ bemerkt er, „ich habe keinen Hunger.“

„Pfui, Männe,“ ruf' ich, indem ich ihn schüttele, „du stiehlst Würste? Schäm' dich, du Lump!“

Er blickt mich voll an mit den Augen des Herrn Noirtier und versetzt: „Auf diesen Ton einzugehen verbieten mir Erziehung und Selbstachtung.“

Kurz, es ist ihm nicht beizukommen. Er stellt sich hartnäckig auf den Standpunkt: „Solange man unschuldig tut, kann man noch Dumme finden, die's glauben,“ und erinnert mich dann immer an den bekannten biederen Bürgersmann, der für seine Ernennung zum Ehrenbürger mit den Worten dankte: „Sie haben gesagt, meine Herren, daß ich die allgemeine Achtung meiner Mitbürger genieße, und es ist wahr: dreißig Jahre lebe ich nun unter Ihnen, und man kann mir nichts beweisen.“

Nun wird mir vielleicht der eine oder andere meiner Leser einwenden, ich übertriebe und schätzte den Geist meines Dackels denn doch gar zu hoch ein. Solchen Zweiflern will ich noch ganz was anderes sagen. Die Menschen haben jahrtausendelang die Erde für das Zentrum des Weltgebäudes gehalten und sind furchtbar damit hineingefallen. Dann hat es noch lange Zeit Leute genug gegeben, die da hofften, daß wenigstens der Mensch das Zentrum der Welt sei. Ihre Bloßstellung hat nicht auf sich warten lassen. Daß er Gipfel und Mittelpunkt der lebendigen Erdenwelt sei, das glaubt der Mensch noch heute. Wie aber, wenn er eines Tages auch von diesem selbstgezimmerten Throne verjagt würde und in irgend einem Tier eine weit begabtere und ehrenwertere Gattung erkennen müßte? „Oho!“ hör' ich einige rufen. Bitte: ich stand vor einiger Zeit vor dem Ladenfenster eines großen Bankiers, allwo man Münzen in Silber und Gold und unzählige Banknoten und Wert-

papiere aus aller Herren Ländern, alles in allem ein beträchtliches Vermögen ausgestellt sah. Da kam ein riesiger Hund daher, und was tat dieser Hund? Er warf einen kurzen Blick in das Schaufenster und nahm dann diesen Schätzen gegenüber eine Stellung ein, wie sie die Hunde an Ecken, Bäumen, Laternenpfählen u. dgl. nicht selten einnehmen. Kann ein zynischer Philosoph eine größere Überlegenheit beweisen? Ja, noch mehr; dieselbe Stellung sah ich bald darauf einen Hund vor einem Bücherladen einnehmen, und zwar genau an der Stelle, wo das Buch eines meiner literarischen Gegner — den Namen überlass' ich der Auswahl des gütigen Lesers — ausgelegt war. Wo findet man bei Menschen ein so sicheres Urteil? Nun ja, wendet vielleicht ein Mann von großer Vernunft ein: der Hund weiß eben nicht, welchen Wert eine Obligation der Österreichischen Staatsbahn darstellt; man halte ihm aber eine Wurst hin, und man wird sehen, wo seine Überlegenheit bleibt! Das ist ja eine sehr vernünftige und ernsthafte Bemerkung; indessen: ich habe Hunde nach einer Wurst springen, schnappen und lungern sehen, und habe Politiker, Künstler und Gelehrte nach einer Anstellung im deutschen Freistaat springen, schnappen und lungern sehen, und ich muß euch sagen: ich habe stets die Bewegungen des Hundes anmutiger und würdiger gefunden. Und dann, wie gesagt, wenn ich Männe soeben eine Gothaer Zervelatwurst geschenkt habe und im nächsten Augenblick auf Roswitha losfahre, als wollte ich ihr ein Leids tun, so schnappt er nach mir mit wütendem Gebell. Bringt mir ein Beispiel aus der Menschenwelt.

Nein, ich laß es mir nicht nehmen: der Hund, wenigstens der Dackel, besitzt Eigenschaften, die ihn sogar zu hohen Stellungen in unserm Staatswesen berechtigen. Männe zum Beispiel liebt es in Winterszeiten, sich, wenn er nicht über meine Füße verfügen kann, möglichst unmittelbar vor den glühenden Ofen zu legen. Da ich das für ungesund halte, so pflege ich es nicht zu dulden.

„Na —?“ ruf' ich dann in ziemlich kraftvollem Tone, worauf er leise mit den Ohren zuckt und über die Pfoten hinweg nach mir hinschielt. (Vergleiche die Darstellung von vordem.)

„Na, Männe?!“ ruf' ich lauter, worauf er langsam den Kopf hebt, ganz wie oben und wie immer.

Ich muß also erst zu ihm herantreten und mit nicht mißzuverstehender Gebärde rufen:

„Gehst du jetzt augenblicklich fort?!“

Dann erhebt er sich, dreht sich einmal langsam um sich selbst und legt sich wieder nieder. Er glaubt damit bei mir die Täuschung zu erzielen, daß er vom Ofen weggerückt wäre.

„Männe, wenn du jetzt nicht sofort —!!“

Da erhebt er sich abermals, dreht sich einmal auf der Stelle, legt sich wieder hin und spricht zu mir mit den Augen eines Engels:

„Sie sehen, ich tue alles, was Sie von mir wünschen.“

Da frage ich: Man verwendet die Hunde jetzt auf allen Gebieten, bei wissenschaftlichen Forschungen, bei der Polizei, im Heer — warum nicht in der Diplomatie?!

Um aber vollends ernst zu reden: Wenn ich gesehen habe, wie Tiere von Menschen gequält, geschunden und mit Mühsal überladen wurden, wenn ich den Blick gesehen habe, mit dem ein Pferd die Roheit seines Herrn erträgt, ohne zu vergelten, wie es doch wohl könnte, dann ist mir mehr als einmal der Gedanke gekommen: sie befolgen die Philosophie, die die Menschen von den Kanzeln predigen: Liebet eure Feinde und widerstrebet nicht dem Übel; denn ihm widerstreben, heißt es vermehren. Und dann ist mir noch immer vor meiner Gottähnlichkeit bange geworden.

In Summa: Ich lerne Roswithens Vorliebe täglich mehr verstehen, und jetzt find' ich auch, daß Männe schön ist, schön wie Engel voll Walhallas Wonne, und weiß auch, woher er die krummen Beine hat. Er wäre sonst zu schön gewesen, darum krümmte ihm der Neid der Olympischen die Beine.

Zwar finde ich, daß er bei der guten Kost etwas in die Breite geht, daß er einer Nudelwalze ähnlich wird wie ein zu gut gepflegter erster Held und Liebhaber; aber Roswithens Liebe ist blind. Sie hat mir auch ganz heimlich, damit es Männe nicht höre, ins Ohr geflüstert, was sie ihm zur bevorstehenden Weihnacht verehren will. Sie will ihm ein Halsband sticken, ihm eine Wurst und ein Tannenbäumchen schenken. Das Bäumchen hat sie schon leise herbeigeschafft, als er schlief, und wenn sie an dem Halsband stickt und Männe zur Tür hereinkommt, verbirgt sie es schnell unter dem Tisch. Auch hat sie mir bereits anvertraut, was sie sich zur wiederum nahenden Weihnacht wünscht: ein Lamm, eine Ziege, zwei Kaninchen, einen Laubfrosch, einen Kanarienvogel und noch einen Dackel. „Weißt du warum, Pappi? Denn kriegen sie fürleicht Junge, un denn kriegen wir immer mehr Dackel!"

Von zweierlei Ruhm.

Manche Leute erweisen mir die Ehre, mich für berühmt zu halten. Und ich glaube sogar, daß ich es bin. Ich sage das ganz unbefangen, weil der Ruhm, um den es sich hier handelt, eigentlich gar kein Ruhm ist. Wirklicher Ruhm — wenigstens Dichterruhm — kann eigentlich erst nach dem Tode entstehen. Darin irren unsere Kritikaster (wenn sie es auch bestreiten werden): leisten kann ein Dichter schon bei Lebzeiten etwas; sogar Faust und Hamlet wurden vor dem Tode ihrer Verfasser geschrieben; aber berühmt, richtig berühmt kann ein Dichter erst nach seinem Heimgang werden. Der Graf Zeppelin ist bei lebendigem Leibe berühmt geworden; denn der Wert eines brauchbaren Luftschiffes leuchtet ohne weiteres ein; Kunstwerke aber sind nur unwirkliche Größen. „Herrlich," sagt der eine, „scheußlich" der andere, und beweisen kann keiner von beiden, daß er recht habe. Erst wenn ein Kunstwerk nicht nur zu den Zeitgenossen, wenn es auch zum nachlebenden Geschlecht, ja zu mehreren Geschlechtern mit warmen Lippen gesprochen hat, erst wenn die Zeit, die alle vorlauten Meinungen belächelt, ihr anerkennendes Urteil gesprochen hat, erst dann beginnt den Grabstein des Künstlers jenes magische Licht zu umwittern, das wir mit andächtigem Schauer den „Ruhm" nennen.

Die andere Sorte von Ruhm darf uns mit geringerer Andacht erfüllen. Es ist nämlich die durch unser ausgedehntes Zeitungs- und Verkehrswesen ins Ungewöhnliche gesteigerte Bekanntheit des Namens. Ich wiederhole: des Namens. Die Namen Max Klinger und Wilhelm Raabe sind gewiß in

weite Volkskreise gedrungen, und wenn man sie nennt, werden weiteste Volkskreise rufen: „Ah — Max Klinger! Alle Achtung! — Ooh — Wilhelm Raabe — das wollt' ich meinen!" Aber bei näherem Nachforschen wird man bald bemerken, daß große Massen dieser Kreise nicht genau wissen, ob Klinger und Raabe berühmte Abgeordnete oder berühmte Chemiker sind, oder ob sie gemeinsam eine berühmte Schnürleibfabrik betreiben. Nur, daß sie „berühmt" sind, das weiß man.

Ich wollte vor kurzem einen Freund besuchen, der in einem großen Bankhause beschäftigt ist. Ich wandte mich an einen Berufsgenossen meines Freundes und sagte:

„Würden Sie die Güte haben, Herrn X. zu sagen, daß ich da bin? Mein Name ist Otto Ernst."

„Ah," rief er ehrfurchtsvoll, „der Komponist!?"

„Ganz richtig," sagte ich, „der Komponist der Salome."

„Aaah!" machte er mit tiefer Verbeugung, „darf ich bitten, Platz zu nehmen; ich werde Herrn X. sofort verständigen!"

Diese Art von Ruhm meinte ich mit der zweiten Sorte. Sie bekundet sich u. a. durch die mehr oder weniger stündlich einlaufenden Schriftprobengesuche. Wenn man in einer Selbstschriftensammlung unter keinen Umständen fehlen darf, dann ist man unrettbar berühmt. Ich bin in keiner Hinsicht Sammler; aber ich kann es verstehen, daß jemand die Schriftzüge eines Menschen besitzen möchte, dessen Werke ihm liebgeworden sind; denn ein gewisses Kennzeichen des Menschen liegt wohl auch in seiner Schrift. Wenn ich merke, daß einer sich wirklich mit meinen Arbeiten befaßt hat, pflege ich deshalb seinen Wunsch nach einer Schriftprobe wohl zu erfüllen. Aber die Anrede „Hochverehrter Meister!" und die allgemeine Versicherung, daß man meine „sämtlichen Werke mit größter Begeisterung gelesen habe", überzeugt mich nicht, besonders dann nicht, wenn der Briefschreiber mich unerschütterlich „Herr Otto Erich" nennt. Die Handschriftensammlerei hat sich nämlich zu einem ausgewachsenen Blödsinn, zu einer förmlichen Land-

plage entwickelt, und achtzig vom Hundert der Sammler denken gar nicht daran, jemals einen Blick auf das Werk derer zu werfen, „deren Schriftzüge ihnen die kostbarste Bereicherung ihres Albums" sein würden. Die lieben kleinen Mädchen sind natürlich hier wie in all dergleichen Dingen die Geriebenen. Sie wenden sich an die Eitelkeit des Mannes im Künstler; er soll ihnen glauben, daß sein Bild immer über ihrem Schreibtisch, über ihrem Bett hänge, daß der Besitz seiner Schriftzüge „der sehnlichste Wunsch ihres Lebens" sei und sie „unendlich selig" machen würde usw. usw. Man sieht förmlich die armen Wesen sich in schlaflosen Nächten auf den tränendurchnäßten Kissen wälzen und den Tag ihrer Geburt verfluchen, weil sie noch immer die Schriftprobe nicht haben. Es gibt allerdings auch andere. So schrieb eine — ohne jegliche Anrede —

> „Da ich eine eifrige Autographensammlerin bin, so bitte ich höflichst um Ihre Schriftzüge.
>
> Erna . . . ."

Es fehlt nur noch der Zusatz: „Widrigenfalls unverzüglich zur Pfändung geschritten werden wird."

Sehr viel Freude hatte ich auch an dem Brief einer kleinen Engländerin. Sie schrieb:

> „Im Anschluß, der von Ihnen so entzuckenden geschriebenen Schriftstucken kann ich es nicht unterlassen, einige Zeilen an Sie hochgeehrter Herr zu richten. Schon lange war es mein sehnlichster Wunsch (siehe da!) ein Autogramm von ihnen zu besitzen" usw. usw.

Als ich meine Schreibweise von einer solchen Kennerin unserer Sprache anerkannt sah, kam ich mir ungemein berühmt vor.

Was diesen Bittgesuchen noch einen besonders prickelnden Reiz verleiht, ist, daß sie häufig mit Strafporto belastet sind. Eine Zugabe, die auch viele der täglich einlaufenden, zur Beurteilung eingesandten Dramen, Romane und Gedichte auszeichnet.

Die Begleitbriefe dieser Sendungen fangen so gut wie ausnahmslos folgendermaßen an:

„Sie werden sich fragen, wie ich, ein Ihnen völlig Unbekannter, dazu komme, Ihnen, der Sie gewiß mit ähnlichen Anliegen überschwemmt werden, beschwerlich zu fallen (ach nein, ich frage mich schon gar nicht mehr; ich kenne meine Antwort) und Ihre gewiß kostbare Zeit (er schickt aber doch!) für die wohlwollende Prüfung des beifolgenden Dramas in Anspruch zu nehmen. Ich würde es auch nicht wagen, wenn ich mir nicht sagen dürfte, daß hier ein Fall vorliegt —"

Der Fall liegt nämlich immer vor. Ich kann aber ohne Übertreibung versichern, daß ich, wenn ich alle diese „Ausnahmefälle" lesen und gewissenhaft prüfen wollte, auf alles eigene Schaffen verzichten müßte. „Nu, wenn schon —" werden manche der Einsender denken; aber so denke ich eben nicht. Man tut ja, was man kann; obwohl Gustav Falke recht hatte, als er mich einmal fragte:

„Hast du denn deine Erstlinge an Berühmtheiten zur Prüfung geschickt?"

„Nein," sagte ich.

„Na also; ich auch nicht," sagte Falke.

Aber gleichwohl, man tut, was man kann, wenn einem die „Berühmtheit" nicht gar zu sauer gemacht wird. Das kommt aber vor. Einer z. B. verlangte dieser Tage achterlei von mir: Ich sollte

1. sein Stück lesen,
2. dessen Mängel beseitigen,
3. es bei einer Bühne anbringen,
4. einen Verleger besorgen,
5. die Höhe der mutmaßlichen Einkünfte angeben,
6. mich bei gewissen Zeitungen für ihn verwenden usw. usw.

Vorschuß verlangte er von mir nicht. Aber auch das gibt es. Zu einem meiner Freunde kam ein Mann und sagte:

„Ich habe eine glänzende Schwankidee; die könnten wir ge=

meinsam bearbeiten. Der Erfolg ist sicher." (Ist immer sicher.) „Solch ein Schwank bringt erfahrungsgemäß 60 000 Mark ein. Strecken Sie mir meine 30 000 Mark vor."

„Wieso?" sagte mein Freund, „strecken Sie mir *meine* 30 000 Mark vor!" Aber so sicher schien dem Manne der Erfolg *nicht*. Er hatte wohl auch nicht so viel bei sich.

Einige dieser Berufsgenossen bestimmen gleich die Zeit, innerhalb deren die Prüfungsarbeit zu leisten ist.

„Soben meine Komödie beendet," heißt es in einem solchen Schreiben mit kühner Satzbildung, „richte ich an Sie die ergebenste Bitte, ob Sie gewillt wären, mit mir dieses Stück einmal *an Abenden nächster Woche* durchzugehen." Und um sein Vorgehen zu rechtfertigen, schreibt derselbe Herr:

„Hat Schiller, Deutschlands Lieblingsdichter, nicht immer seine Werke nach der Beendigung erst seinem Freunde, dem geistvollen Goethe zur Durchsicht gegeben? — ja, und Letzterer nahm diese Ehre auch mit großem Danke an." (Die Folgerung ergibt sich von selbst.) „Gleiches taten noch ferner viele andere Dichterfürsten."

„Wer kann da widerstehen?" hat er sich gedacht. Am hübschesten hab' ich in diesem Briefe immer den „geistvollen Goethe" gefunden. Es ist so, als wenn man sagte: „Der strebsame Beethoven" oder „der anstellige Bismarck".

Die entschlossensten Herrschaften dieser Art schreiben einfach: „Ich werde mir erlauben, am nächsten Sonntag zu Ihnen zu kommen und Ihnen das Stück vorzulesen." Darauf pflege ich freilich zu antworten: „Sie werden *nicht*, mein Herr oder meine Gnädige." Ich halte das für schwere Erpressung. Einmal habe ich das durchlebt. Es war ein armes Weib, dem ich nichts Angenehmes sagen *konnte* und nichts Unangenehmes sagen *mochte*. Die Martern des Guatimozin sind ein Sonnenbad gegen solche Qualen. Seitdem bringt mich ein Besucher dieser Art nicht mehr zum Sitzen.

Ganz etwas anderes ist es, wenn, wie vor einigen Jahren, ein Mann zu mir kommt und erklärt: „Ich bin ein Dichter,

wie er in hundert Jahren nur einmal vorkommt. Mit Dichterlingen wie Hauptmann und Sudermann bitte ich mich nicht zu verwechseln. Mein Stück steht auf gleicher Höhe mit dem ‚Hamlet‘, nur, daß es weit dramatischer ist.“ Eine solche Unterstützung vereinfacht die Arbeit bedeutend; man stimmt einfach zu.

Und ebenso klar lagen die Verhältnisse bei einem jungen Mädchen, das mir schrieb:

„Hiermit erlaube ich mir, Ihnen sechs meiner von mir verfaßten Gedichte zu übermitteln; ich schrieb dieselben ohne jegliches Vorstudium und brauchte für jedes Gedicht zirka zehn Minuten ... Wenn ich mich der Schriftstellerei vollständig widme, werde ich nur humoristische Skizzen schreiben, da ich auf dem humoristischen Gebiet zu Hause bin.“

Das ist sie ohne Zweifel, und das hab' ich ihr auch geschrieben.

Die feste Überzeugtheit ist auch ein durchgehendes Merkmal derer, die nicht mit fertigen Schöpfungen, sondern mit „brillanten Stoffen“ an den „Berühmten“ herantreten. „Das ist wirklich passiert!“ — mit diesem Satze glauben sie jeden Einwand beseitigt.

„Das ist Wort für Wort Tatsache!“ erklärte mir solch ein Mann. „Sie glauben gar nicht, wie gemein sich die Verwandten meiner Frau gegen sie benommen haben.“

„Das kann ich mir denken,“ sagte ich höflich.

„Nein, das können Sie sich gar nicht denken!“

„Dann bitt' ich um Entschuldigung —“

„Ja, und nun wollten wir gern 'n Roman daraus gemacht haben. Meine Frau könnte das ja auch machen; aber sie hat keine Zeit zu so was.“

„Und nun meinten Sie, daß ich ...“

„Ja.“

„Na — schreiben Sie einmal alles auf, was Sie erfahren haben, recht klar und wohl geordnet“ (in diesem Augenblick

bemerkt man regelmäßig auf dem Gesicht des Besuchers eine deutliche Enttäuschung) „und dann schicken Sie's mir durch die Post; dann werde ich Ihnen ebenfalls durch die Post meine Meinung schreiben." Dies ist das einfachste Verfahren.

Oder ich schicke sie, in dem christlichen Gefühl, daß man auch seinen Kollegen ein Vergnügen gönnen soll, zu einem andern. „Gehen Sie mal nach Blankenese, da wohnt Gustav Frenssen, der macht es Ihnen sofort, oder, wenn der nicht will, gehen Sie zu Liliencron, der tut's sicher. Grüßen Sie die Herren von mir."

Sehr nett war auch der Mann, der mit der ungemein dramatischen Idee „Grün Tuch" zu mir kam.

„Im ersten Akt," rief er begeistert, „ist es das grüne Tuch des Försters! Im zweiten das grüne Tuch des Bureautisches! Im dritten das grüne Tuch von Monte Carlo! Im vierten" — hier wurde er schmelzend — „das grüne Tuch der Natur — Frühling! — verstehen Sie?"

„Vollkommen. Und —?"

„Das wird kolossalen Erfolg haben, Sie werden sehen. Wollen Sie das bearbeiten? — Ich würde Ihnen natürlich einen Teil der Einnahmen abgeben!"

Immerhin war dieser grüne Stoff noch reichlicher bemessen als der „Stoff" eines Jünglings, der mir schrieb:

> „Ein talentvoller junger Mann, dem es seine Eltern an Ausbildung nicht haben fehlen lassen, der aber besonderer Umstände halber trotzdem das väterliche Geschäft erlernt, glaubt auf Grund seiner Fähigkeiten zu etwas Höherem geboren zu sein, wird aber durch seine Eltern jedesmal abgehalten und gezwungen, sein Geschäft weiter zu verrichten. Die Lösung dieser Frage bleibt ja nun dem Bearbeiter dieses Werkes (nämlich mir) überlassen, und ist der Phantasie weitester Spielraum gelassen."

Unverkennbar. Diese Stofflieferanten haben aber mitunter noch eine Kehrseite. Nehmen wir an — nicht dieser junge Mann; ich kenne ihn nicht und will ihm nicht Unrecht tun

— aber irgend einer wäre mit derselben Idee zu Schiller gekommen und Schiller hätte dann seine Jungfrau von Orleans geschrieben, so hätte Schiller ganz wohl erleben können, daß jener ihn öffentlich des Diebstahls oder doch der unlauteren Benutzung seiner Ideen bezichtigt hätte. Man hat Beispiele.

Natürlich sind alle solche Bewerber „begeisterte Verehrer und Bewunderer" unserer sämtlichen Werke. Und es ist nett, wenn man dann gelegentlich merkt, daß sie einen mit Tolstoi oder mit der Verfasserin der „Berliner Range" verwechseln. Das Hübscheste leistete aber doch der Ungar, der mich übersetzen wollte. Er schrieb mir:

> „Ich bin einer Ihrer Schwärmer und möchte gern Ihr reizendes Stück ‚In Behandlung' übersetzen."

Nun ist „In Behandlung" wirklich ein reizendes Stück; aber es ist von Max Dreyer. Ich schrieb denn auch zurück, daß ich gegen die Übersetzung nicht das Geringste einzuwenden hätte.

Und da wir einmal bei der österreichisch-ungarischen Monarchie sind, so will ich noch erzählen, was sich — sagen wir: in Graz ereignete. Es war nicht Graz; aber sagen wir eben deswegen „in Graz". Ich hatte eine Vorlesung gehalten, und nach der Vorlesung kam ein stürmischer Student zu mir, ein jugendlicher Idealist, und bat mich, ich möchte doch mit ihm zur Frau v. G. kommen, sie sei sehr geistreich und eine große Verehrerin von mir; sie lasse mich zum Abendessen bitten; es kämen noch sechs oder sieben andere Herrschaften, die alle darauf brennten, mich persönlich kennenzulernen. Ich hatte meine Erfahrungen, sträubte mich heftig und erklärte, daß ich viel lieber mit ihm und seinen Kommilitonen einem zwangloseren Vergnügen obliegen würde; aber ich merkte bald, daß ein Preis auf meinen Kopf gesetzt war und daß er sich anheischig gemacht hatte, mich tot oder lebendig einzuliefern. Ich wurde schwach und ließ mich hinschleifen. Es waren auch wirklich eine ganze Anzahl Damen und Herren da, die mich sämtlich, einer nach dem anderen, fragten, ob ich schon einmal in Graz gewesen sei. Natürlich mit Abwechslung in der

Form, aber mit merkwürdiger Übereinstimmung des Grundgedankens:

„Sind Sie zum erstenmal in Graz?“

oder

„Waren Sie schon mal in Graz?“

oder

„Sie sind wohl nicht zum erstenmal in Graz?“ usw.

Ein Originalitätshascher fragte mich, in welchem Hotel ich abgestiegen sei. Nun hab' ich gar nichts gegen solche Fragen als Gesprächseinleitung; aber die ganze Unterhaltung bestand aus solchen Einleitungen. Es fiel mir auch auf, daß die Dame des Hauses mich als „Herr Otto“ vorstellte — so vertraut waren wir doch noch gar nicht —, aber ich dachte mir: sie hat sich versprochen. Das Essen in diesem reichen Hause war niederdrückend, niederschmetternd und überzeugte mich davon, daß die gnädige Frau mich nur sehr oberflächlich kennen müsse. Der stürmische Student tat, was ich selbstverständlich niemals tue: er brachte das Gespräch auf meine Schriften, und ich bemerkte deutlich, daß die gnädige Frau an meiner Seite unruhig wurde. Aus Mitleid mit ihr suchte ich dem Gespräch eine andere Wendung zu geben; aber der Student war hartnäckig; er faßte immer wieder nach. Da sah ich es plötzlich hell aufleuchten im Antlitz der Dame, ein erlösender Gedanke mußte ihr gekommen sein.

„Sie sind doch gewiß aus einer Waldgegend, nicht wahr?“ sprach sie zu mir mit begeistertem Lächeln.

Ich blickte unwillkürlich an mir hinunter, ob ich etwas Waldmenschliches an mir hätte. „Warum meinen Sie das, gnädige Frau?“

„Nun, Ihr neuestes Stück spielt doch mitten im Walde, nicht wahr? Ich konnte leider nicht zur Première kommen —“

„Im Walde?“ wiederholte ich staunend.

„Theo!“ rief sie jetzt ihren Gatten an, der bereits vor Verlegenheit schlotterte und die Augen verdrehte, „du erzähltest mir doch von dem Förster und dem Gutsherrn, die im Streit

miteinander liegen, und der Förster schießt dann den Sohn des andern tot . . ."

Die ganze Gesellschaft saß „kaltdurchgraut", und Theo starrte sein Weib an wie Belsazar die Wand mit der Flammenschrift. Die Bejammernswürdige meinte den „Erbförster". Meine Verehrerin hielt mich für dessen Verfasser, der allerdings auch Otto heißt.

Ich glaube, daß ich nun deutlich genug jene mumpiziöse Art des Ruhmes gekennzeichnet habe, die mit dem Menschen, seinem Werk und seinem Verdienst nicht das Geringste zu tun hat, die nichts ist als ein Widerhall in hohlen Köpfen und offenen Mäulern, und die deshalb allerdings vortrefflich in unsere Zeit paßt. Und ich hoffe, nicht den Verdacht erweckt zu haben, als wollte ich Erhabenheit über die Anerkennung der Mitlebenden vorspiegeln. Die Dichter, die uns versichern, daß es ihnen vollkommen gleichgültig sei, ob ihre Bücher gekauft und gelesen würden, bewundere ich aus innerstem Herzen; aber ich glaube ihnen nicht. Ich las noch in diesen Tagen wieder die herrlichen Briefe Th. Fontanes an seine Familie. Der feine, bescheidene, adlige Mann freute sich von Herzen jedes ehrlichen Lobes, und er hielt mit bittersten, kräftigsten Worten nicht zurück, wo Unverstand und Bosheit es ihm versagten.

Der Tagesruhm — das hab' ich zu sagen vergessen — zerfällt eben auch wieder in zwei Unterabteilungen. Als ein zeitgenössischer Dichter nach der Erstaufführung seines Stückes die Räume eines deutschen Hoftheaters verließ, fiel ihm ein junges, fremdes und obendrein hübsches Mädchen um den Hals und drückte ihm einen kräftigen Kuß auf die Lippen. Solch ein Siegeszeichen würde ich bis ans Lebensende bewahren und keinem andern gönnen. Den „Ruhm" aber, den ich in dieser Plauderei beschrieben habe, würde ich an etwaige Besteller mit Vergnügen abgeben. Ohne Entgelt. Bei Abnahme des ganzen Postens liefere ich frei ins Haus.

Meine Damen!

Ein ernsthaftes Zwischenspiel.

Auf meinem Herzen hat sich wieder mancherlei angesammelt, das herunter muß. Ich hab's schon einmal gewagt, Ihnen allerlei Aufrichtiges zu sagen, und die tiefe Verehrung, die ich für Ihr Geschlecht hege, ist noch vertieft worden durch die Güte, mit der Sie es aufgenommen haben. Nach meiner verrückten Art von Frauenverehrung wage ich es heute zum anderen Male und darf es sicheren Mutes wagen, weil doch — Sie mögen sich vermummen, wie Sie wollen — Ihr innerstes und eigentlichstes Wesen die Güte ist. Ich bitte, schon hier betonen zu dürfen, daß das ernst gemeint ist.

Es ist ein Scheusal unter Ihnen aufgestanden: die Gleichmacherei. Und zwar ist sie erschienen in ihrer fürchterlichsten Gestalt: als Gleichmacherei der Geschlechter. In den Zeitungen las man vor einiger Zeit, daß die weiblichen Mitglieder des finnischen Landtags sich durch entschiedenen Verzicht auf Anmut und Schönheit, überhaupt auf jeden weiblichen Reiz auszeichneten, daß sie in ihrem Auftreten und ihrer Erscheinung möglichste Unansehnlichkeit anstrebten und sich von den Männern nicht zu unterscheiden wünschten. Und die englischen „Suffragettes" mißhandeln Schutzleute und werfen den Ministern, die ihnen nicht das politische Stimmrecht gewähren wollen, die Fenster ein. Sie gestatten, daß ich hier zunächst einen längeren Schauder zu überwinden suche — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Es kann bei Heras Granatapfel keinen Menschen geben, der die Gleichwertigkeit des Weibes mit dem Manne ehrlicher an-

erkennte als ich, keinen, der dem Weibe freudiger den Weg öffnen möchte zu jedem Beruf und jeder Tätigkeit, die es nach seiner Natur bewältigen kann. Die unmittelbare, tätige Teilnahme an der Politik kann man dem Weibe nicht gewähren. Ich will das zu beweisen suchen, indem ich zunächst von einer anderen Tätigkeit spreche, an der ich noch deutlicher zeigen kann, daß das Weib nicht für alle Berufe des Mannes geschaffen ist. Ich meine die Tätigkeit des Richters. Es ist oberstes Erfordernis bei einem Richter, daß er ohne Ansehen der Person urteile. Und es ist natürlichste Eigentümlichkeit des Weibes, daß es von der Person nicht abzusehen vermag. (Selbstverständlich, meine Damen: So und so viele von Ihnen können es doch; es gibt Weiber mit männlichen und Männer mit weiblichen Anlagen, und „entsklavte" Frauen schrauben ihre männlichen Eigenschaften noch hinauf — bei solchen Selbstverständlichkeiten wollen wir uns nicht aufhalten; es handelt sich hier nie um Einzelne, sondern um die ganzen Geschlechter.) Wo wäre das Weib, das dem Feinde seines Geliebten Gerechtigkeit widerfahren lassen könnte? Wenn es eins gibt, so ist es kein Weib mehr. Wie der Engländer sagt: Right or wrong — my country! so sagt das Weib: Recht oder Unrecht — mein Geliebter, mein Gatte, mein Kind! und so ist es recht. Wenn Lucius Junius Brutus seine rebellischen Söhne zum Tode verurteilt und vor seinen Augen hinrichten läßt, so erweckt das bei aller Furchtbarkeit unsere Bewunderung, ja unsere Verehrung — eine Mutter, die dasselbe vermöchte, könnte nur Entsetzen und Abscheu erregen. Denn das Weib ist in die Welt gesetzt, um die Grausamkeit der Tatsachen und Dinge zu mildern durch Menschlichkeit.

Es gibt ein wundervolles Beispiel für das Gewicht des Persönlichen im weiblichen Urteilen und Anteilnehmen: ich denke an das Verhältnis der Frauen zur Kunst und zum Künstler. Während der Mann nicht selten über dem Kunstwerk den Künstler vergißt und gar nicht danach fragt, wer das Geigensolo so schön gespielt, wer den Romeo so herrlich

dargestellt habe — eine Gleichgültigkeit, die ich dem betreffenden Manne nicht als Vorzug anrechne —, wird der Frau die Persönlichkeit des Künstlers meistens ebenso wichtig, nicht selten wichtiger als das Kunstwerk, jedenfalls aber immer wichtig und anziehend sein. Damit soll den Frauen wahrhaftig nichts Übles nachgesagt sein. Ich sehe gern ab von den Verzückungen der Backfische, denen der Liebhaber Herr Meyer viel, viel wichtiger ist als der ganze Hamlet von Shakespeare, ja, denen Herr Meyer auch unendlich viel anziehender ist als seine Leistung; ich sehe ab von den Damen, die sich dem langbehaarten Pianisten heimlich mit der Schere nähern, um ihm eine, wenn auch niegekämmte, Locke zu rauben, obwohl es immerhin bezeichnend ist, daß der Künstler- (und Künstlerinnen-) Kultus ganz vorwiegend von weiblichen Wesen gepflegt wird. Ich sehe endlich vollständig ab von eigentlicher Verliebtheit. Jene hochgradige Anteilnahme an der Persönlichkeit habe ich beobachtet und kann man fortdauernd beobachten an sehr ernsten, sehr vornehmen, an edelsten und keuschesten Frauen und Jungfrauen. Diese hochgradige Anteilnahme ist Liebe, meine Damen. Halten Sie Ihren Widerspruch noch zurück.

„Bewundern ist und lieben eins beim Weib;
Der mehr Bewunderte ist mehr geliebt,“

läßt Gutzkow seinen Ben Jochai sagen. Freilich: aus dem Ben Jochai spricht die Eifersucht, und was er sagt, ist die argwöhnische Übertreibung eines Eifersüchtigen. Aber doch enthalten seine Worte eine tiefe und feine Beobachtung. Das Weib kann nicht bewundern und verehren, ohne zugleich mit Liebe zu lohnen. Darum sind Frauen so oft die opfermutigsten und unermüdlichsten Apostel großer Männer gewesen. Und es ist eine Liebe, die Sie nicht zu leugnen brauchen, meine Damen, eine Liebe, die Gatten, Liebhaber, Kinder und alle Bevorrechteten in ihrem Besitz unangetastet läßt. Liebe ist nun doch einmal so heute wie zu Antigones Zeiten der Beruf des Weibes, und ein echtes, gesundes Frauenherz ist an Liebe unerschöpflich.

Im Kampf und Handel der Welt entscheiden bei allen Schlußabrechnungen nur die Dinge, nur die Tatsachen, nur das Recht. Mehr als unser Recht haben wir nicht zu verlangen; selten wird es uns ganz, und wenn uns unser vollgemessenes Recht wird, so bleibt noch das tiefe, traurige Wort bestehen, daß summum jus summa iniuria, daß das höchste Recht zugleich das höchste Unrecht ist. Denn nicht als Maschinen sind wir in die Welt gestellt, sondern als Menschen, die eine Persönlichkeit haben und denen höchstes Unrecht geschieht, wenn sie nur nach ihren Leistungen, nur nach ihren sachlichen Erfolgen, nur nach ihrem Recht gewertet werden. Und wieder, wie immer bei tieferer Betrachtung, erkennen wir das wunderbare Gleichgewicht der Welt, in die das Weib gestellt ward, damit es — nicht etwa nur den Mann — nein, damit es den Menschen über sein Recht, über seine einzelmenschliche Einsamkeit und Kleinheit hinaus emporziehe an die Brust der Liebe.

Es ist damit, wenn ich diesen Vergleich wählen darf, wie mit unserm Geburtstag. Daß ich geboren bin, das ist für die Welt und für mich vielleicht eine sehr belanglose Tatsache. Ein Wiener Tierforscher soll denn auch gesagt haben: „Das Feiern von Geburtstagen und Jubiläen ist eine Sitte, die man bei den Tieren nicht beobachtet.“ Nun, dann ist es eben eine menschliche Sitte, und zwar eine gute. Einmal im Jahre muß man dem Menschen sagen: Es ist doch gut, daß du da bist; einmal im Jahre muß er sich besonders geliebt, beachtet, verwöhnt, verhätschelt, überschätzt fühlen, damit er eine Entschädigung und Aufmunterung habe für die 364 Tage, da er in der großen Masse verschwindet. Freilich: Stoiker bedürfen dergleichen nicht; aber Stoiker sind seltener, als sie glauben. Wer aber ein tugendsam Weib hat, das (um Gottes willen!) nicht nur tugendsam, sondern auch freundlich und liebreich ist, der hat alle Tage Geburtstag. Und der Mensch, der aus dem feindlichen Leben nach Hause kommt, bedarf dessen; selbst Faust, der immer strebend sich bemühte und das Beste getan

hatte, was Menschen tun können, selbst er bedurfte der Liebe, die von oben an ihm teilnahm; nicht mit eigener Schwingenkraft vermochte er den Himmel zu erfliegen; das ewig Weibliche zog ihn hinan.

Also nicht ein Mangel und eine Schwäche, nein, eine Kraft und Tugend der Frauen ist es, daß sie das Persönliche an ihren Mitmenschen mit besonderer, teilnehmender Liebe erfassen. Und ist es nun nicht ein wahrhaft göttlicher Beruf, die harte Gerechtigkeit der Welt durch Liebe zu ergänzen? Sollte dieser Beruf nicht wirklich schöner und bedeutungsvoller sein als die weibliche Teilnahme an der Politik oder das Auftreten weiblicher Richter, Staats- und Rechtsanwälte im „Paragraphenzirkus"?

Sie meinen, ob sich denn nicht beides sehr wohl vereinigen lasse? Nein, meine Damen, niemals. Mehr noch als von allen anderen Kämpfen gilt vom politischen Kampfe, daß in ihm nur die Sachen und nicht die Persönlichkeiten entscheiden und entscheiden dürfen. In diesen heiligen Hallen kennt man die Liebe nicht. Und das ist in der Ordnung. In einem amerikanischen Witzblatt fand ich einst ein Spottbild, das die Folgen des Frauenstimmrechts beleuchten sollte. Links sah man auf einer Empore einen häßlichen Redner; er stand einsam und verlassen; rechts redete ein bildschöner Kerl: ihn umdrängte die weibliche Zuhörerschaft. Darunter stand: Der Schönste wird gewählt. Sie wissen schon, meine Damen, daß ich die weibliche Parteilichkeit nicht in diesem groben, herabsetzenden Sinne verstehe. Aber in einem feineren, edleren Sinne trifft die Satire zu. Eine Frau, die einen Bismarck bewundert, wird besinnungslos mit ihm durch Dick und Dünn gehen, und eine Frau, die Bebel verehrt, wird mit ihm dasselbe tun. Und das darf in der Politik nicht sein. Sie werden mir wieder einwenden, daß manche Männer es ebenso machten und manche Frauen es nicht so machen würden; aber dann muß ich Sie zum Überdruß wieder daran erinnern, daß es sich hier nicht um manche Männer und Frauen, sondern um

viele Millionen Männer und um viele Millionen Frauen handelt. Und von Millionen Frauen gilt dies: der Anziehendste, der Gewinnendste (vielleicht durch die besten Eigenschaften Gewinnendste!), der meist Bewunderte — der „hat sie all unterm Hut". Die Frauen mein' ich. Wie es denn ja eine nicht genug zu beachtende Erscheinung ist, daß politische Frauen fast immer fanatisch sind. Die Frauen lassen sich — und das ist ihre von der Natur gewollte Bestimmung — mehr vom Gefühl als vom Verstande leiten; wo aber das Gefühl sich der Politik bemächtigt, ohne fortgesetzt vom Verstande begleitet zu werden, da entsteht Fanatismus. Daher nirgends soviel Fanatismus wie in der Religion und ihrer politischen Betätigung.

Ich gehe nun noch einen Schritt weiter und sage: In der Rechtspflege und in der Politik wie überall, wo es sich um Rechtsfragen und um Lebensfragen des Staates handelt, ist mit möglichster Strenge der Einfluß der Geschlechtigkeit auszuscheiden. (Die finnischen Gesetzgeberinnen empfinden das mit völlig richtigem Instinkt.) An dieser Forderung sind freilich weit weniger die Frauen als die Männer schuld, dieses (nach dem Willen der Natur) für die Liebe entzündlichere und in dieser Hinsicht, wenn Sie wollen, schwächere Geschlecht. Es gibt ein französisches Spottbild, auf dem eine hübsche und sehr verführerische Rechtsanwältin vor den Richtern — nun, sagen wir: erschöpfend den Hals entblößt mit den Worten: „Und hier, meine Herren, meine triftigsten Beweisgründe!" Das ist sehr zynisch, aber sehr wahr. Ich glaube herzlich gern, daß unsere Richter in dieser Beziehung genau so unbestechlich sind wie in jeder anderen; aber ich bin nicht überzeugt, daß jeder männliche Richter vom Kopf bis zu den Füßen gewappnet wäre gegen die Reize einer bezaubernden Angeklagten oder Zeugin. Darum würde ich es — in diesem Falle abweichend von meiner Grundanschauung — für äußerst wünschenswert halten, daß zu allen Gerichtsverhandlungen, in denen Frauen eine wichtige oder gar entscheidende Rolle spielen,

weibliche Schöffen hinzugezogen würden. Was die männlichen Richter einer schönen Frau gegenüber durch Milde sündigen würden, das würden die weiblichen durch Strenge wieder gutmachen.

Wenn nun einige von Ihnen, meine Damen, durch die von mir vorgebrachten Gründe immer noch nicht überzeugt sein sollten, so bitte ich eben diese Beharrlichen, uns Männern einmal auszumalen, wie sie sich eigentlich das Familienleben unter den Fittichen einer politischen Frau vorstellen. Ich will nicht einmal annehmen, daß die mittägliche Suppe, die Hosen der Kinder und die Sauberkeit des Fußbodens unter der Politik der Hausfrau zu leiden hätten; ich will annehmen, daß die tatkräftig politische Frau — denn politische Halbheit werden Sie ja doch nicht wünschen — ihren Mann und ihre Kinder nichts vermissen lasse. Wie denken Sie es sich, wenn der Mann die „Kreuzzeitung" hält und die Frau den „Vorwärts", oder umgekehrt? Wenn der Mann einen Zeitungsartikel wütend in die Ecke schleudert mit Ausrufen wie „Zu dumm!" oder „Unglaubliche Frechheit!" und die Frau den Artikel hernimmt und liest und ausruft: „Glänzend! Großartig! Mir aus der Seele geschrieben!"? Wie denken Sie es sich, wenn die Frau für eine kräftige Steuer stimmt, die der Mann von seinem sauer erworbenen Gelde bezahlen muß; wenn der Mann einen liberalen Kandidaten unterstützt mit dem Gelde, das durch die sorgsame Wirtschaft der ultramontanen Gattin erübrigt wurde? Wie denken Sie es sich, wenn der Mann seinem Weibe entgegenschleudert: „Euer Kandidat ist ja ein Schwindler!" und die Frau erwidert: „Und der Eure ist ein Feigling!" und die wahlberechtigte Tochter kaltlächelnd hinzufügt: „Trottel sind sie beide!"? Gut, meine Damen, ich will einmal annehmen — Sie sehen, ich bin unerschöpflich in Zugeständnissen — daß der politische Ton sich allmählich verfeinern könne, sich durch den Einfluß der Frau vielleicht verfeinern würde, vielleicht! Man hat nämlich Beispiele vom Gegenteil. In England bewegt sich der politische Kampf der

Männer in Formen, die auch unter entschiedensten Gegnern einen freundschaftlichen Verkehr ermöglichen sollen. Aber Freundschaft ist, wie Sie mir zugeben werden, noch lange keine Ehe. Und könnten Sie es in der Tat ersprießlich finden, wenn der Mann in der Heeresmacht die höchste Leistung, die Blüte und das schützende Heiligtum seines Volkes erblickt, die Frau aber in eben dieser Heeresmacht nur eine Massenmordmaschine für die Zwecke der fürstlichen Selbstsucht sieht? Wenn die Mutter Schulen von strengster Bekenntnisfarbe fordert, der Vater aber die Religion durchaus ins Privatleben verwiesen sehen will? Die konfessionellen Mischehen geben überall dort, wo der Gegensatz aufrechterhalten oder gar künstlich verschärft wird, ein hinreichend abschreckendes Beispiel.

Oder wollen Sie mir einwenden, daß sich im täglichen Brauch alles „nicht so schlimm" gestalten werde, daß sich in der Regel Mann und Frau auf eine Welt- und Staatsanschauung einigen würden? So war es in der Tat bis heute. In der alles umfassenden Liebe, mit der das Weib die ganze Persönlichkeit des Mannes umfing, erschienen ihr auch seine Anschauungen und Grundsätze, einschließlich der politischen, wahr und gut, und ohne daß er es zu verlangen brauchte, stand sie auch in politischen Fragen, soweit sie daran Anteil nahm, an der Seite ihres Gatten. Der Mann aber war glücklich und dankbar, wenn seine Anschauungen im seelischen Verkehr mit der Gattin eine Berichtigung, eine Läuterung und Veredlung erfuhren; denn das echte Weib gibt immer, indem es nimmt. Wenn es nach Einführung des Stimmrechts so bleiben würde (und unter uns gesagt: im wesentlichen würde es so bleiben), dann hätten wir also, abgesehen von Frauenfragen, nur eine Verdoppelung der Stimmen und damit wäre nichts geschafft. In vier westlichen Staaten der Union ist seit längerer Zeit das Frauenstimmrecht eingeführt, und die Männer, die seine Einführung befürwortet haben, erklären jetzt, daß die Ergebnisse sie vollkommen enttäuscht hätten; sie

seien gleich Null. Daß aber die Frauen im Staate der Zukunft eine „Nichts als Frauenpartei" bilden sollten, die nur Frauenrechte vertritt und sonst nichts, das werden auch Sie, meine Damen, für ein Unding halten.

Indessen werden Sie verlangen, daß die Frau ihrem Gatten gegenüber unentwegt ihre eigene Ansicht behaupte, ja, um nicht für eine gefügige „Sklavin" ihres Mannes zu gelten, wird sie möglichst entgegengesetzte Grundsätze möglichst hartnäckig verteidigen müssen; auch im zärtlichsten Zusammensein wird das Parteiprogramm nicht dahinschmelzen dürfen in der Glut des Gefühls, und Romeo und Julia in künftiger Zeit werden, bevor der Morgen sie scheidet, weniger über Nachtigall und Lerche als über Schutzzoll und Freihandel streiten. Ich muß gestehen, daß mir Vernunft, Gefühl, Phantasie und Erfahrung die heilige Gemeinschaft von Mann und Weib von jeher in anderen Bildern gezeigt haben.

Nämlich so. Es gibt in unserm Schrifttum und unserer Weltweisheit vom Tage einen Snobismus, der alle politischen Anstrengungen mit Geringschätzung belächelt, weil er es für unsagbar beschränkt hält, von politischen Veränderungen irgend etwas für die Menschheit oder für den Einzelnen zu erwarten. Ich teile diese Ansicht natürlich in keiner Hinsicht. Die Politiker erwerben sich ein großes Verdienst um ihre Mitmenschen, indem sie unablässig an den Mauern, Gräben und Dämmen bauen und bessern, die unsere ewigen Rechte und Güter schützen; ihre Arbeit ist die unerläßliche Voraussetzung auch für die allerfeinsten und allererhabensten Kulturen; sie sind in höherem, allgemeinerem Sinne eine Polizei, die für Ordnung und Ruhe durch das Gesetz sorgt, und selbst die „differenziertesten" Snobs könnten ihr wundersames Dasein nicht entfalten, wenn die Männer der Politik nicht für sie arbeiteten. Die politische Betätigung ist eine Wehr- und Steuerpflicht des Mannes. Aber politische Arbeit ist harte Arbeit, ist nicht selten häßliche und widrige Arbeit, und sie ist auch nicht die höchste und letzte Aufgabe des Menschen. Der rechte Politiker weiß,

daß es höhere und dauerndere Gedanken und Gebilde gibt als selbst das Wahlrecht und die Verfassung, ja, er weiß, daß es eben jene höheren und dauernderen Güter sind, um deretwillen er die Lasten und die Widerwärtigkeiten des politischen Kampfes auf sich nimmt. Der also kämpfende Mensch nun will wenigstens eine Stätte wissen, wohin der Streit und Zank des Tages nicht dringt, einen Ort will er wissen, wo Mensch mit Mensch sich in reineren Höhen, in ewigen Gedanken und verklärten Gefühlen vereint. Dem Gläubigen sind Kirchen und Tempel ein solcher Ort, dem Kunstsinnigen sind es die Bereiche der Kunst; alle Menschen aber haben Anspruch auf den Gottesfrieden des Hauses. Mit Recht empört sich das Gefühl des Menschen dagegen, von der Kanzel den Lärm des Tages widerhallen zu hören; mit gleichem Recht sucht er nicht Kampf und Streit, sondern Sammlung und Erhebung im Tempel seines Hauses. Und die Priesterin dieses Tempels, die Hüterin seines Gottesfriedens ist das Weib, die Gattin, die Mutter. Nicht, daß sie nicht Verständnis und Teilnahme haben sollte für die Sorgen und Kämpfe ihres Gatten und ihrer Kinder; aber von ihrer Stirn soll allen die tröstliche Versicherung erglänzen, daß in höheren Bezirken ein Glück und ein Seelenfrieden aufgehoben sind, die alle Kämpfe und Sorgen überdauern. Das, meine Damen, das sei die Politik, die hohe Politik des Weibes.

Sie fragen, wie Sie denn Ihre Frauenrechte vertreten und durchsetzen sollen, wenn Sie keine politische Macht besitzen? Ei, nach dieser Logik müßten auch die Kinder das Wahlrecht haben, denn eines der wichtigsten Rechte, eines der Rechte, deren Verletzung sich am empfindlichsten rächt, ist das Recht des Kindes. Wollen Sie Kinder wählen lassen und in den Landtag schicken? Und wollen Sie andererseits leugnen, daß das Recht des Kindes immer mehr erkannt worden ist und sich in der Gesetzgebung immer mehr Geltung verschafft hat? Es geht auch ohne einen förmlichen Rechtstitel. Und sollte Ihnen, gerade Ihnen, meine Damen, unbekannt sein, daß die

tatsächliche Macht so oft anderswo liegt als die scheinbare? Daß es „unbeschränkte" Staats- und Familienherrscher gibt, die die ohnmächtigsten Menschen ihres Bereiches sind, ja, daß es sogar gesetzgebende Versammlungen gibt, die trotz aller Reden nichts zu sagen haben? Jemand hat behauptet, es sei recht gut, wenn Frauen auf dem Throne säßen, weil dann wenigstens Männer regierten, während die männlichen Fürsten gewöhnlich von Weibern beherrscht würden. Ich aber rede auch hier wiederum nicht nur im Scherz, sondern im tiefsten Ernst; ich denke nicht nur an die Gewalt der weißen Händchen und der schmalen Füßchen, nein, ich denke zugleich und denke vor allem an die wunderbare seelische Gewalt des Weibes, wenn ich sage: Es gibt nichts Stärkeres als das Weib. Das Weib ist ein Heiligstes in der Menschheit; wenn sie nicht mehr an das Weib als an einen letzten Hort des Guten glaubt, dann glaubt sie an sich selbst nicht mehr. Das Weib ist das Gewissen der Menschheit. „Die Frau muß besser sein als der Mann; sonst taugt sie nichts," sagt Anzengruber. Selten hat germanische Frauenverehrung einen überzeugteren Ausdruck gefunden.

Gewiß: die germanische Frauenverehrung hat nicht verhindert, daß die Frau in deutschen wie in allen anderen Landen jahrtausendelang unter ihrem Wert geschätzt und behandelt wurde. Und Sie, meine Damen, sind endlich mutig hervorgetreten, haben den kleinen Mund aufgetan und Ihr Recht verlangt. Und nur ein Narr könnte Ihnen das verübeln. Aber können Sie leugnen, daß nun auch alsbald so manches besser geworden ist, und können Sie zweifeln, daß noch vieles besser werden wird? Macht geht vor Recht, jawohl; aber Recht kommt hinterdrein. Auch das Recht ist eine Macht, und immer kommt eine Zeit, da diese Macht die rohe Macht einholt und verdrängt. So ist immer die Entwicklung gewesen; sonst gäbe es noch heute kein Recht in der Welt. So hat sich auch das Recht des Kindes durchgesetzt, abgesehen von Schutzgesetzen, die aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen erwachsen sind. Sollten

Sie aber doch auf ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten stoßen, sollten besonders beschränkte und böse Parteien und Männer Ihnen gar zu hartnäckig Ihr gutes Recht weigern, dann — immerhin — holen Sie aus der Lade, gewissermaßen als „schwarze Frau", das finnische Mannweib oder die Londoner „Suffragette" hervor, und Sie werden sehen — es kommt eigentlich auf dasselbe hinaus wie das Lysistratamotiv — man bewilligt Ihnen alles.

Wenn Sie nicht gar zu viel fordern. O ja, auch das kommt vor. Aus dem Westen, besonders aus dem ferneren Westen, wo die germanische Frauenverehrung zum Aberwitz geworden ist, kommt ein Frauenideal, nach dem die Frau alles zu verlangen und nichts zu leisten hat. Nach dieser Auffassung erscheint das Weib gewissermaßen als ein anspruchsvolles Luxustierchen, als eine Art Prachtfink oder Zierpapagei, nur daß das Kleid dieser Tierchen bloß einmalige Anschaffungskosten erfordert und sie außerdem nicht göttliche Verehrung beanspruchen. Viel weiter als man wohl ahnt, ist auch in unserer „Gesellschaft" die Art der weiblichen Drohne verbreitet, deren Tag mit Ankleiden, Konditoreibesuch, Ladenbummel, Fünfuhrtee, Tanz und Theater vollkommen ausgefüllt ist. Verzeihung: fast hätt' ich die Wohltätigkeit vergessen, also richtig: Tanz, Theater und Wohltätigkeit. Sie gibt bis zu 20 Mark Eintrittsgeld für ein vergnügliches Wohltätigkeitsfest, o ja! Natürlich: die Rechnungen beim Seidenhaus sind etwas höher. Wenn der Mann nach verzweifeltem Ringen seine Zahlungen einstellen muß, überreicht das Modenhaus Rechnungen von 25 000 Mark . . . Nun, vielleicht müssen im großen Garten der Welt auch solche Blumen sein, dann bin ich aber dafür, sie nur sehr vereinzelt zu züchten. In Ihrer Frauenbewegung aber, meine Damen — die Angeredeten sind immer ausgenommen — sind deutliche Neigungen vorhanden, jene Zucht zu begünstigen. Es gibt auf Ihrer Seite Frauen, die uns tiefsinnig versichern, daß die häusliche Arbeit der Frau oft kleinlich, eintönig, alltäglich, nicht selten häßlich und immer

sehr ermüdend sei. Und die stillschweigende Ergänzung ist dann, daß die Arbeit des Mannes immer oder doch vorwiegend großzügig, abwechslungsreich, poesievoll, anmutig und erquicklich wäre. Haben Sie einmal, meine Damen, zehnstündige Ausschußsitzungen mitgemacht? Haben Sie als Richter einmal sieben Stunden lang Kleinigkeiten verhandelt? Sind Sie als Ärzte einmal einen halben Tag lang treppauf und -ab gestiegen und haben Schnupfen, Gliederreißen und Kopfweh behandelt? Haben Sie einmal Rekruten ausgebildet? Haben Sie einmal mit unfähigen Schauspielern Rollen einstudiert? Haben Sie einmal Schülerhefte durchgesehen oder Musikunterricht gegeben? Sind Sie einmal Zeitungsschreiber gewesen? „Der Ärger mit den Dienstboten!" seufzen Sie. Aber Sie ärgern sich doch nur an Untergebenen, die Sie entlassen können. Haben Sie's einmal versucht, sich an Untergebenen und Vorgesetzten zu ärgern? Wissen Sie, daß ein Mann zuweilen unter sich und über sich Dienstboten hat? Nein, meine Gnädigste, sehen Sie einmal Ihrem Kind ins Auge, wenn es kräftig hineinbeißt in das gute Brot, das Sie ihm reichen, betrachten Sie das aufatmende Behagen Ihres Gatten, wenn er ermüdet heimkehrt, und sehen Sie ihn stark und ermuntert wieder von dannen gehen, und Sie werden begreifen, daß Sie die großzügigste, kurzweiligste, anmutigste und dankbarste Arbeit tun, die sich denken läßt. Und dann noch eines: Wenn Sie verheiratet sind, haben Sie eigentlich nur einen Beruf: Das Glück Ihres Hauses. So ward Ihnen das große Glück, etwas ganz sein zu können und sich ein Leben zu bauen, das klar und entschieden, harmonisch und ruhevoll ist. Ein Mann ist immer zerrissen. Wollen Sie Politiker, wollen Sie Auchmänner werden, damit Sie ebenfalls zwei, drei oder mehr Seelen in Ihrer Brust fühlen?

Im Wasserfalle Franangr fingen die Asen den verhaßten Loki. Sie fesselten ihn mit den Därmen seines Sohnes Wali und befestigten über seinem Haupte eine giftige Schlange, so daß das Gift auf Lokis Antlitz tropfte. Aber Sigün, Lokis

Frau, saß neben ihm und fing das Gift in einer Schale auf, und wenn die Schale voll war, schüttete sie sie aus.

Es gibt keinen gewaltigeren und tieferen Mythos des Weibes als diesen. Die Politik ist giftig. Das Weib soll Gift abwenden, nicht Gift verbreiten.

Ich bin am Ende, meine Damen, und zweifle, ob ich Sie überzeugt habe. Aber das Eine hoffe ich bewiesen zu haben: Man kann gegen die politische Betätigung der Frauen sein, weil einem das Weib für die Politik nicht zu gering, sondern weil einem das Weib für die Politik zu gut ist.

Die Marienbader Kur.

Meine Freunde haben es verschuldet. Sie haben mich so lange gereizt. „Eduard, du wirst zu stark, Eduard!“ sagten sie täglich zu mir; die Gefühlloseren sagten: „zu dick,“ die Gemütsrohen: „zu fett.“ Ich leugnete das entschieden; aber sie mußten sich heimlich verschworen haben; denn sie sagten es alle. „Ein gewisses Embonpoint ist bei mir hereditär, habituell, gehört sozusagen zu meiner Konstitution,“ bemerkte ich. Dergleichen drückt sich immer am besten in Fremdwörtern aus. Ein rüdes Gelächter antwortete mir. „Deshalb,“ fuhr ich fort, „verschlagen auch Entfettungskuren bei mir nicht das Geringste.“ „Ja, weil du sie nicht strenge durchführst!“ johlte die Masse in gemeiner Einstimmigkeit. „Ich — nicht durchführen?“ versetzte ich mit meiner spöttischen Überlegenheit, „nun — das werde ich euch beweisen!“ Und so ging ich nach Marienbad.

„Sie gehen nach Marienbad?“ fragte mich ein wohlbeleibter Eisenbahngefährte. „Ei, da sind Sie zu beneiden! Marienbad ist entzückend! Und schlemmen kann man da, schlemmen —!“

Ich bemerkte dem Manne mit einem sittlichen Ernste, der — ich fühlte es — mir gut stehen mußte, daß ich nicht zu schlemmen gedächte, sondern mich einer sehr ernsten Magerkur zu unterziehen beabsichtigte.

„Ach so, Sie wollen fasten!“ rief er überrascht. „Na ja — kann man da auch,“ fügte er nachlässig hinzu. „Dazu gehört allerdings ein starker Wille.“

„An dem soll es nicht fehlen," preßte ich durch die aufeinandergebissenen Zähne.

Er maß mich von oben bis unten und dann von links nach rechts und sagte nichts, der unhöfliche Mensch.

Vor dem Mittagessen im Speisewagen sagte ich mir logischer Weise, daß es erst dann einen Sinn habe, mit der Kur zu beginnen, wenn alle Bedingungen dieser Kur gegeben seien, daß systemlose Halbheiten in solchem Falle sogar recht gefährlich werden können. Andrerseits war mir wohl bekannt, daß bei solchen Kuren ein möglichst großer Gegensatz zwischen heut' und morgen nur zu empfehlen ist, weil nämlich der Körper auf solche schroffen Übergänge mit einer beträchtlichen Gewichtsabnahme antwortet. Das Essen setzte sich mit Rücksicht darauf sehr günstig zusammen; es bestand aus Fleischbrühe mit Klößen, Lachs mit Mayonnaise, Mastochsenbraten mit Nudeln, Plumpudding und Butter und Käse. Um den Schreck, den der Körper morgen erhalten sollte, zu verstärken, nahm ich dazu eine Flasche Bier, eine halbe Flasche Schaumwein und zum Kaffee einen Likör. Danach legte ich mich in meinem Abteil schlafen.

In Marienbad angelangt, begann ich meine Kur auf dem Bahnhofe. Zwar meinen Hauptkoffer überwies ich einem Träger; als dieser aber auch den nicht unbeträchtlichen Nebenkoffer an sich nehmen wollte, sagte ich sieghaft: „Nein, lieber Freund, jetzt wird selbst getragen," nahm meinen Koffer und schritt hinaus. Die Fiaker vor dem Bahnhofe machten mir ihre wohlfeilsten Gesichter, nannten mich „Herr Baron", und als mir das nicht zu genügen schien, „Herr Graf"; ich aber versetzte ohne allen Adelsstolz: „Nein, meine Herren, jetzt wird gegangen!"

Wenn ich einmal eine Sache angreife, so tu ich's mit Entschlossenheit.

Wenn ich gewußt hätte, daß der Bahnhof so weit vom Orte entfernt liege und daß meine Wohnung dann auch noch ganz am entgegengesetzten, nördlichsten Ende der Stadt gelegen sei,

und daß der Weg dahin nicht allzu sanft ansteige, so hätte ich vielleicht doch meinen Koffer dem Träger übergeben und wäre gefahren. Aber während ich schwitzte, erhob mich doch das Wonnegefühl: „Wenigstens fünf Pfund schaffst du dir durch diesen Leidensweg vom Leibe. Wenn du das 3—4mal gemacht hast, bist du dein Übergewicht los. Allerdings" — dieser Gedanke erleuchtete mich blitzartig — „das hättest du auch zu Hause haben können."

Meine Wohnung lag im dritten Stock. Für die Zumutung, den Fahrstuhl zu benutzen, hatte ich nur eine kurze, abweisende Handbewegung. Das Zimmer kostete wöchentlich 50 Kronen einschließlich Tag- und Nachtgeschirr. Alles andere mußte besonders bezahlt werden.

Sobald ich mich einigermaßen eingerichtet und umgekleidet hatte, eilte ich, mich wägen zu lassen. Ich fühlte mich so leicht nach meiner Kofferträgerarbeit!

In Marienbad hat jedes zweite Haus eine allein richtige Wage. Man setzt sich in einen bequemen Stuhl und läßt seine Schwerkraft walten; dann zeigt die Wage nicht nur das Gewicht an, sie druckt es auch gleich auf einen kleinen Zettel. Da stand: 94,8 Kilo.

„Sie sind wohl —!" rief ich unwillkürlich aus. Das Wort „verrückt" verschluckte ich ebenso unwillkürlich wegen der Gerichtskosten.

Der Mann beteuerte, daß seine Vorrichtung vollkommen tadellos arbeite. Ich warf meine 20 Heller auf den Ladentisch, ließ den Zettel liegen und ging, Verachtung in den Zügen, hinaus.

Zwanzig Schritte weiter trat ich in ein anderes Haus mit allein richtiger Wage. Der Zettel erschien und zeigte: 95 Kilo. Diesmal versah eine Dame das Wägeamt; ich konnte also nicht mal „Sie sind wohl!" rufen.

Langsam und sinnend schob ich den Zettel in die Westentasche und verließ den Raum. Mir war's, als hätte ich Blei in den Gliedern.

Draußen kam mir die Erleuchtung. Ah, dacht' ich, die haben dir den Neuling angesehen. Das sind Wagen für Ankömmlinge! Jetzt wirst du schlau sein. Mit federnden Schritten betrat ich einen dritten Laden und rief: „So! Zum Abschied möcht' ich nun noch einmal gewogen sein!" Diesmal verzeichnete der Zettel: 95,1 Kilo.

„Noch mehr! Es hängt Gewicht sich an Gewicht,
Und ihre Masse zieht mich schwer hinab."

Erdrückt von der Wucht meiner Persönlichkeit, schlich ich zum Arzt. Er behauptete, ich müsse morgens sechs Uhr aufstehen, zum Kreuzbrunnen gehen, dort drei Glas Brunnen mit Zusatz eines gewissen Salzes trinken, dann 1½ Stunden spazieren gehen, danach dürfe ich frühstücken. Der Mann hatte eine merkwürdige Ausdrucksweise; unter „frühstücken" verstand er: eine Tasse Tee, ein Ei und einen Zwieback nehmen. „Ohne Butter!" rief der Herr Doktor begeistert. Mittags dürfe ich dann eine Fleischspeise, ein Gemüse, ein Eingemachtes und eine halbe Flasche Biliner Wasser genießen. Und abends könne ich mir eine Fleischspeise, ein Gemüse oder ein Eingemachtes und, wenn es sein müsse, ein Krügel Pilsener gestatten. Für diese Beköstigung müsse ich aber fünf bis sechs Stunden täglich marschieren. Ich versicherte dem Arzte, diesen Vorschriften nachzukommen, sei für einen Menschen von Willenskraft ein reines Kinderspiel, und vollends für mich, der ich von jeher mäßig zu leben gewohnt sei.

Morgen, gleich morgen solle ich mit der Kur beginnen, hatte der Arzt befohlen. Dieser Abend war also noch mein. Ich traf in der Kaiserstraße einen alten Freund, der mir ein Wirtshaus bezeichnete, in dem er jeden Abend mit einigen vergnügten Leuten zusammentreffe und wo es ein vorzügliches Pilsener Bier gebe. „Pilsener Bier hat nämlich eine mild abführende Wirkung," erklärte er mir. Und in der Tat: Pilsener Bier hatte mir ja sogar mein Arzt gestattet. Außerdem wäre es mir als unnötige Schroffheit erschienen, die Einladung dieses lieben Menschen abzulehnen; ich ging also mit und trank einige

Krügel. Ich fühlte wirklich, wie mir immer leichter wurde, und wie auf Flügeln schwebte ich um Mitternacht nach Hause.

Um sechs Uhr war ich auf den Beinen, um halb sieben am Brunnen. In langer Prozession wallten die Kurgäste, jeder ein Glas in der Hand, zur Quelle. Wo eine Lücke war, wollte ich mich anspruchslos und unauffällig dem Ganzen einfügen; aber sofort bedeutete mir ein Aufseher, daß ich mich ganz am Ende anschließen müsse. Nach zehn Minuten kam ich zur Quelle und erblickte dort ein merkwürdiges Naturspiel: einen Mann, der fortwährend pumpte und dabei untertänig grüßte. Die Leute, die pumpen, grüßen sonst ganz anders. Ich erhielt mein wohlgefülltes Glas, schüttete das vorgeschriebene Salz hinein und setzte es an den Mund. Mit ungeheurer Spannung kostete ich dies Getränk. Es schmeckte wie Niedertracht mit Gemeinheit. Es ist mir immer Grundsatz gewesen, widrige Dinge, die geschluckt werden müssen, mit zugedrückten Augen und mit einem Schluck und Druck hinunterzusetzen. Aber das war hier verboten. Zehn Minuten lang solle ich an dem Becher trinken, hatte der Arzt befohlen. In solchen zehn Minuten büßt man vieles ab. Freilich macht eine recht gute Kurkapelle Musik dazu. Aber es ist nicht das Richtige, wenn man Mozarts Champagnerlied mit auf die Weste herabhängenden Mundwinkeln anhört; es ergibt eine falsche Auffassung, wenn man sich bei dem Seufzer

„O—o—o De—li—la!"

nach dem Bauche greift. Nach dem ersten Glase trank ich ein zweites und ein drittes. Sehr sinnig schließt die Konzertordnung regelmäßig mit einem Galopp.

Dann kam der 1½stündige Spaziergang in die allerdings höchst anmutige und erfrischende, berg- und waldgeschmückte Umgebung Marienbads. Der Reiz der unbekannten Landschaft ließ mich die stofflichen Dinge dieser Welt vergessen, bis ich durch ein nahes Gebüsch das Geklapper von Tassen und Teelöffeln vernahm. Die Umgebung von Marienbad ist mit verführerischen Kaffeehäusern geschwängert; „freudig hingezogen"

trat ich ein und bestellte mein Frühstück. Auch hier wurde Musik gemacht, aber nicht zur Milderung, sondern zur Verschärfung der Kur. Nach einer äußerst regellosen Carmen-Phantasie wollt' ich gerade mein Ei und meinen Zwieback genießen, als ich inne ward, daß ich sie schon verzehrt hätte. Mit männlicher Entschiedenheit sprang ich auf und wanderte meiner Wohnung zu, um ein wenig zu ruhen, ein wenig an meinem Trauerspiel „Ugolino" zu arbeiten und mich auf das kohlensaure Bad mit kalter Abwaschung und Knetung vorzubereiten.

Beim Mittagessen saß mir gegenüber ein Mann, der jedes Mitgefühls bar eine Speisenfolge von sechs Gängen aß. Um mich zu kasteien, las ich die ganze Speisekarte durch, einem Kraftmenschen gleich, der, mit Kopf und Füßen auf zwei Stühlen liegend, sich immer neue Zentnergewichte auf die Brust legt. Oben auf der Karte stand geschrieben:

„Ohne weitere Auswahl !!!!!!!"

Mit sieben Ausrufungszeichen; ich habe sie gezählt.

„Kann ich für den Kalbsbraten auch was anderes haben?" fragte mein Gegenüber.

„Aber natierlich!" versetzte der Kellner.

Da fragte ich mich: Wie viele Ausrufungszeichen macht man in diesem Lande hinter einem Gesetz, das wirklich unumstößlich ist?

Den ausfallenden Mittagsschlaf mußte ich nach Anordnung des Arztes durch eine vierstündige Fußwanderung ersetzen. Sie durfte unterbrochen werden durch eine Tasse Tee. „Mit einem Zwieback," hatte der Arzt in einer Anwandlung von Schwäche hinzugefügt.

Ich wanderte 4½ Stunden, trank ein Glas Kreuzbrunnen und genoß zu Abend eine Fleischspeise, ein Gemüse oder Eingemachtes und ein Krügel Pilsener. Gehorsam ist des Christen Schmuck.

Ein unvergleichlicher Trost in solchen Zeiten der Niedergeschlagenheit ist eine gute Hamburger oder Bremer Zigarre.

Leider hatte ich mir nur einen winzigen Vorrat mitnehmen können, weil Zigarren an der österreichischen Grenze einen ungeheuren Zoll kosten.

Wie ein artiges Kind schlüpfte ich gegen zehn Uhr ins Bett, und diese Lebensweise setzte ich fünf Tage lang ohne nennenswerte Schwankungen fort. Nur hatte ich mir am dritten Tage beim Frühstück gesagt: „Die paar Tropfen Sahne, die zum Tee geboten werden, könntest du eigentlich mitnehmen. Zwar: Sahne macht fett. Aber ich erinnere mich vollkommen deutlich, daß der Arzt nicht gesagt hat: „ohne Sahne". Der Mann war sehr genau in seinen Vorschriften; hätte er die Sahne verbieten wollen, so hätte er es zweifellos getan. Er hat sie also erlaubt, und da ich mich strengstens nach seinen Vorschriften richten will, so muß ich sie eigentlich nehmen. Es ist zwar nur ein Fingerhütchen voll; aber es ist etwas mehr." Seit diesem Tage nahm ich Sahne zum Tee.

Als fünf Tage herum waren, sollte wieder gewogen werden. Ich habe in meinem Leben verschiedene Prüfungen durchgemacht; aber mit so feierlicher Spannung, mit so freudig-banger Erregung bin ich keiner entgegengegangen wie dieser. Ich schwankte lange, welcher Wage ich mich anvertrauen solle; endlich trat ich in einen Laden, legte Hut, Überzieher, Handschuhe, Überschuhe, Geldtäschchen, Taschenmesser, Uhr und Schlüsselbund ab und bestieg den Schicksalsstuhl.

„92 Kilo," sagte die wägende Themis.

„Den Zettel!" stotterte ich.

Da stand es schwarz auf weiß: „92 Kilo!" Also ein Gewichtsverlust von 3,1 Kilo, von $6^1/_5$ Pfund, von 3100 Gramm! Die Tugend hatte ihren Lohn gefunden; Geist und Wille hatten über die Erdenschwere gesiegt! „Hurra!" flüsterte ich auf der Straße vor mich hin, „Hurra: Darauf kann ein vergnügter Abend stehen!"

Ich suchte meinen Freund auf und die famose Pilsener-Kneipe. Ich konnte mein Glück nicht für mich behalten; ich mußte mich mitteilen, und noch eh' ich Hut und Mantel ab-

gelegt hatte, rief ich: „Sechs Pfund! Sechs Pfund verloren! Der ehrliche Finder soll sie behalten! Wie steh' ich nun da?"

„Was?" schrie mein Freund. „Sechs Pfund in fünf Tagen? Menschenskind, sind Sie des Deubels? Wissen Sie auch, daß Sie sich dabei den schönsten Herzklaps holen können?"

Ich erschrak und griff unwillkürlich nach der Speisekarte. Mein Auge fiel auf: Lendenbraten mit Nudeln. Und mir ward, als spräche der Herr: „Es sammle sich alles Wasser unter dem Himmel" und mein Mund wäre der Sammelplatz. „Donnerwetter," stöhnte ich, „Nudeln ess' ich so gern; aber sie setzen Fett."

„Nanu?" machte mein Freund, „Nudeln? Sie sind doch in Italien gewesen. Wo sieht man schlankere, sehnigere Gestalten als in Italien? Und das lebt den ganzen Tag von Polenta und Makkaroni."

Ich muß gestehen: ich hatte einen Augenblick den Argwohn, daß mein Freund mich verführen wolle; aber ich schämte mich sofort dieser häßlichen Regung und bestellte mir Lendenbraten mit Nudeln und reichlichem Käse.

Als ich schwankte, ob ich mir ein drittes Glas Pilsener bestellen dürfe, fragte mich mein Freund:

„Wieviel hat Ihnen denn Ihr Arzt erlaubt?"

„Einen Krug," versetzte ich.

„Macht vier," sagte er.

„Wieso?"

„Nun, wenn er Ihnen einen gestattet, so nimmt er an, daß Sie zwei trinken; ein guter Arzt gestattet seinem Kranken aber nur dann zwei Krüge Bier, wenn er weiß, daß ihm auch viere nicht schaden."

„Ja, ein guter Arzt ist er," rief ich, „er hat auf mich den Eindruck eines sehr einsichtsvollen und gewissenhaften Mannes gemacht."

„Na also!" rief mein Freund, und ich bestellte zunächst das dritte Glas. —

Am nächsten Morgen erschien ich erst um halb neun am Brunnen, weil ich erst um acht Uhr aufgestanden war. Der Morgenspaziergang fiel daher aus; das Gefühl der Sättigung aber, das mich noch vom Abend vorher erfüllte, kam dem Fortgang meines „Ugolino" glänzend zustatten. Die Zeilen flogen nur so aufs Papier.

Das Hochgefühl gelungener Arbeit regt wohl bei allen Menschen die Eßlust an. Mein diesmaliges Gegenüber am Mittagstisch verzehrte ein Riesenstück von einem Karpfen auf böhmische Art. Ich fragte den Kellner, ob noch ein so gutes Stück da sei, und als er es bejahte, bestellte ich es. Im übrigen aber hielt ich mich streng an die Vorschrift und aß nur noch eine Fleischspeise, ein Gemüse und ein Eingemachtes nebst Brot. Ebenso blieb ich am Abend streng bei meiner Vorschrift, und wenn ich mir darüber hinaus ein Gericht Palatschinken bewilligte, so wird nur der etwas darin finden, der diese Speise nicht kennt. Palatschinken sind ganz dünne Pfannkuchen, die mit Fruchtsaft oder -mus bestrichen und dann aufgerollt werden. Wenn ich den Erfinder dieses Gebäcks kennte, so würde ich ihm ein Denkmal errichten, und wie man Gelehrte, Dichter und Staatsmänner auf ihren Denksteinen wohl mit einer Pergamentrolle darstellt, so würde ich ihm einen Palatschinken in die Hand geben. Außerdem muß man wissen, wie solche Sachen in Österreich bereitet werden. Ich lobe die österreichischen Mehlspeisen (die man dort merkwürdigerweise „Müllspeisen" nennt) grundsätzlich, weil, wer das unterläßt, beim nächsten Wiederbetreten des Landes als lästiger Ausländer ausgewiesen wird; aber ich lobe sie auch aus innerster Überzeugung. Sie werden selbst von den Hamburger Köchen nicht erreicht — das sagt genug.

So lebte ich abermals fünf Tage in Fasten und Kasteiungen dahin, mir nur hin und wieder einen kleinen Seitensprung gestattend, um das allzu schnelle Entfettungszeitmaß wohltätig zu verlangsamen. Der „Herzkollaps" stand mir als warnendes Gespenst vor Augen. Dabei war ich so tief mit

meiner Arbeit beschäftigt, daß ich mir beim Frühstück aus reiner Zerstreutheit zwei Eier oder Butter oder Schinken, einmal sogar alles zugleich kommen ließ und in Gedanken verzehrte. Am zehnten Tage schritt ich fröhlich zur Wage. Nach meinem Spiegelbilde und meinem Allgemeingefühl schätzte ich meine Gewichtsabnahme auf drei Pfund. Das Ergebnis lautete: „94,5 Kilo."

„Sie müssen sich irren!" rief ich.

„Bitt schön, schauen der Herr selbst nach," sagte der Mann und gab mir den Zettel.

„Dann ist Ihre Wage nicht richtig!"

„Bitt schön, das ist die genaueste Wage in ganz Marienbad."

Gewogen und zu schwer befunden, ein umgekehrter Belsazar verließ ich wankend das Haus. Ich ging in eine Buchhandlung und kaufte mir das Heft: „Wie werde ich energisch?" und begann meine Kur von vorn.

Ich trank Brunnen, daß ich zeitweilig an der fixen Idee litt, ich sei ein Rohr der städtischen Wasserleitung; ich knapperte morgens meinen einsamen Zwieback und scherzte dazu blutenden Herzens mit der appetitlichen Kellnerin, „ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs," die in der Umgegend Marienbads aufzufinden sind, „den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch, die in den Runsen schäumend niederquillt," und schwitzte, oder, wie der Gebildete sagt: transpirierte, daß man die disjecta membra poetae in der ganzen Gemarkung hätte zusammenlesen können. Beim Mittagessen saß ich mit niedergeschlagenen Augen wie eine züchtige Pastorentochter, um die andern nicht essen zu sehen; denn, weiß der Teufel, obwohl ich jeden Tag anderswo saß, immer hatte ich zum Gegenüber einen Schlemmer und Fresser, der einen Rekord brechen zu wollen schien. Eine Tochter, die mir in diesen Tagen schrieb, daß man zu Hause eine „großartige" Aalsuppe mit Schwemmklößen gegessen habe, verstieß ich auf drahtlichem Wege. Mein „Ugolino" rückte natürlich nicht von der Stelle.

Meinem „Freunde" wich ich, wenn ich ihn von weitem sah, in größtmöglichem Bogen aus. Ja, dieser „Freund", er konnte lachen; er war ein „hagerer Wollüstling" wie Calcagno, „Bildung gefällig und unternehmend"; er konnte machen, was er wollte, er war und blieb geschmeidig wie ein Rapier. Man klagt ein Langes und Breites über die ungleiche Verteilung des Besitzes, über die ungleiche Verteilung der Geistesgaben, über die ungleiche Verteilung von Schönheit und Körperkraft; aber gibt es eine schreiendere Ungerechtigkeit, als daß Menschen jahraus, jahrein Mahlzeiten von 15 Gängen mit zugehörigen Weinen und Schnäpsen vertilgen, ohne auch nur um die Dicke eines Lindenblättchens zuzunehmen? Muß einen nicht ein darmzerfressender Neid durchwühlen, wenn man das ansieht und um jeden elenden Kartoffelschmarrn ein Pfund schwerer wird?

Das Traurigste in diesen dunkeln Tagen war, daß meine heimischen Zigarren alle geworden waren. In Österreich werden die Zigarren von der Regierung gedreht. Sie werden aus einem tabakähnlichen Stoffe verfertigt (ich halt es für eine Art Baumwolle), sind nicht billig, brennen aber vorzüglich und riechen nicht. Man kann sie Säuglingen geben, die die Muttermilch nicht vertragen. Der österreichische Patriot pflegt seine Zigarren zu verteidigen, indem er sagt: „Ja freilich, unsere Zigarren taugen nichts; aber das ist das Gute am Monopol: man kriegt sie im ganzen Kaiserreich, auch im kleinsten Dorf, in der nämlichen Güte!" übrigens stimmt das nicht einmal; denn in den kleinen Spezereigeschäften auf den Dörfern werden sie gewöhnlich zwischen Petroleum und Chlorkalk aufbewahrt, und dann riechen sie. Freilich halten sie auch dann keinen Vergleich aus mit den italienischen Zigarren. Aus einer Zigarre in Venedig roch ich einmal Seife, Zimmt, Gorgonzola, Buchdruckerschwärze, ranziges Öl, Rhabarbertropfen, Kaffee und muffig gewordene Fadennudeln heraus. An der Schweizer Grenze fragte mich ein Zollbeamter, ob ich auch italienische Zigarren im Koffer hätte. „Herr!" rief ich

außer mir, „wie kommen Sie dazu, mir Perversitäten zuzumuten?!“

Warum ich mir keine Zigarren von Deutschland hereingeschmuggelt hatte? Ich halte mich nicht für berechtigt, einen Staat, mit dem wir einen Dreibund geschlossen haben, in seinen Einkünften zu schwächen. Offen gestanden, hatt’ ich’s auch vergessen.

An einem dieser Tage, von denen schon die Koheleth sehr richtig bemerkt, daß sie uns nicht gefallen, stand ich gedankenvoll vor dem Stadt- und Posthause, noch beschäftigt mit einem Brief, in dem mir Weib und Kinder ihre Verlassenheit klagten. Wie gern wär’ ich zu ihnen geeilt, wenn nicht Pflichten gegen das schnöde Fleisch mich an diesen Marterort gebannt hätten. Da fiel eine Hand auf meine Schulter, und neben mir stand mein Freund Calcagno.

„Herrlich, daß ich Sie treffe!“ rief er, „gerade wollt’ ich Ihnen schreiben. Also morgen um drei Uhr kommen ein paar nette Kerle zu mir zu einem einfachen Mittagessen. Tun Sie mir die Liebe, mit von der Partie zu sein!“

Ich kannte seine „einfachen Mittagessen“; Lukullus war Kasernenküche dagegen. Ich lehnte ab unter Hinweis auf meine Kur.

„Aber Teuerster, Ihre Kur soll nicht das Geringste darunter leiden! Lauter leichte Sachen! Schließlich brauchen Sie ja nur zu essen, was sich mit Ihrer Kur verträgt! Und wenn Sie nicht wollen, essen Sie gar nichts! Wenn Sie nur dabei sind!“

Ich bemerkte noch einmal mit vor Entschlossenheit bebender Stimme, daß ich fest bleiben müsse.

„Aber jeder vernünftige Arzt gestattet doch Ausnahmetage; er schreibt sie sogar vor. ‚Meide die Gewohnheit,‘ sagt Schweninger, ein Mann, der Bismarck entfettete! Wenn Sie sich an diese Lebensweise gewöhnen, werden Sie dick statt mager. Es ist eine bekannte Beobachtung, daß Sträflinge sogar bei der Zuchthausküche fett werden —“

„Sie haben recht!“ rief ich im frohen Gefühl, eine neue Wahrheit gefunden zu haben, „ich komme; ich komme bestimmt!“

„Na bravo! Das ist ein Manneswort. Sie werden sehen, es wird nett!“

O, ob es nett wurde! Es gab Kaviar, getrüffelte Gänseleber, Brüsseler Masthuhn, Languſten, Würzfleisch von Kalbszungen, Sorbet usw. usw. Dazu 68er Steffansberg, 93er Hattenheimer Bildstock, 69er Lafite Schloß-Abzug, 47er Yquem, zehn Jahre alten Heidsieck; kurz: Weine von einem unglaublichen Innenleben und von einem Alter, daß man bei jedem Glase unwillkürlich nach dem Kopfe griff, um ehrerbietig den Hut abzunehmen. Und zu jedem Gericht und jedem Wein gab der Wirt nicht ohne Scharfsinn eine überzeugende Erklärung, warum und inwiefern sie kurgemäß wären. Von dem alten Heidsieck zu trinken, verbot mir gleichwohl meine Selbstzucht.

„Auf Sekt will ich denn doch lieber verzichten,“ erklärte ich und hielt die Hand übers Glas.

„Warum denn gerade auf Sekt?“ rief Calcagno mit grenzenlosem Erstaunen. „Alle Rennpferde kriegen Sekt! Haben Sie schon einmal ein beleibtes Rennpferd gesehen?“

Für streng logische Schlüsse habe ich immer eine Schwäche besessen; ich zog meine Hand zurück. — — —

Anderen Mittags, als ich aufgestanden war, schlenderte ich über die Kreuzbrunnenpromenade und entdeckte dort eine selbsttätige Wage mit der Überschrift: „Wieviel wiegen Sie?“ Ich fand diese Frage zwar etwas dummdreist; aber ich konnte ihr doch nicht wiederstehen, stieg auf, steckte 20 Heller in den Schlitz und stellte 94 Kilo fest.

Also das war nun der ganze Erfolg nach drei Wochen des Darbens, Kurierens und Kasteiens! Ein ganzes Kilogramm!

Halt — an dieser Wage befand sich auch eine Tafel, nach der man genau feststellen konnte, wieviel man wiegen dürfe. Ich fand, daß meiner Körperlänge ein Gewicht von 65 Kilo

angemessen wäre. Also hätte ich 30 Kilo zu viel, und sie zu beseitigen, forderte 90 Wochen Marienbad! Es war doch geradezu lächerlich, solch einen Ort für Entfettungskuren zu empfehlen!

Ebenso lächerlich war übrigens diese Tafel. Als ob man so rein mechanistisch die Leibesstärke eines Menschen vorschreiben könnte, als ob sie nicht persönliche Bestimmung wäre wie meine Augen, meine Stimme, meine Hand, meine Gemütsart! Ich ging die Reihe meiner Ahnen durch bis ins 15. Jahrhundert — soweit ich sie kannte, waren sie meistens — oder doch großenteils wohlbeleibt gewesen. Es war also meine Bestimmung, dick zu sein. Was wußten die Ärzte von meiner Bestimmung! Gewiß war es vernünftig und geraten, einem Übermaß vorzubeugen. Das wollt' ich ja auch, tat ich ja auch! Aber wie weit man gehen darf, das kann kein Gerät und kein Arzt bestimmen; das muß man selbst fühlen. Ein vernünftiger und leidlich gebildeter Mensch soll sein eigener Arzt sein.

Danach beschloß ich nun zu handeln, und da gerade mein Geburtstag war, aß ich ein Gericht Knödel, wie ich sie so sehr liebe. Ich wußte wohl, daß ich nach diesen Knödeln wieder Gewissensbisse fühlen würde; aber Gewissensbisse machen mager, und so wurde die gewünschte Wirkung auf einem Umwege doch erzielt.

Als ich das Speisehaus verlassen hatte, begegnete mir mein Namensvetter Eduard VII., der stellenweise erhabene Stammgast dieses Kurorts. Nun ja — war dieser Mann nicht eine wandelnde Reklame gegen Marienbad? Wie viele Jahre kam er nun schon hierher und noch immer war er dick, mindestens so dick wie ich. Und übrigens regiert dieser Mann trotz seiner Beleibtheit das fettsüchtigste Reich der Welt. Jawohl: das englische Volk nimmt ihm den größten Teil der Arbeit ab; aber außerhalb seines Reiches hat er doch sehr viel zu tun! Und was mich anbelangt, so mach' ich mich trotz meines Bauches anheischig, jederzeit seinen Posten zu übernehmen, ob-

wohl ich in dieser Hinsicht nichts weniger als Stellenjäger bin und mich um die Stellung Nikolaus des Zweiten oder Peters von Serbien nie beworben habe.

Hartnäckig wie ich in der Verfolgung eines einmal gesteckten Zieles bin, setzte ich bis zum Ende meines Aufenthalts meine Kur ohne Unterbrechung fort. Daß ich mich für das Göttermahl meines Freundes rächte, ist selbstverständlich. Ich konnte mich unmöglich einladen lassen, ohne wieder einzuladen. Um Ausschweifungen vorzubeugen, gab ich indessen kein Mittagessen, sondern nur ein Frühstück; daß meine Gäste erst nach Mitternacht aufbrachen, ist nicht meine Schuld, ich konnte sie doch nicht fortschicken.

So hatte sich denn unter den Mitgliedern dieses Kreises ein höchst erfreuliches Verhältnis herausgebildet, und dieses schöngestimmte Einvernehmen fand in einem Abschiedsessen, das die Herren mir am Abend vor meiner Abreise gaben, seinen natürlichen Ausdruck. Die Herren überhäuften mich mit Aufmerksamkeiten jeglicher Art; sie hatten eine Speisenfolge zusammengestellt, die ausschließlich aus meinen Lieblingsspeisen bestand, und wollten es sich nicht nehmen lassen, mich von der Festtafel unmittelbar an den Zug zu begleiten. Ich nahm dies Anerbieten mit Vergnügen an, ließ mich aber selbstverständlich durch allen Jubel und Trubel in meinem Pflichtgefühl nicht beirren. Unter dem Vorwande, daß ich mir noch Handschuhe kaufen müsse, trat ich auf dem Wege zum Bahnhof in ein Handschuhgeschäft mit allein richtiger Personenwage. Ich legte alles ab: Hut, Mantel, Taschenmesser usw., nur nicht das Geldtäschchen — es war von keinem Belang mehr — setzte mich in den Stuhl und machte mich so leicht wie möglich.

„95,3 Kilo!"

Das „weitbeschreyte" altberühmte Marienbad hatte mir also nicht nur nichts geholfen; es hatte mir zu meiner Fülle noch 2—300 Gramm hinzugebürdet. Und auf diesen Schwindel war selbst ein Goethe hineingefallen!

Daheim schilderte ich meinen Freunden bis ins einzelne hinein die Marienbader Kur und ihre Vorschriften.

„Und das hast du vier Wochen lang befolgt?“ riefen sie wie aus einem Munde.

„Im großen und ganzen — und im wesentlichen ja!“ versetzte ich mit einer großen und runden Armbewegung.

Warum die Kerle sich in die Rippen stießen und mein bester, treuester Freund sogar laut herausprustete, ist mir noch heute ein Rätsel.

Über den Umgang des Dichters mit Schauspielern.

Ich weiß nicht, ob es allgemein bekannt ist, daß ich der glückliche Besitzer einer großen staatsmännischen Begabung bin. Daß ich mir schon verschiedentlich Beleidigungsprozesse zugezogen habe, scheint dagegen zu sprechen, scheint es aber nur. Ich gehöre eben nicht zur alten diplomatischen Schule, die durch Täuschung, Hinterhältigkeit, Heimlichkeit, Überlistung und Verschlagenheit ihr Ziel zu erreichen suchte; ich bin ein Schüler Bismarcks und Bülows, die eine Staatskunst der Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Offenheit vertraten und noch vertreten. Unsere Regierungskreise haben freilich bisher nicht den weiten Blick besessen, mich zu einer Mitwirkung auf der Weltbühne zu berufen; immerhin aber habe ich hundertfach Gelegenheit gehabt, auf der Bühne, die die Welt be- deutet und die nicht selten eine feinere Diplomatie verlangt als das politische Theater, meine Befähigung zum Staatsmann überzeugend zu beweisen.

Zu den selbstverständlichsten Eigenschaften eines Diplomaten gehört die Einsicht, daß man mit den verschiedenen Ständen, Bildungs- und Berufsklassen der Menschen nicht auf die gleiche Art verkehren dürfe. Der Soldat will anders behandelt sein als der Geistliche, der Landmann anders als der Lyriker, der Reichskanzler anders als der Fahrstuhljunge, ja selbst eine alte Stiftsdame will anders genommen sein als ein Schankmädchen. Da ich nun als Bühnenschriftsteller vielfach mit Schauspielern in Berührung gekommen bin, so liegt

es nahe, daß ich mir über den Umgang des Dichters mit Schauspielern ganz bestimmte Regeln aufgestellt habe, und diesen Dichter-Knigge sozusagen möchte ich hier, im Auszuge wenigstens, zu allgemeinem Besten, insonderheit zum Nutzen meiner Berufsgenossen vortragen dürfen.

Der Verkehr des Dichters mit dem Schauspieler beginnt schon mit der Entstehung des Dramas. Der Schauspieler empfindet es mit Recht als unwürdig, wenn der Dichter bei der Schöpfung seines Werkes nach dem Darsteller schielt, auf „gute Rollen“ bedacht ist, ja, einem bestimmten Mimen gar „auf den Leib“ schreibt. Der Schauspieler von heute weiß sehr wohl, daß die Dichtung nicht um des Schauspielers, sondern der Schauspieler um der Dichtung willen da ist, er weiß, daß ein Stück nicht aus lauter guten Rollen bestehen kann, weiß, daß es für einen großen Künstler keine kleine Rolle gibt und schickt darum auch die kleinste Partie nicht zurück. Der Dichter zeige sich solcher echt künstlerischen Gesinnung würdig und bringe in seinem Stück so viel alte Damen, hinausgeschmissene Liebhaber, Briefträger- und Bedientenrollen an, wie es ihm gut dünkt. Er kann dadurch in der Achtung der Darsteller nur gewinnen. Desgleichen, wenn er Stücke mit wenigen Personen schreibt. Kein Bühnenkünstler wird Goethes „Iphigenie“ einen „elenden Schmarrn“ nennen, weil, auch beim besten Willen des Bühnenleiters, kein ganzes Burgtheaterpersonal darin beschäftigt werden kann. Der Dichter wende nicht ein, daß Goethe seit 77 Jahren tot sei. Es wird ein Tag kommen, wo er ebensolange tot ist.

Wenn sein Stück auf einer Bühne erscheinen soll, dann versäume der Dichter nicht, sämtlichen Proben von der ersten bis zur letzten beizuwohnen. Die Darsteller freuen sich schon monatelang vorher auf sein Kommen; sie sagen es selbst. Das erste, was der jubelnd Umringte alsdann zu tun hat, ist dies: er lese das ganze Stück den Darstellern vor, oder noch besser: er spiele es ihnen vor. Je besser er liest oder spielt, desto gespannter natürlich die Zuhörerschaft, deren Dank sich schließ-

lich in donnerndem Beifall entlädt. Gerade der Schauspieler empfindet den von Überlieferung und handwerksmäßiger Gewandtheit freien Vortrag eines Nichtschauspielers stets als ein wahres Labsal, und mit wahrhaft rührendem Eifer bemüht er sich, dem Vortragenden alles bis ins einzelne hinein nachzumachen. Sollte der eine oder andere Darsteller dem Dichter dennoch nicht zu Dank spielen, so schildere er eingehend, wie glänzend ein anderer Schauspieler an einer anderen Bühne dieselbe Stelle zur Geltung gebracht habe, dann wird es der gegenwärtige Darsteller sofort ebenso machen. Auch ist es dem Schauspieler sehr erwünscht, wenn der Dichter ihn bei jeder Stelle, die ihm nicht gefällt, sofort unterbricht und ihm in einer längeren und gediegenen Abhandlung auseinandersetzt, was diese Stelle eigentlich zu bedeuten habe. Andererseits unterstütze er den Eifer der Darsteller durch öftere Zwischenrufe wie „Gar nicht so schlecht!" oder „Nun, nun, es wird schon werden!" oder „Keineswegs talentlos!" u. dgl.; besonders bei längeren leidenschaftlichen Entladungen ähnlich der des fluchenden Lear wirken solche Zurufe stets anfeuernd. Damen und jugendliche Liebhaber werden, wenn ihr Spiel und ihre Erscheinung die rechte Jugendlichkeit vermissen lassen, es dem Dichter Dank wissen, wenn er sie sofort darauf aufmerksam macht; Damen sind überdies für Winke, wie sie ihre Toilette geschmackvoller gestalten können, jederzeit empfänglich. Wenn sie sich umgekehrt zu jung, zu hübsch und geschniegelt gemacht haben und der Autor ihnen vorstellt, daß sie sich noch mindestens zehn Jahre hinzuschminken müßten, dann werden sie mit entzückendem Erstaunen merken, daß sie dies ja schon getan hätten; wenn er sie aber an die gebieterischen Forderungen der Kunst gemahnt, werden sie gern in ihr Ankleidezimmer zurückkehren und abermals zum Schminktopf greifen. Dabei kommt es freilich vor, daß sie sich vergreifen, und wenn sie auf die Bühne zurückkehren, noch zehn Jahre jünger aussehen. Indessen sind diese Damen von einer so bestrickenden Logik, daß sie Shakespearen, wenn er sich

noch einmal entschließen sollte, einer Macbeth-Probe beizuwohnen, die Versicherung abnötigen würden, er habe sich die Hexen selbstverständlich als blutjunge, fesche und schickgekleidete Weiberln gedacht.

Ist endlich der Augenblick der Erstaufführung herangekommen, so wünsche der Dichter vor Beginn der Aufführung jedem einzelnen Mitwirkenden Glück, genau wie man es bei Beginn der Jagd zu tun pflegt. Er zeige sich zuversichtlich und siegesgewiß und rufe einmal übers andere: „Alles wird gutgehen! Der Erfolg kann nicht ausbleiben!" Wenn die Schauspieler dann dreimal ausspucken, so bedeutet es Zustimmung. Sollte trotzdem der eine oder andere von ihnen versagen, so mache der Dichter ihn unverzüglich nach seinem Abgang darauf aufmerksam, daß er heute nicht auf der Höhe sei; er wird dann in den folgenden Auftritten viel besser werden. Ein bei den Erstaufführungsteufeln sehr beliebter Unfall sind die Sprünge im Dialog. Der Schauspieler springt z. B. versehentlich aus der zweiten Szene in die neunte oder aus dem ersten Aufzug in den dritten. Dann ist es sehr wünschenswert, daß der Dichter einen Platz hinter den Kulissen habe, von dem aus er die ganze Bühne übersieht und dem Darsteller jederzeit durch lebhafte Gebärden, Mienen und Zurufe auf die rechte Spur helfen kann. Dieser fühlt sich dann um vieles ruhiger. Der Zwischenakt ist dann der geeignete Augenblick, um gute Einfälle, wie sie dem Dichter während der Erstaufführung zu kommen pflegen, noch in das Stück einzufügen, Streichungen vorzunehmen, Gestrichenes wiederherzustellen, Masken und Gewänder zu beurteilen usw. usw.

Wenn dann alles vorüber und ein großer Erfolg erzielt ist und man sich danach irgendwo beim Glase versammelt hat, dann halte der Dichter mit seinem Danke nicht zurück und spreche es unumwunden aus, daß, wenn der Erfolg auch zweifellos dem Stück zuzuschreiben sei, die Darsteller doch auch in gewissem Sinne zu dem Erfolge beigetragen, jedenfalls aber nichts verdorben hätten. In der Zeitung steht

nämlich am folgenden Tage immer, daß nur die Kunst der Darsteller den Schmarrn herausgerissen habe, und wenn man da nicht vorbeugt, so glaubt es der eine oder andere Leichtgläubige unter den Schauspielern. Auch unterlasse der Redende nicht, genau den Rang anzugeben, den die betreffende Aufführung unter allen, die er gesehen hat, einnimmt; er sage z. B.: „Nach der Hamburger, der Stuttgarter und der Merseburger Aufführung ist diese Berliner Aufführung entschieden die beste!“ Ein gutes Wort findet immer eine gute Statt. Ausklingen lasse der Dichter seinen Trinkspruch in einem Hoch auf die Hauptdarsteller. Sollte ein Zweifel darüber bestehen, wer diese seien, so bezeichne er sie genau. Diesen verehre er auch sein Bildnis mit einer angemessenen Unterschrift wie:

„Dem strebsamen und fleißigen Künstler!“

oder:

„Dem zweitbesten Darsteller meines Theobald!“

oder:

„Dem wackeren Schauspieler und unvergleichlichen Menschen!“

usw. usw.

Nicht zu billigen ist es, wenn der Dichter jedem Darsteller einzeln sagt, daß er den Vogel abgeschossen habe. Es ist nicht zu vermeiden, daß die Schauspieler später wieder zusammentreffen und die abgeschossenen Vögel zusammenzählen.

Ähnlich wie den Schauspielern gegenüber verhalte sich der Dichter im Verkehr mit den Bühnenleitern, und wenn diese zugleich Schauspieler sind, sei er doppelt aufrichtig. Bühnenleiter und deren Gattinnen, die an ihrer Bühne zugleich als Darsteller wirken, verzehren sich vor Verlangen nach dem ungeschminkten Urteil eines unbefangenen Mannes, der nicht an ihrer Bühne angestellt ist; diesem Bedürfnis komme der Dichter in weitestem Maße entgegen. Andererseits lobe er, wenn anders er Grund dazu hat, dem Leiter gegenüber gerade diejenigen Künstler — und zwar in deren Beisein — mit

denen der Leiter gespannt ist, denen er vielleicht gar gekündigt hat oder die eine Gehaltserhöhung gefordert haben; denn niemand weiß besser als ein Theaterleiter, daß justitia das fundamentum auch der Theaterregierungen ist.

Wenn der Dichter alle diese Regeln befolgt, dann werden sich die Schauspieler zu seinen Stücken drängen, und besonders die Erkenntlichkeit der Bühnenleiter wird keine Grenzen kennen. Wenn man Dankbarkeit im allgemeinen bei den Menschen vergebens sucht — beim Theater und seinen Leitern hat sie ihr Heim aufgeschlagen. Ein Schauspieler, für den ein Dichter einmal einen Karl Moor geschrieben hat, wird in Zukunft aus nie verlöschender Liebe zu diesem Dichter jeden Stier von Uri spielen, und ein Leiter, der einmal mit dem Werk eines Dichters einen großen Erfolg und Gewinn erzielt hat, wird fortan alles spielen, was der Dichter schreibt, und wenn er an die Ausstattung eines Stückes hundert — ach, was sage ich! — hundertundzwanzig Mark wenden müßte.

Bin ich also dafür, daß der Dichter das „zarte, leicht verletzliche Geschlecht" der Bühnenkünstler mit dem verfeinertsten Feingefühl und mit gewinnendster Liebenswürdigkeit behandle, so halte ich andererseits dafür, daß der Dichter den gleichen Anspruch an die Schauspieler erheben dürfe, und es wäre dringend zu wünschen, daß ein Theatermann einmal die Regeln für die Behandlung der dramatischen Dichter zusammenstellte. Ich will gleich an einem Beispiel zeigen, wie ich mir das denke. Nehmen wir an, dem Darsteller stieße während der Probe ein Satz in seiner Rolle auf, der ihm wenig gelungen erschiene; wenn er sich dann unterbricht, sich an den Kopf faßt und zu dem im Sperrsitz weilenden Dichter mit schwerer, tragischer Betonung hinunterruft: „Herr Doktor, soll ich das w i r k l i c h s a g e n ? ? ! !" so wird das auf den Angerufenen immer einen tiefen Eindruck machen, wenn man ihn auch im Dunkel des Theaterraumes nicht genau beobachten kann. Oder man denke sich, der Dichter beklage sich über Mangel an Proben; dann wird es ihn trösten und ihm wohl-

tun, wenn der Schauspieler ihm mitfühlend die Hand auf die Schulter legt und liebevollen Tones spricht: „Liebster, verehrtester Herr Doktor! An dieser Bühne probt man nicht einmal die wirklichen Dichter!" usw.

Ich habe die Absicht, diesen „Knigge" weiter auszuarbeiten und vor allem auf den Umgang des Dichters mit der Presse auszudehnen. Die Presse — das weiß man — hat nur das eine Bestreben: Wahrheit und Gerechtigkeit um jeden Preis festzustellen und zu schützen. Die Freiheit des Wortes, die sie für sich verlangt, ist sie jedermann zu gewähren jederzeit bereit. Sie kennt keinen Verruf, keine schwarzen Listen und keine Schreckensherrschaft. Darum heißt auch den Büchern und Stücken von Rezensenten gegenüber die oberste Forderung: Ehrlichkeit und Offenheit. Noch kürzlich habe ich das bewährt gefunden. Die Gattin eines Theaterkritikers übergab mir ihre Gedichte mit der Bitte um mein ehrliches, rücksichtsloses Urteil. Sie fügte hinzu, daß sie gerade mir dieses Buch besonders gern zur Beurteilung gebe, weil meine Offenheit bekannt sei. Ich las die Gedichte vom ersten bis zum letzten und brauchte mit meinem Urteil um so weniger zurückzuhalten, als ich der jungen und hübschen Dame mit bestem Gewissen sagen konnte, daß mir eines dieser Gedichte nicht übel gefallen habe. Sie sagte freilich: „Gott, Sie gräßlicher Mensch!" schien also nicht ganz befriedigt zu sein; aber sie hat sich, obwohl Schriftstellerin, mit keinem Federstriche gerächt; denn die fürchterliche Verreißung meines Stückes, die bald darauf in der Zeitung stand, war von ihrem Gatten.

Daß trotz solcher Erfolge die Diplomatie der Aufrichtigkeit noch nicht auf mich aufmerksam geworden ist — meine Schuld ist es nicht.

Warnung vor der Sommerfrische.

Schon in den äußerst frischen Tagen des Januar lagen sie mir täglich in den Ohren:

„Vater, gehen wir dies Jahr in die Sommerfrische?"

„Vater, wenn wir dies Jahr in die Sommerfrische gehen, wohin gehen wir dann wohl?"

„Vater, wenn wir wieder an die Nordsee gehen, wann reisen wir dann wohl?"

„Vater, wenn wir wieder reisen, fahren wir dann zu Schiff oder mit der Eisenbahn?"

„Vater, wenn wir mit der Eisenbahn fahren, nehmen wir dann wieder einen Zug mit Speisewagen?"

Man beachte, wie in diesen Fragen die Voraussetzungen immer bestimmter werden.

„Es ist noch sehr die Frage, ob wir überhaupt reisen," sage ich. Das gibt für einen Tag Ruhe.

Am nächsten fragt das Jüngste, das als äußerster Posten vorgeschoben wird, in sehr bescheidenem Tone:

„Vater, hast du dich schon entschieden, ob wir diesen Sommer reisen?"

„Nein."

„Vater, wenn wir dies Jahr wieder in die Sommerfrische gehen, ich meine nur: wenn wir es tun, wohin" usw. (Siehe oben.)

Im Grunde ist es ein Unfug, in die Sommerfrische zu gehen, wenn unser Dorf und unser großer Garten in Laub und Blüte prangen und Augen und Wangen der Kinder so sommerfrisch wie nur möglich erglänzen.

„Mutter hat eine Erholung sehr nötig," sagt eines der Kinder.

Ach so!

Ich halte dieses Mitgefühl für höchstens fünfzigprozentig; aber der Satz hat seine Berechtigung. Der freie schaffende Schriftsteller hat, wenn er arbeitet, in eben dieser Arbeit die köstlichste Sommerfrische, oder er soll lieber nicht schreiben; das Weib aber, das die Danaidenarbeit der Hausfrau verrichtet — was sie ordnet, wird täglich wieder verwirrt; was sie reinigt, wird täglich wieder unsauber gemacht; was sie kocht, wird täglich wieder vertilgt, und um so sicherer, wenn es gut gekocht ist — das Weib also, das um die täglich schnurrende Spindel des Haushalts den immer gleichen, endlosen Faden dreht: das Weib muß hinaus.

Immerhin konnte man noch im Zweifel sein, ob die Gattin und Mutter in diesem Jahre durchaus erholungsbedürftig sei; sie selbst verneinte das entschieden; aber als sie die Vorbereitungen für die Reise und den fünfwöchigen Kuraufenthalt von sieben Menschen getroffen hatte, da konnte nicht der geringste Zweifel mehr an ihrer gründlichen Erholungsbedürftigkeit bestehen. Man muß zugeben, daß es eigentlich nicht sehr sinnreich ist, durch wochenlanges ununterbrochenes Schneidern und Bügeln, Einkaufen und Besorgen, Aus- und Einpacken die hinreichende Abspannung und Reizbarkeit für eine erfolgreiche Erfrischungskur erst zu schaffen; aber wie selten sind die Handlungen der Menschen sinnreich! Und da Kinder das Gute in der Nähe niemals finden, da sie immer in die Ferne schweifen wollen, da Kinder in ihrem Denken und Empfinden überhaupt fabelhaft ungoethisch sind und nur durch Schaden klug werden können, so müssen sie eben in die Sommerfrische.

Und das muß ich ja sagen: die Ausfahrt mit der Eisenbahn ist lautere Lust. Wir könnten auch zur See an unser Ziel gelangen, und ich für meine Person bin einigermaßen seefest; aber der bloße Gedanke an die bloße Möglichkeit einer Familien-

seekrankheit braucht mir nur aufzusteigen, und ich entscheide mich sofort für die Eisenbahn. Meine Frau und ich haben es so eingerichtet, daß die Familie gerade ein Wagenabteil füllt.

Und da sitzen sie nun mit ihren zehn blanken Augen voll Fernenlust und Erwartungsjubel. Ich weiß nicht: ich muß mich immer hüten, daß mir die Augen nicht feucht werden, wenn ich so viel jugendliche Erwartungsfreude sehe. Wenn ich sage: „Da sitzen sie," so ist das übrigens eine Beschönigung. Wenn sie sitzen, so sitzen sie doch alle fünf Minuten auf einem andern Platze; im übrigen machen sie sich soviel Bewegung, wie der Raum nicht zuläßt. Jede Telegraphenstange ist etwas Neues, jeder Steinkohlenschuppen etwas Schönes, jeder aufspringende Hase ist ein Abenteuer, jeder Bahnwärter eine anziehende Bekanntschaft und jeder Kartoffelacker eine Landschaft, oder, wie die Kleinste sagt: eine „Lampschaft". Indessen: so eine Reise dauert sieben Stunden, und im Verlaufe von sieben Stunden verlieren auch Telegraphenpfähle ihren Reiz. Ja, selbst Hasen ziehen nicht mehr. Dann muß ich für die Hasen einspringen.

„Vater, mach' mal wieder Witze."

Dieses Verlangen ist nicht so grausam, wie es sich der Leser wohl denkt. Unter „Witzen" ist hier nicht zu verstehen, was man in der Literatur darunter begreift. Ein dummes Gesicht zum Beispiel, das ich in verschiedenen Abwandlungen ganz ausgezeichnet zu machen verstehe, ist ein sehr guter Witz, und so alte Geschichtchen gibt es nicht, daß diese unverbrauchten Zwerchfelle nicht darauf eingingen. Ich habe vermutlich gerade wieder einen glänzenden „Witz" gemacht; das ganze Abteil „wälzt" sich; das Jüngste liegt oben im Gepäcknetz und strampelt jauchzend mit den Beinen — da öffnet ein Husarenleutnant die Tür, um einzusteigen. Die fünf „angeregten" Kinder erblicken und mit dem Ausruf „Barmherziger Himmel!" die Tür wieder zuschlagen, ist das Werk einer halben Sekunde. Ich kann es ihm so tief nachempfinden, und doch halt' ich unter den vielen Imperativen unserer Tage nur

wenige für so befolgenswert wie den Imperativ: Reise mit Kindern!

Wohlverstanden: Ich habe nicht hinzugefügt: „In die Sommerfrische.“ Denn das würde heißen: Reise mit 84 Hemden, 98 Unterhosen, 120 Paar Strümpfen, 280 Schnupftüchern usw. (Der Leser ergänze das andere nach Verhältnisrechnung.) Wie meint der Leser? Man brauche nicht so viel mitzunehmen, man könne ja an Ort und Stelle etwas zur Wäsche geben? Gewiß kann man das; aber der geneigte Leser versuche mal, es wieder zu bekommen! Sollte er ein Verhältnis mit der Wäscherin haben und seine Sachen infolgedessen noch vor Weihnachten zurückerhalten, so werden sie nach einer Schmierseife riechen, daß er lieber ungeschneuzt durchs Leben wandelt, als solch ein Taschentuch an die Nase zu führen.

Die Eisenbahn oder das Schiff bringen uns nicht bis an den Ort unserer Erholung; da wir Ruhe und Abgeschiedenheit suchen, ist das ja soweit in Ordnung. Aber der Weg, den wir nun noch mittels Kleinbahn und Wagen zurücklegen müssen, ist keineswegs in Ordnung. Vermutlich hat der Leser einmal gesehen und gehört, wie ein schwerer, mit Hunderten von losen Eisenstangen und Blechplatten beladener Lastwagen über ein holperiges Straßenpflaster fährt. Der geneigte Leser setze sich in Gedanken oben auf diese Eisenstangen und Blechplatten, und er hat die Fahrt mit unserer Kleinbahn. Wenn er seiner Frau ins Ohr brüllt: „Wie geht es dir, mein Schatz?“ dann wird sie etwas zurückschreien wie „Montag!“ oder „Brasilien!“ oder dergleichen. Diese Fahrt dauert eine Stunde. Man darf sie eben noch nicht als Sommerfrische, sondern muß sie als Vorbereitung auf die Sommerfrische betrachten. Dann folgt eine Stunde Wagenfahrt. Wer diese hinter sich hat, ist unter allen Umständen erholungsbedürftig. Wenn man Erbsen auf eine Trommel legt und dann auf dem Fell einen Wirbel schlägt, so hüpfen die Erbsen genau wie Reisende, die diese Wagenfahrt machen. Die Kinder finden das zunächst sehr

lustig und verlangen keine Witze mehr von mir; ich wäre auch nicht in der Lage. Aber schließlich werden sie müde und verlangen ins Bett. Zum Schlafengehen bedarf es freilich noch verschiedener Dinge, die in den Koffern sind. Und die Koffer werden, wie uns der händereibende Wirt beruhigend versichert, spätestens morgen früh nachkommen . . .

„Um zehn Uhr ist alles vorbei" — das ist ein trostreiches Wort bei den Theaterleuten. Es gilt auch für Badereisende, nur daß es gewöhnlich mehrere Stunden später wird und dann auch noch nicht alles vorbei ist. Meine Frau hat die Zierdecken von den Betten genommen, und — „mich faßt ein längst entwohnter Schauer". Als Kind mußte ich eine Zeitlang Lebertran nehmen. Ich war um die Stunde des Einnehmens mit Vorliebe nicht anwesend, mußte immer erst förmlich verhaftet werden, und wenn man mich dann auf den Rücken legte, mir Arme und Beine fest- und die Nase zuhielt, dann nahm in den Tran, weil ich ihn „wohl oder übel" nehmen mußte. Ich schwelge gern in den Erinnerungen meiner Kindheit; aber um den Lebertran macht die Erinnerung noch heute mit zugehaltener Nase einen weiten Bogen. Diese Betten hier riechen nach Tran. Bettlaken, Überzüge, Handtücher, Mundtücher — alles ist mit einer Seife gewaschen, die man mit Tran bereitet hat. Meine Frau versprengt eine Unmenge wohlriechenden Wassers; aber dadurch kommt ein Mischgeruch heraus, der noch abscheulicher wirkt. Zum Glück hat die Natur das menschliche Riechorgan so eingerichtet, daß es gegen Gerüche bald abstumpft. Es hilft ja auch alles nichts: endlich muß man doch liegen und schlafen, und wir schlüpfen ins Bett.

Auf dem Hofe schlägt irgendwo eine Tür. In der Sommerfrische schlagen immer Türen. Wenn die Tür noch so liebenswürdig sein wollte, in regelmäßigen Zwischenräumen zu schlagen, so hätte ich nichts dagegen. An rhythmische Geräusche gewöhnt man sich; sie haben sogar etwas Einschläferndes. Aber nein; fünf Minuten lang denke ich ununterbrochen: jetzt hat sie sich beruhigt, und wenn ich dann zufrieden die

Augen schließe, dann knallt sie. Ich werde morgen natürlich unsere Wirte ersuchen, die Tür zu befestigen; aber es wird wenig ausmachen; denn morgen wird dafür eine andere Tür oder ein Fenster schlagen. Während ich stundenlang zwischen Schlaf und Wachen liege, beschleicht mich überdies ein wachsendes Unbehagen, das ich mir anfangs nicht erklären kann. Endlich hab' ich's heraus: mich friert. Wenn die Bettdecke so warm wäre, wie sie schwer ist, dann wäre sie die wärmste Decke der Welt. Dazu kommt, daß durch die offenbar nicht völlig schließenden Fenster der in diesen Himmelsstrichen übliche Wind mit ermunternder Frische hereindrängt. Ich sage mir ja, daß es Sommerfrische ist; aber ich steige schließlich doch wieder aus dem Bett heraus und suche, was an Mänteln und Decken vorhanden ist, zusammen, um damit die Fenster zu verhängen und mein Bett zu ergänzen. O mein heimisches Bett — nur nicht dran denken — nicht dran denken —! Man geht ja in die Sommerfrische, „um alles hinter sich zu lassen, was usw."

Ich habe gelegentlich meine Kunstfertigkeit im Faulenzen gerühmt. Aber immer faulenzen, das ist dasselbe, wie ununterbrochen Rebhühner essen. Ich pflege deshalb in der Sommerfrische des Morgens zu arbeiten, um den Nachmittag mit der heiteren Ruhe eines pflichttreuen Mannes totschlagen zu können.

Es ist Morgen, und ich will also arbeiten. Trotz der elenden Nacht bin ich in geradezu schaffenswütiger Stimmung; irgend eine Frucht in mir ist im neunten Monat. Ich eile in fiebernder Hast an den Schubkasten, in dem mein Schreibpapier liegt. Die Schublade läßt sich nicht öffnen. Sommerfrischenschubladen lassen sich nie öffnen, diese aber schon gar nicht. Ich reiße und zerre, klopfe und drücke — vergebens. Jetzt ist mir warm — heut' Nacht wär' es mir lieber gewesen. Noch ein verzweifelter, sozusagen tobsüchtiger Angriff — ich liege mitten in der Stube und die Schublade oben auf mir. So was macht Stimmung.

Nun die Tinte. Es ist nicht einmal ein Tintenfaß da. Ich will die Klingel ziehen — ach so, sie geht ja nicht. Sie ging ja schon 1904 nicht; jetzt haben wir 1908. Der gesunde Sinn der Landbevölkerung hält am Alten; die nervöse Hast des Großstädters liegt ihm fern. Er denkt wie jener Kieler Theaterbesitzer, der, als sein Spielleiter ihn mahnte, doch endlich einmal zur Hervorbringung nötiger Bühnenmusiken ein Klavier anzuschaffen, entgegnete: „Ach, wozu denn? Die Leute hier sind gar nicht für das Übertriebene."

Ich steige hinunter in das Bereich der Wirte. Nach langem Suchen finde ich die Wirtin am Waschkübel. Feder und Tinte sollen sofort hinaufgebracht werden. Gut.

Der preußische Minister von Puttkamer hat einmal erklärt, „sofort" könne auch „nach drei Monaten" bedeuten. Er war auch Landbewohner. Aber die Tinte ist schon nach einer halben Stunde da.

Ich tauche mit großem Schwunge die Feder ein, um die Überschrift zu schreiben — kein Strich! Ich gucke ins Tintenglas: auf seinem Grunde sitzt eine schwarze Kruste, die vor Jahren einmal Tinte gewesen sein kann. Ich also wieder hinunter zur Wirtin, um ihr die „Tinte" zu zeigen.

„Jä, wir schreiben ja nicht," bemerkt sie achselzuckend, und aus ihrem Tone klingt ein unverkennbarer Vorwurf gegen mich heraus.

„Ja, wie bekomm' ich denn nun Tinte?" frage ich bescheiden.

„Sowie mein Mann zur Stadt geht, soll er Tinte mitbringen."

„Wann geht Ihr Mann zur Stadt?"

„Jeden Sonnabend," versichert sie beruhigenden Tones. (Heute ist Dienstag.) Und die Frau sagt das mit einem sonnigen Lächeln, als wenn die deutsche Literatur ruhig warten und man die Geburt eines Kindes nach Belieben um fünf Tage hinausschieben könnte.

Ich werde also zum Bleistift greifen müssen. Das ist mir

fürchterlich; ich muß schöne, tiefschwarze Schriftzüge auf blütenweißem Papier vor mir sehen, das regt mich an. Mit Bleistift kann ich nicht dichten. Aber in der Not . . .

Ich bin gewohnt, beim Arbeiten zu rauchen, habe mir denn auch eine ansehnliche Menge erlesenster Zigarren mitgenommen. Ich entzünde eine davon — sie schmeckt nach Anchovis. Alles nimmt hier Seesalzgeschmack an, die Zigarren aber besonders. Man entzünde einen gesalzenen Hering und versuche, zu rauchen — es schmeckt nicht.

Auch bin ich gewohnt, beim Arbeiten unaufhörlich auf und ab zu gehen. Hier knarren die Dielen. Sämtliche Fußböden in sämtlichen Sommerfrischen knarren ohne Ausnahme. Unmöglich, einen Gedanken zu fassen. Ich kann nichts anderes denken als: „Jetzt kommt gleich wieder das knarrende Brett.“ Ich suche einen andern Weg durch das Zimmer. Da rummelt es. Jedesmal, wenn ich an eine bestimmte Stelle komme, macht irgend etwas: „Rumbumbumbumbum“. Eine halbe Stunde lang suche ich nach der Ursache dieses unverschämten Geräusches. Ist es das „schauerlich gedrehte“ Weib im „Jugendstil“ unserer „Galanteriewarenläden“, das auf dem Schubkasten steht? Ich nehm' es und bette es weich in die Ecke des Plüschsofas — das Geräusch bleibt. Ich nehme von dem „Phantasieschrank“ sämtliche Ziersachen herunter und lege sie zu der Dame aufs Sofa — es rummelt weiter. Halt! Der „Phantasieschrank“ hat oben zwei wundervoll gedrehte Zierknöpfe; solche Knöpfe sitzen in Sommerfrischen immer lose — richtig: ich brauche nur leise an den Schrank zu stoßen und sie fallen mir wie reife Früchte in die Hand — ich lege sie zu dem übrigen. Das Geräusch dauert fort.

Unterdessen fault die Frucht meines Geistes auf dem Halme. Denn jetzt wäre ich allenfalls in der Stimmung, einige Menschen zu ermorden, nicht aber, einem Kunstwerk das Leben zu geben.

Und zu Hause habe ich ein Arbeitszimmer — oh — von Norden und Süden blicken blauer Himmel und grüne Bäume

herein, vom Süden außerdem die Sonne; am Tage hilft mir die Drossel, am Abend die Nachtigall bei meinem Werk; da knarrt nichts, da rummelt nichts; es ist die Ruhe, die Sammlung selbst; es ist eine beständige Eingebung; mein Bartscherer, wenn er mich schaben kommt, sagt jedesmal: „Ja — hier könnte ich auch dichten!" — kurz: ich werde mich hüten, es weiter zu beschreiben; der Leser würde sonst ausrufen: „Aber dann sind Sie doch ein Quadrat-E—"

Nein, geneigter Leser, Kubik-, bitte, Kubik-! Aber was hilft diese Einsicht? Das beste ist: nicht dran denken, nicht dran denken. Man geht ja ins Bad, um „alles hinter sich zu lassen, was usw."

Nach solchem nützlich verbrachten Morgen geht man zum Essen. Wir gehen ins beste Gasthaus dieses Kurortes. Es gibt den bekannten internationalen Hotelfraß (Verzeihung: aber jede Milde wäre hier wirklich unangebracht). Eine Speise soll ein Kunstwerk sein, und nun stelle man sich ein Kunstwerk vor, das ein Publikum von Japan bis San Franzisko, vom Lyriker bis zum Viehhändler befriedigt. Die Suppe schmeckt genau wie der Pudding, der Gurkensalat genau wie der Rehrücken. Und die Tunke, diese weltumspannende Grand Hotel-Sauce, die, wenn man in Hammerfest den Teller kippt, im nächsten Augenblick in Messina ist! Warmes Wasser, in das man ein paar Tropfen Kaffee schüttet, würde dieselben Dienste tun. Aber eines erfreut uns doch, mein Weib und mich: die Kinder, die Kinder! Man erlebt sein blaues Wunder! Sie, die zu Hause oft die leckersten Dinge verschmähen, hier finden sie alles herrlich und himmlisch, auch den ausgesprochensten Buchbinderpudding. Und wenn sie daheim durch keinen Zwang und keine Überredung zu bewegen sind, Hammelfleisch zu essen — hier essen sie Hammelfleisch. Es ist ja etwas anderes, etwas Fremdes, etwas Neues. Außerdem heißt es hier Mouton.

Um das Essen zu vergessen, legt man sich zum Mittagsschlafe nieder. Die Überschüsse aus den Sommergästen werden gewöhnlich zunächst in einem Klavier angelegt. (Unrecht Gut

gedeihet nicht.) Um diese Stunde übt das Wirtstöchterlein. Es spielt: „Siehste wohl, da kimmt er, große Schritte nimmt er,“ und bei diesen großen Schritten tritt „er“ immer auf f statt auf fis. Außerdem „kimmt“ er im schleppendsten Trauermarschzeitmaß. Man könnte ja allenfalls dabei einschlafen, wenn nicht immer dieses verdammte f wäre. Bums, da ist es wieder! — Jetzt spielt sie was anderes. „Ich bin der kleine Postillon.“ In A-Dur ohne Kreuze. Also schlafen ist nicht. Rauchen ist auch nicht; hinunter an den Strand, zu den Meinigen.

Ich sage nichts gegen das Meer. Ich sage auch nichts dafür; es braucht keinen Fürsprecher. Aber hier ist kein Meer, hier ist Jungfernstieg, Friedrichstraße, Kärntnerstraße. In der von der Kurverwaltung herausgegebenen Anpreisung heißt es „Strandidyll“. überhaupt diese Kuranzeigen! Wenn irgend ein Nest am Wasser liegt und eine Papierfabrik hat, dann heißt es „das nordische Amalfi“. Was von der Kultur in den Wohnungen und an der Wirtstafel gilt, das gilt auch hier: viel zu viel und viel zu wenig. Ich habe alles gesagt, wenn ich sage, daß ein lieber Schneck von einem Kurgast ein Grammophon mitgebracht hat.

Dazwischen hör' ich von links:

„Der Caruso kriegt für jeden Abend 10000 Mark!“ und von rechts:

„Solange die Konsols nicht mindestens 83 stehen, ist nir zu wollen.“

Dabei ist dies einer der stillsten, abgeschiedensten Kurorte. Und Kinder sind hier, Kinder —! Ich kann ja verstehen, daß man fünf Kinder hat; aber sechs? Oder noch mehr?! Ich liebe Kinder außerordentlich, aber nicht ohne alle Auswahl. Es gibt Kinder, deren Eltern ich gern zweimal täglich, einmal morgens und einmal abends durchprügeln würde, Kinder, deren soziales Empfinden, deren Eigentumsbegriffe, deren gesellschaftliche Möglichkeit überhaupt vollkommen unentwickelt geblieben sind. Diese Sommerfrischlinge zerstören mit inniger

Freude, was friedliche Kinder gebaut haben, und zeigen eine heftige Anziehungskraft für fremde Schaufeln, Eimer und sonstiges Spielzeug. Also, wenn ich oben gesagt habe: Reise mit Kindern! so ist diese Aufforderung nicht an alle Eltern gerichtet. Wenn man die Eltern solcher Kinder darauf aufmerksam macht, daß die Spielgeräte in den Händen ihrer Kleinen eine verzweifelte Ähnlichkeit mit gewissen, kürzlich abhanden gekommenen zeigten, so erfährt man zu seiner großen Überraschung, daß bei diesen Kindern jede Unart ausgeschlossen sei. Gewisse Behauptungen wirken stärker als alle Beweise. Man schweigt und kauft neue Schaufeln. Ich habe schon ein kleines Vermögen für Strandspielzeug geopfert. In der Anpreisung der Badeverwaltung wird dieser Kurort natürlich auch gegen Gelbsucht empfohlen; aber ich will mir sie lieber gar nicht erst zulegen.

So schwer es auch fällt, sie sich vom Leibe zu halten, wenn das Bett jeden Abend wieder nach Tran riecht, wenn immer wieder eine Tür schlägt, eine Klinke kreischt, eine Schublade nicht auf- und, wenn sie offen ist, nicht zugeht, wenn alle drei Tage ein Kurgast im anstoßenden Gartenhaus bis zwei Uhr nachts „Geburtstag" feiert usw. usw. Prompt sind die Leute hier nur in einem Punkte: die Rechnung erscheint mit astronomischer Pünktlichkeit. Und wenn ich mir die Rechnung betrachte, dann muß ich mir allerdings sagen, daß ich mir zu Hause für dasselbe Geld nicht entfernt so viel Unbequemlichkeiten verschaffen könnte.

Damit will ich ja gewiß nicht sagen, daß man hier nicht auch heitere, sonnige Augenblicke verlebte, wie zum Beispiel damals, als ich mit dem biedern Sönke Harmssen (das steht auch immer in den Kuranzeigen, daß die Einwohner ein biederer Menschenschlag seien) eine Segelfahrt machte. Ich erzählte ihm, daß ich vor kurzem mit Peter Paysen eine Fahrt gemacht hätte, daß aber Peter Paysen nicht allzuviel vom Segeln zu verstehen scheine.

„Der?" lachte er, „der is noch dümmer als 'n Kurgast!"

„Na na, nun übertreiben Sie,“ sagte ich.

„Nee!“ rief er und verzog den Mund bis an die Ohren, „der is wiß un wahraftig noch dümmer als ’n Kurgast, hähähä!“

„Hähähä,“ machte auch ich.

Solche Augenblicke entschädigen ja für vieles; aber sie sind doch nur vereinzelt.

Von einer Sommerfrische aber muß ich noch besonders erzählen.

Ich bezog nur ein kleines Gehalt und war trotzdem sehr erholungsbedürftig; noch erholungsbedürftiger war mein armes Weib, das kurz vorher ein schweres Leid erfahren hatte, und am allererholungsbedürftigsten war unser jüngstes Kind, das schon drei Jahre lebte und doch nicht lebte, weil es noch keinen Tag gesund gewesen war. Auf den Rat eines Freundes gingen wir mit Sack und Pack in ein kleines, weltverlassenes Fischerdorf an einer Bucht der Nordsee. Bei einem kleinen Bauern hatten wir uns auf vier Wochen in Kost und Wohnung gegeben. Ich weiß nicht mehr, was ich zahlen mußte; aber es war auch nicht mehr wert. Das Meer sahen wir nicht; wir sahen nur die Bucht, und die war eigentlich nichts weiter als ein großer, langweiliger, trübseliger Tümpel. Die zwei Zimmer, die uns zur Verfügung standen, waren wenig über halb so hoch wie unsere Zimmer daheim; dafür enthielten sie aber eine sehr riechbare Luft, während unsere Luft zu Hause nach gar nichts roch. Man kennt ja das hübsche Wort, daß die Luft auf dem Lande deshalb so gut ist, weil die Bauern die Fenster nicht öffnen. Das stimmte hier nicht; wenn man die Fenster öffnete, dann wurde die Luft im Zimmer noch schlechter; denn rings um das ganze Gewese stand eine zehn Meter dicke Mauer von Stallgeruch. Unser Söhnchen freilich faßte vom ersten Tage an eine tiefe Neigung zu dem Kuh-, Schaf-, Pferde-, Schweine-, Gänse-, Hühnerstall; aber er entfremdete sich das Herz seiner Eltern durch den zusammengesetzten Wohlgeruch, den er von dorther mitbrachte. Wenn man sich

durch Zimmer- nud Stallgeruch hindurchgerungen hatte, dann kam man in eine dritte Zone, die des Fischgeruchs. Der Geruch von Dorschen beherrschte das ganze Dorf und seine Umgebung. Obwohl nun meiner Frau wie auch mir der Fischgeruch äußerst unangenehm war, hätten wir diese gemäßigte Zone dennoch den beiden anderen vorgezogen, wenn nicht während unseres ganzen Aufenthaltes mit geringen Atempausen ein Sturm gewütet hätte, gegen den sich Erwachsene nur mit größter Mühe, Kinder aber gar nicht auf den Beinen zu halten vermochten. Wir hätten uns ja vielleicht auf allen Vieren fortbewegen können, wenn da nicht noch ein anderes Hindernis gewesen wäre: der Regen. Es regnete täglich fünfundzwanzig Stunden, und unser guter Wirt sagte selbst: „Wir haben ja schon manche schlechte Sommers gehabt; aber diesen Sommer regnet es ja pergament!" Das war das treffende Wort: dieser Regen war ausdauernd wie Schweinsleder. Trotz alledem gingen wir mit den Kindern, auch mit dem jüngsten, so oft an den Strand, wie es irgend durchzusetzen war, dann freilich bis an die Zähne bewaffnet mit Wintermänteln, Tüchern und doppeltem Unterzeug. Den größten Teil der Zeit aber mußten wir im Zimmer verbringen, und da hatten wir denn reichlich Muße, über das Sinnreiche dieser ganzen Unternehmung nachzudenken. Ich las in diesen Wochen viel Spinoza, das erfüllt mit einer großen Entsagung und Geduld. Nur hin und wieder wurde ich durch unser krankes Kindchen unterbrochen, das am Boden kroch und die Ärmchen nach mir ausstreckte. Dann mußte ich es auf meiner Schulter reiten lassen und dazu in der Stube auf und ab gehend singen:

> Alles neu
> Macht der Mai
> Macht die Seele frisch und frei!

und wir machten die Beobachtung, daß es immer öfter nach diesem Spiel verlangte und, während es sonst verdrießlich, weinerlich und meistens teilnahmlos gewesen war, immer häufiger lächelte. Außerdem hatte ich die Aufgabe, meiner

tief darniedergedrückten Frau die umgebenden Verhältnisse als äußerst befriedigend darzustellen. Unser Zimmer nannte ich „traulich" und „altväterisch behaglich"; den Stall fand ich für unsern Jungen sehr „anschauungs- und lehrreich", und den Stallgeruch „ländlich-gesund", den Fischgeruch bezeichnete ich als „eigenartig" und den Regensturm als „gewaltig" usw. usw. Sie hörte mich auch freundlich und dankbar lächelnd an; nur als ich gewisse rötliche Anschwellungen auf meiner Haut als „die Rückwirkung auf die Einwirkungen des Seewassers" bezeichnete, wurden ihre Blicke starr. Sie stürzte nach meinem Bett und stellte nach kurzer Untersuchung fest: „Das sind Wanzen!!"

Als wir unsern Wirt deswegen zur Rede stellten, erklärte er mit verletzter Würde, in dieser Gegend gebe es überhaupt keine Wohnung ohne Wanzen. Wir versicherten ihm, daß wir dann für diese Gegend weiter keinen Bedarf hätten und lösten den Vertrag.

Ich halte meine Frau für sehr geschickt in allen Zweigen ihres Hausfrauenberufs; aber mit solcher Gewandtheit hab' ich sie niemals einpacken sehen wie an diesem Tage. Am nächsten Morgen stand der Wagen mit unsern Koffern vor der Tür, und wir verabschiedeten uns in glänzender Laune von unsern Wirten, nachdem wir drei Viertel unserer Sommerfrische verbüßt hatten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Während ich dies schreibe, klingt vom Wohnzimmer herüber das erinnerungsvoll lächelnde Adagio aus Mozarts C-Moll-Sonate. Unwiderstehlich angezogen von diesem Vergangenheitsliede, geh' ich hinüber — die Tür ist halb geöffnet — durch den Spalt seh' ich eine meiner Töchter am Flügel sitzen. Festliche Sonne fällt durch helles Lindenlaub herein und spielt um ihren Scheitel, die dasitzt: ein Bild gesunden, blühenden, lächelnden Lebens, ein verkörperter Jubelgesang der Jugend.

Das ist sie, die die mageren Ärmchen nach mir ausstreckte, die drei Jahre lang nicht leben und nicht sterben konnte . . .

Und von Stund' an, als wir in jenem elenden Fischernest gewesen waren, genas sie zusehends und ward frisch und lebendig an Leib und Seele.

Ich habe ja auch nichts gegen die Sommerfrische gesagt. Nur gegen die Menschen hab' ich gesprochen, gegen die Menschen, die sie uns und sich selbst so jammervoll verderben.





